

9|2|2018

Meiner

Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung

SCHWERPUNKT Alternative Fakten

Mit Beiträgen von

Theodor W. Adorno, Christina Bartz, Cornelius Borck,
Oliver Fahle, Philipp Felsch, Rupert Gaderer, Andrea Geier,
Albrecht Koschorke, Dirk Ludigs, Günter Maschke,
Ethel Matala de Mazza, Christoph Menke, Jörg Paulus,
Christina Vagt

Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung

Herausgegeben von
Lorenz Engell und Bernhard Siegert

Heft 9|2 (2018)

Schwerpunkt Alternative Fakten

FELIX MEINER VERLAG | HAMBURG

Im Abonnement dieser Zeitschrift ist ein Online-Zugang enthalten. Für weitere Information und zur Freischaltung besuchen Sie bitte: www.meiner.de/ejournals

ISSN 1869-1366 | ISBN 978-3-7873-3587-9

© Felix Meiner Verlag, Hamburg 2018. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestattet. Satz: Jens-Sören Mann. Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

Inhalt Heft 9|2 (2018)

Editorial

Lorenz Engell / Bernhard Siegert 5

Aufsätze

Christina Bartz
Der Computer in der Küche 13

Rupert Gaderer
Shitstorm. Das eigentliche Übel der vernetzten Gesellschaft 27

Christoph Menke
The Act of Negation: Logical and Ontological 43

Jörg Paulus
Aktenunruhen 59

Debatte: Jenseits von Reden

Dirk Ludigs
Jenseits von Reden 79

vs.

Andrea Geier
Nicht stören!? Über die Kritik an Identitätspolitik und
postmodernen Theorien 89

Archiv

Maschke-Adorno-Briefwechsel 97

Philipp Felsch
Kommentar 99

Schwerpunkt: Alternative Fakten*Albrecht Koschorke*

Linksruck der Fakten 107

Ethel Matala de Mazza

Politik und Lüge 119

Christina Vagt

Auslagerung des Intellekts 133

Oliver Fahle

Das Postfaktische und der Dokumentarfilm 145

Cornelius Borck

Wahrheit, Wirklichkeit und die Medien der Aufklärung 161

Abstracts 185**Autorenangaben 191**

Editorial

AM 22. JANUAR 2017 wurde die Beraterin des amerikanischen Präsidenten, Kellyanne Conway, in einem *Meet the Press*-Interview gefragt, warum der Pressesprecher des Präsidenten kurz zuvor eine »nachweisliche Lüge« bezüglich der Zahl der in Washington zur Amtseinführung Trumps zusammengekommenen Menschen geäußert habe. Conway antwortete: »Our press secretary, Sean Spicer, gave alternative facts [...]«. Das war nicht nur eine Manifestation oder Überbietung von Orwellianischem »Newspeak«. Es war ein Moment, in dem sich ein Bruch mit dem in der westlichen Kultur bislang allgemein anerkannten Paradigma, worin die Faktizität von Daten – seien es Bilder, Zahlen, Aussagen – gründet, offen aussprach. Es war sozusagen ein ironischer Moment der Wahrheit – ironisch, weil dieser Moment einen Höhepunkt des »Post-Truth«-Zeitalters darstellte.

Doch welche Wahrheit? Dass es dazu unterschiedliche und zum Teil kontroverse Auffassungen gibt, zeigen die verschiedenen Deutungen und Instrumentalisierungen, die dieser Moment der Wahrheit in der Folge erfuhr. Der Debatten teil der letzten Ausgabe der *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* hat bereits einen Teil dieser Kontroverse um die Deutung des Phänomens von »fake news« und »alternative facts« dokumentiert. Der Schwerpunkt der vorliegenden Ausgabe setzt diese Kontroverse fort, und zwar deswegen, weil die Kultur- und Medienwissenschaft in mehrfacher Weise vom Ereignis »alternativer Fakten« und den sich anschließenden Kontroversen um ihre Bewertung herausgefordert wird. Sehr schnell wurde nämlich klar, dass die Antwort auf die Frage, welche Wahrheit sich in jenem Moment kundtat, als die Welt aus dem (sich dabei merklich verziehenden) Munde von Kellyanne Conway vom Wunder der Existenz alternativer Fakten erfuhr, nicht einfach nur banal war. So banal wie die Tatsache, dass ein infantiler Narzissmus zur Richtschnur für die Konstruktion der offiziellen amerikanischen Regierungsversion von Wirklichkeit geworden ist, ein Narzissmus, der das, was ist (und wofür es zureichende Gründe gibt), zugunsten dessen verwirft, von dem er möchte, dass es stattdessen sei.

Die Strategie, mit der viele wohlmeinende und dem *common sense* verpflichtete PublizistInnen und KulturwissenschaftlerInnen der Verkündung der Existenz alternativer Fakten begegnen, besteht darin, den traditionellen Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge zu verteidigen und den anscheinenden Irrsinn alternativer Fakten mittels a) Nominalismus und b) Normalisierung zu entschärfen. Das nominalistische Argument gegen »alternative Fakten« besagt schlicht, »alternative

Fakten« seien nichts anderes als Lügen (Chuck Todd war der erste, der so argumentierte). Die nominalistische Beschwichtigungsstrategie geht davon aus, dass sich alles Sprechen in einen »eigentlichen« und einen »uneigentlichen« Sprachgebrauch unterteilen lässt. So meint eine Philosophie des *common sense* oder der Alltagssprache das Problem aus der Welt schaffen zu können, indem sie die Welt vom falschen Sprachgebrauch reinigt.

Wenn man jedoch in Abkehr von dieser Position bezweifelt, dass es so etwas wie einen »eigentlichen« und einen »uneigentlichen Sprachgebrauch« gibt, wenn man also die Denkmöglichkeit »alternativer Fakten« ernst nimmt als ein epistemisches Ereignis, dann wird es für die Medien- und Kulturforschung zu einer dringlichen Aufgabe, die Wissens- und Medienarchäologie des Faktums aufzuarbeiten. Der Grund, warum die Wortschöpfung »alternative Fakten« paradox erscheint, besteht offenbar darin, dass er unserem modernen Faktenbegriff widerspricht, demnach ein Faktum eben deshalb ein Faktum ist, weil es keine Alternative haben kann. Im modernen Verständnis können Tatsachen wohl alternative Deutungen haben, aber das Postulat eines alternativen Faktums kommt dem Postulat einer Spaltung der Realität beziehungsweise einer Verdopplung der Welt gleich.

Das normalisierende Argument führt anschließend an, dass Politiker schon immer gelogen hätten und dass dem, der dem Köhlerglauben anhängt, entsprechend instruierte Pressesprecher würden nicht versuchen, die Dinge schön zu färben, halt nicht zu helfen sei. An der grundlegenden Geltung der herkömmlichen moralischen Ordnung von Wahrheit und Lüge sowie persönlicher Glaubwürdigkeit ändere dies allerdings nichts. Frank Sesno, prominenter Journalist und Director der School of Media & Public Affairs der George Washington University, versicherte auf dem CNN-Panel am 22. Januar 2017: »Credibility matters« – mit Hinweis auf die Lügen diverser Vorgänger Trumps im Oval Office: Johnson, Nixon, Clinton, Bush. Aber eben diese Gewissheit ist ins Wanken geraten, und das ist die Herausforderung. Hier hört die Wahrheit, die mit der Verkündung der Existenz »alternativer Fakten« zutage getreten ist, auf, ganz so banal zu sein. Denn Glaubwürdigkeit wird plötzlich ganz neu verstanden: Für den rechtsnationalen Schweizer Journalisten Roger Köppel klingen selbst die Lügen Trumps »ehrlicher« als die »hochgestochenen Pseudowahrheiten« seiner Konkurrentin Clinton. Dass Glaubwürdigkeit von Unehrlichkeit nicht erschüttert, ja durch Lügen gar gestärkt werden kann, ist neu. Wenn Glaubwürdigkeit sich vom Sagen der Wahrheit trennen lässt, dann, weil sie im Besitz einer alternativen Wahrheit ist, deren Evidenz auf den Rekurs auf das Tatsachenkonzept verzichten kann, das seit ca. 250 Jahren Kern westlicher Wissenschaft ist. Ihre Evidenz gewinnen alternative Fakten paradoxerweise gerade aus ihrer Nichtevidenz im üblichen Sinne, also daraus, dass genau nichts für sie spricht, so wie im Fall der Menschenmenge bei Trumps Amtseinführung, deren geringer Umfang auf Photographien unzwei-

felhaft zu erkennen war. George W. Bush hatte immerhin noch versucht, der Öffentlichkeit Evidenzbeweise für die erlogene Existenz der irakischen »weapons of mass destruction« vorzulegen, und zu diesem Zweck einen eigenen Arbeitsauftrag an die CIA erteilt, die diese Evidenzen wider besseres Wissen zu liefern hatte. Und umgekehrt: Was für die Tatsachen im üblichen Sinne spricht (nämlich, dass sie evident sind wie die geringe Zuschauerzahl), zeugt gerade nicht von ihrer Wahrheit, sondern davon, dass sie Erfindungen einer Verschwörung sind, an der die institutionalisierten Massenmedien und die institutionalisierte Wissenschaft gleichermaßen partizipieren. Wenn alle Medien übereinstimmend berichten, der Mount Everest sei der höchste Berg der Erde (um ein Beispiel zu wählen, das dem Interesse des amtierenden US-Präsidenten an *matters of size* entspricht), ist das nicht mehr zwingend ein Indiz dafür, dass es sich auch so verhält, sondern könnte auch Bestandteil einer Verschwörung sein, deren Ziel ist, zu vertuschen, dass in Wahrheit der Denali der höchste Berg der Erde ist.

Es geht also bei der Krise der Evidenz, die die Denkmöglichkeit alternativer Fakten fundiert, nicht mehr darum, Statistiken anzuzweifeln, oder um die alternative Interpretation von Tatsachen. Es geht nicht um Täuschung, sondern um Verwerfung von Realität (im psychoanalytischen Sinne), die mit der Nichtanerkennung aller Kriterien argumentiert, die Referenzialität begründen. Deshalb gibt es zwischen den Leugnern des Evidenten und den Verteidigern des Faktischen letztlich keinerlei Konsensmöglichkeit und, mangels anerkannter Referenzialität, nicht einmal eine Diskussionsmöglichkeit mehr, ganz so, wie Jean-François Lyotard dies als die Situation des »Widerstreits« beschrieben hat, in der nicht einmal mehr ein gemeinsamer Diskurs existiert, in dem wenigstens der Dissens formulierbar wäre.

Bruno Latour hat in seinen Texten über die Konstruktion von Referenz in den Wissenschaften die Kriterien der Faktizität benannt: Solange sich eine Kette von Übertragungsoperationen von den Dingen zu den Zeichen Schritt für Schritt lückenlos rückverfolgen lässt, gilt die Referenzialität eines Zeichens als evident und die damit getroffene Aussage als Tatsache. Nach medienwissenschaftlicher Überzeugung jedoch ist diese Übertragungskette im Wesentlichen ein von Medien, von Techniken des Speicherns, Übertragens und Verarbeitens abhängiger Prozess. Faktizität ist ein Medienprodukt. Mit dem Begriff des »Medien-Ereignisses« ist zum Beispiel der Sachverhalt erfasst worden, dass Medien und Geschichts-»Tatsachen« in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis stehen. Was wirklich ist oder was als Realität anerkannt wird, ist nicht von den Operationen der Medien zu trennen. »Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen«, schrieb Niklas Luhmann in seinem Buch *Die Realität der Massenmedien*, »wissen wir durch die Massenmedien. Das gilt nicht nur für unsere Kenntnis der Gesellschaft und der Geschichte, sondern auch für unsere Kenntnis der Natur.« Seit dem Linguistic Turn und dem Practical Turn war es ein zentrales Anliegen

der Science bzw. der Science and Technology Studies gewesen, aufzuzeigen, dass und wie wissenschaftliche Tatsachen sozial konstruiert werden. Wie durch die Arbeiten von Hans-Jörg Rheinberger, Tim Lenoir, Bruno Latour, Peter Galison, Lorraine Daston und anderen unterstrichen wurde, sind daran auch Aufzeichnungs- und Visualisierungstechniken (Medien also) maßgeblich beteiligt. Wenn, philosophisch formuliert, »nichts ist ohne zureichenden Grund« (Leibniz), dann sind es, nunmehr medienphilosophisch gewendet, eben die Medien, die diesen Grund legen, weil sie die Referenzketten hervorbringen, denen sich das Faktum verdankt. Dieser Gedanke lässt sich bis zu Martin Heidegger zurückverfolgen, der in seinem Versuch, die ontologischen Dimensionen des Wortes »zureichend« auszuloten, von der Zustellung der Post gesprochen hat. Jacques Derrida spricht im Anschluss daran von den Technologien des Sendens, ohne die nichts einen Grund hat und damit überhaupt ist.

Mit dieser Einsicht argumentiert nun auch ihrerseits die Verwerfung der Referenz, die alternative Fakten möglich macht. Sie bezieht sich ebenfalls auf die mediale Konstruktion von Evidenz und damit dessen, was als Realität anerkannt wird. So operiert sie mittels einer These, auf die auch zahlreiche Forschungsprojekte und Einzelfallstudien der Kultur- und Medienwissenschaft abgezielt haben. Insofern sie sich dabei in nicht unwesentlichem Maße der Rezeption des französischen Poststrukturalismus verdanken, vor allem den Arbeiten Michel Serres', Michel Foucaults, Gilles Deleuze' und Félix Guattaris und in gewissen Maße auch Jacques Derridas, haben manche daraus den vorschnellen Schluss gezogen, dass der Poststrukturalismus den diskursiven Strategien der Leugner des Klimawandels Vorschub geleistet habe. Bruno Latour hatte schon 2006 auf die vermeintliche Krise des »kritischen« Denkens aufmerksam gemacht, die sich darin zu manifestieren scheint, dass Positionen, die jahrzehntelang Positionen des sozialen Konstruktivismus, der Dekonstruktion, der Diskursanalyse gewesen waren, nun von Strategen der Republikaner (in den USA) und von rechtsnationalen Lobbyisten des Großkapitals in anderen Ländern als Argumente gegen die Faktizität des Klimawandels angeführt würden. Allerdings meint Latour mit »Kritik« genau das Gegenteil dessen, was in der Tradition der Kritischen Philosophie im Anschluss an Immanuel Kant darunter verstanden wird. Für Latour wollte die Kritik sagen, »dass es nirgends festen Grund gibt«. Dem kritischen Geschäft Kants ging es jedoch ganz im Gegenteil darum, festen Boden zu schaffen für die wissenschaftliche Erkenntnis von Tatsachen überhaupt.

Der Wahlkampf und der Wahlsieg Trumps haben dieser kurzschlüssigen Idee Latours neue Anhänger verschafft. »Fake news« und a fortiori die Unwortschöpfung Kellyanne Conways haben einen Theorie-Revisionismus wachgerufen, dessen Vertreter nach jahrzehntelanger, offenbar unüberwundener Kränkung durch Diskursanalyse und Dekonstruktion nun als Trittbrettfahrer Trumps und Bannons

die Gelegenheit ergreifen, den »Postmodernismus«, den »sozialen Konstruktivismus« oder gar eine »postmoderne Linke« für »fake news« und »alternative Fakten« verantwortlich zu machen. Diese seien die Folge eines unter der »postmodernen« oder »kulturwissenschaftlichen« Linken verbreiteten *anything goes*, eines zynischen Spiels mit bloßen Worten, der frivolen Behauptung, »alles« sei nur eine beliebige »Konstruktion«, sowie der Behauptung, Wissen sei ohnehin von Glauben nicht mehr zu unterscheiden.

In der Auseinandersetzung mit diesen rückwärtsgewandten Positionen lohnt es sich, in der Geschichte des Faktischen tatsächlich ein wenig zurückzugehen. Wie Barbara J. Shapiro in *A Culture of Fact* ausführt, war auch in England das Konzept der »matters of fact« im Recht bereits fest etabliert, bevor es von der Naturphilosophie übernommen wurde. Ein »matter of fact« war ursprünglich keine etablierte Wahrheit, sondern eine behauptete Tat, die ebenso gut »fiction« sein konnte. Solange Fakten etwas waren, das durch zureichende Dokumente und glaubwürdige Zeugenaussagen erst bewiesen werden musste, waren alternative Fakten durchaus kein Paradox. Erst im 17. Jahrhundert erhielt »fact« die Bedeutung von etwas, das bereits verifiziert ist, also feststeht. Was in der juristischen Diskurspraxis Fakten schuf, das Beweisverfahren, wurde in den empirischen Naturwissenschaften zu einer Methode, mittels präziser Beobachtung und Messung »objektive Erkenntnisse« zu generieren. Im dem Maße, wie Beobachtung und Messung dabei Instrumente einsetzte (durch die das Beobachten und Messen selbstreferenziell wurde), transformierte sich die juristische Praxis des Beweises in eine soziale, kultur- und medientechnische Praxis wissenschaftlicher Erkenntnis. Wissenschaftler wie Robert Boyle und andere Mitglieder der Royal Society insistierten auf der Möglichkeit, Daten zu sammeln, die völlig frei von jeder theoretischen Komponente seien. Dennoch war (wie Mary Poovey nachweist) noch im 19. Jahrhundert faktenkritischen Zeitgenossen bewusst, dass dem Begriff »fact« eine merkwürdige Ambivalenz innewohnt. In Vorwegnahme der *matters of concern* von Bruno Latour beklagte 1838 einer der Herausgeber der *London and Westminster Review*, ein Mr. G. Robertson, dass das Wort »fact« eine Ambiguität aufweise. Es würde nämlich einerseits »evidence« bedeuten und andererseits »anything which exists«. Die Tatsache als die Sache, wie sie sei, ohne Beziehung zu irgendetwas anderem, sei ein »matter of no importance or concern whatever«; erst »the fact viewed as evidence« sei von Bedeutung. Diese Erkenntnis, dass erst wenn Fakten in Evidenz aufgehen, in Beweis- und Vergegenwärtigungstechnik mithin, die Rede von Fakten Sinn macht, sollte den Hintergrund jeder Diskussion alternativer Fakten ausmachen.

Die Krise des Faktischen ist im Grunde eine Krise der Evidenz, insofern in unserer Kultur das Faktische gleichbedeutend mit dem Evidenten ist. Zum modernen Begriff der Evidenz gehört seit John Locke, dass *evidentia* von Propositionen erzeugt wird, die von einer Beziehung zwischen Ideen und Dingen gestützt

werden, die wiederum außerhalb unseres Verstandes existiert, die also unabhängig ist von dem, was wir darüber denken oder fühlen. Das ist es, was wir heute als »objektiv« bezeichnen, und das ist es, was die Evidenzmacht technischer Aufzeichnungs- und Übertragungsverfahren ausmacht. Wir gehören einer Epoche an, in der Tatsachen nicht unabhängig von Techniken existieren. Eben diesem Konzept der Evidenz widerspricht der Diskurs des »Postfaktischen«, der konstatiert, dass eine Tatsache nicht evident ist, wenn sie nicht dem entspricht, was einem das Gefühl sagt. Es lassen sich genügend Beispiele von Reden von AfD-Politikern und anderen rechtspopulistischen Parteienvertretern anführen, die die Evidenz von »Tatsachen« (wie etwa, dass täglich tausende illegale Flüchtlinge über die bayerische Grenze nach Deutschland kämen) abhängig machen vom Gefühl »der Bürger«, dass dem so sei, auch wenn alle verfügbaren Daten dagegensprechen. Interessanterweise entspricht dies ziemlich genau dem antiken Begriff der *evidentia*, der nicht im szientifischen Diskurs des Rationalismus, sondern in der Rhetorik angesiedelt war. Für Quintilian nämlich konnte eine Beschreibung nur dann evident sein, wenn es dem Redner gelang, in seinen Zuhörern das *Gefühl* zu erzeugen, dass die Beschreibung wahr sei. Es ist also nicht die Postmoderne, die für das postfaktische Zeitalter und die Denkmöglichkeit alternativer Fakten verantwortlich ist, sondern eine Prämoderne. Und »alternative Fakten« sind aus wissenschaftlicher Perspektive eigentlich »alternative Evidenzen«.

Nun wäre es allerdings angesichts der Geschichte der modernen *Tatsache* fatal, wenn die Kultur- und Medienwissenschaft (oder auch die Wissenschaftsgeschichte) zwecks Abwehr des Konzepts »alternativer Fakten« zum Glauben an den Tatsachenbegriff des 19. Jahrhunderts und das ihn tragende Konzept von Objektivität zurückkehren würde. Der eigentlich perfide Effekt der »alternativen Fakten« wäre demnach, dass alternative Fakten uns dahin treiben, die Rettung in einer Rückkehr zu positivistischen Wahrheitskonzepten zu suchen. Wie Connolly und Lang übereinstimmend in der *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 9/1 (2018) unterstrichen haben, braucht es bessere Gründe als den Kampf gegen »alternative Fakten«, um zu den Konzepten des Positivismus zurückzukehren (und die sind nach wie vor rar). Kein Revisionismus und schon gar kein unter der Fahne des Positivismus segelnder Revisionismus wird uns in Zukunft die mühsame Arbeit von Wissensarchäologie, Dekonstruktion und historischer Medienwissenschaft ersparen. Eine Dekonstruktion dessen, was Tatsache genannt wird, hätte die Kulturtechniken der Evidenzerzeugung zu reflektieren, um das Verschwinden der Tatsache in der Evidenz als Effekt von Schrift, Narrativen und technischen Medien zu entlarven. Dieser Dekonstruktion ginge es darum, den Mythos der sich selbst präsenten Wahrheit, wie er dem modernen Tatsachenbegriff zugrunde liegt, als Zustellung, Geschick oder Schaltung der *techné*, als Effekt einer Evidenztechnologie auszuweisen. Nicht aber, und das ist entscheidend, um alternative Tatsachen zu

postulieren, die sich auf alternative Modi der Evidenz und alternative Medien der Evidenzerzeugung stützen, sondern um die elementare und unhintergehbare *innere* Alter-Nativität *einer jeden* Tatsache – im Sinne einer wesenhaften Zerteiltheit und Medialität – sichtbar zu machen. Vor allem aber ist die Nichtselbstpräsenz von Tatsachen – ihre mediale Zerteiltheit – nichts, worüber das Sprechen oder Handeln irgendwelcher Subjekte, ob dies nun Politiker, Beraterinnen, Parteistrategen oder Influencer sind, verfügen kann. Die Unverfügbarkeit der Sprache als etwas dem Ich radikal Äußerlichen, ebenso wie die Exzentrizität des Subjekts, die sowohl die Dekonstruktion als auch die Diskursanalyse als auch die Medienwissenschaft immer wieder aufs neue herausarbeiten, sind mit den autoritären Sprachvereinnahmungspraktiken rechtspopulistischer bzw. faschistischer Aktivisten unvereinbar und werden es immer sein. Ob es das Agencement von Deleuze und Guattari, die Spur Derridas, die Ordnung des Signifikanten Lacans, das Archiv Foucaults oder das Aufschreibesystem Kittlers ist: Immer handelt es sich um Figurationen der *techné*, die jenseits der Verfügungsgewalt eines Sprecher-Ichs liegen.

Die Wahrheit, die mit der Proklamation »alternativer Fakten« von höchster staatlicher Stelle offenbar wurde, ist, dass es nicht mehr möglich ist, zwischen Technologie auf der einen Seite und Theorie, Wissenschaft und Rationalität auf der anderen zu unterscheiden. Es geht nicht um das »Elend der Kritik« und auch nicht darum, dass eine »kulturwissenschaftliche Linke« sich selbst dekonstruiert habe. Es geht darum, die Lehre der »alternativen Fakten« zu akzeptieren, dass Wissenschaft »Techno-Wissenschaft« ist, und das bedeutet, dass eine wesentliche Verwandtschaft objektives Wissen, den Satz vom Grund und eine bestimmte metaphysische Bestimmung der Beziehung zur Wahrheit zusammenbindet. Mit den »alternativen Fakten« hat sich die operationale Ontologie des Medienzeitalters die Sprech-Maschinerie (Twitter, Pressesprecher, Beraterinnen, Breitbart) einer rechtspopulistischen und nationalistischen Regierung als Bühne für ihr Entbergungsgeschehen ausgesucht. Denn was durch Trump und seine Clique geschieht, ist nichts anderes als ein Entbergungsgeschehen: Entbergung der modernen metaphysischen Bestimmung der Wahrheit. Spicer und Conway haben auf ihre Weise gesagt oder »performed«, was vor ihnen Heidegger und Derrida deutlich ausgesprochen haben: dass wir in der Moderne nicht länger den Satz vom Grund (bzw. das Vernunftprinzip) vom Gedanken der Technologie auseinanderhalten können. Diese Erkenntnis mag für alle Seiten unbequem sein, für die Medien- und Kulturwissenschaft ebenso wie für diejenigen, die zur alten »objektiven Wahrheit« zurückkehren wollen. Doch die poststrukturalistischen Denker und ihre Vordenker für die *conditio technologica* der Wahrheit verantwortlich machen zu wollen, die sie festgestellt und beschrieben haben, wäre nichts weiter als Unsinn.

Weimar, August 2018

Die Herausgeber

Der Computer in der Küche

Christina Bartz

ZU EINER ZEITGENÖSSISCHEN WIE NACHHALTIGEN Berühmtheit hat ein Produkt gefunden, das letztlich nie verkauft wurde: der Honeywell H316 Küchencomputer, der 1969 in einem Weihnachtskatalog eines US-amerikanischen Kaufhauses für einen Preis von über 10.000 \$ angeboten wurde und dessen Funktion maßgeblich in der Verwaltung von Kochrezepten lag. Der Verkauf des Gerätes war dabei allerdings weniger das Ziel. Vielmehr diente der Computer für die Küche im Rahmen der Broschüre als Aufmerksamkeitsgenerator, denn durch das Bewerben solch spektakulärer Geschenkvorschlüge sollte die Bekanntheit des Kaufhauses gesteigert werden. Regelmäßig bot das Geschäft in seinen Weihnachtskatalogen Produkte an, die zugleich exotisch und sinnlos waren, aber die Imagination anregen sollten.¹ Als Werbestrategie des Kaufhauses ging die Lancierung des Küchenutensils auf: Nicht nur, dass es tatsächlich interessierte Kunden gab, darüber hinaus berichteten Zeitschriften und Radiosendungen über den Rechner für die Küche und dies über die Landesgrenzen hinaus. Die deutsche Design-Zeitschrift *Form* widmete dem »Küchen-Computer« 1970 einen kurzen Eintrag unter der Rubrik »Notizen aus der Technik«. Darin wird dieser als Realität beschrieben, dessen Vermarktung allein an den hohen Kosten scheitert, aber die »Technologie stehe zur Verfügung«.² Letzteres trifft insofern zu, als dass das in der Werbung dargestellte Produkt kein Phantasiegebilde war. Der Technikhersteller Honeywell bot für die industrielle Nutzung Computer unter dem Seriennamen H316 an; einer dieser Rechner wurde für den angedachten Küchengebrauch umgestaltet.³

¹ Vgl. Paul Atkinson: The Curious Case of the Kitchen Computer: Products and Non-Products in Design-History, in: *Journal of Design History* 23/2 (2010), S. 163–179, hier S. 168–173.

² Anonymus: Küchen-Computer per Katalog, in: *Form* 51 (1970), S. 80. Für diesen Hinweis danke ich Monique Miggelbrink: Von der analogen zur digitalen Datenverarbeitung zuhause. Einrichtungszeitschriften als historiografische Quelle zum Wohnen mit dem Medium Computer, unveröffentlichtes Manuskript. Texteinreichung im Rahmen des Workshops »Digitale Quellen: Praktiken, Geschichten, Epistemologien« der AG Medien-geschichte, Universität Lüneburg (13. – 14. 12. 2017).

³ Vgl. Atkinson: The Curious Case of the Kitchen Computer (wie Anm. 1), S. 165–169.

Die Werbestrategie war so erfolgreich, dass noch heute von der Kuriosität des Geräts – ein komplizierter und teurer Rezepteverwalter – berichtet wird. Seine Berühmtheit resultiert aber vor allem aus zwei Gründen: Zum einen stellt er die Designforschung vor die Frage nach der designhistorischen Bedeutung von Produkten, die die Konsumenten nicht wirklich erreichen. Inwiefern nehmen auch diese Produkte Einfluss auf die Design- und Technikentwicklung? Dies führt zu einer viel grundlegenden Frage: »What is the definition of a product for design historical purposes?«⁴ Ist also die Produktion für den Vertrieb, die im vorliegenden Fall ausblieb, Bedingung dafür, dass ein Gegenstand designhistorische Ehren erhält? In Hinblick auf diese Frage hat das Honeywell-Produkt einen besonderen Status, insofern ein voll funktionsfähiges Exemplar hergestellt und publik gemacht wurde, aber dann nicht für den Verkauf vorgesehen war.

Diese designtheoretische Frage hängt mit dem zweiten Grund für die immer erneute Erwähnung des Honeywell-Produkts zusammen: Auch wenn er nie in die Küchen der potentiellen Kundinnen kam, kann er als einer der erster Heimcomputer verstanden und als Rechner für den Gebrauch zu Hause interpretiert werden, insofern er erste konkrete Anwendungen des Computers für die häusliche Sphäre und den Konsumentenmarkt jenseits eines Hobbygegenstandes für Hard- und Software-Interessierte materialisiert (und damit im design-historischen Sinne als Produkt zu verstehen ist).⁵ Dabei ist es gerade die Kuriosität des Angebots, die seine Bedeutsamkeit steigert, denn es ist die Popularität der Werbung, die zu einer Steigerung der Verbreitung führt, welche den Küchencomputer zur gesellschaftsweiten Imaginationsfläche für die Heimanwendung von Rechnern macht.⁶ Er ist also eine Ausnahmeerscheinung und zugleich als Idee verbreitet. Technikgeschichtlich mag der Honeywell H316 also gegebenenfalls uninteressant sein, aber wenn es um Fragen nach der Eröffnung eines Konsumentenmarktes, der Imagination sowie Realisierung der Anwendungen von Computern in der häuslichen Sphäre und der Domestizierung von Technik geht, gerät er durchaus in den Blick. Und genau diese Perspektiven sollen im Folgenden leitend sein.

Dass der »Rezeptberater«⁷ bei der Domestizierung bzw. Verhäuslichung des Computers von Interesse sein kann, darauf hat auch schon Claus Pias unter dem Schlagwort der »heimlichen Digitalisierung« hingewiesen.⁸ Stark verknappt ist

⁴ Ebd., S. 163.

⁵ Vgl. ebd., S. 172 f.

⁶ Vgl. Christina Bartz und Monique Miggelbrink: Werbung. Einleitung in den Schwerpunkt, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft 9/2 (2009), S. 10–19.

⁷ Claus Pias: »Children of the Revolution«. Video-Spiel-Computer als Kreuzungen der Informationsgesellschaft, in: ders. (Hg.): Zukünfte des Computers, Zürich 2004, S. 217–240, hier S. 232.

⁸ Vgl. ebd., S. 226.

darunter der Umgang mit digital arbeitenden Rechnern zu verstehen, deren Oberfläche oder Interface analog ist bzw. zu sein scheint. Pias arbeitet dies anhand der Entwicklung von Videospiele der 1970er Jahre heraus: Das nicht-rechnerbasierte Spiel *Odyssey*, das an den Fernsehbildschirm angeschlossen werden musste, wurde in Form von PONG digital gedoppelt, so dass der Nutzer meinte, das gleiche Spiel vor sich zu haben, obgleich es auf unterschiedlichen Prinzipien beruht: »Die heimische PONG-Version war ein digitaler Computer, der nur deshalb als Videospiel rezipiert werden konnte, weil es die analoge *Odyssey* schon gab und weil die Oberfläche und Spielprinzipien sich zum Verwechseln ähnlich sahen.«⁹ Pias rekonstruiert hier also anhand des Video- bzw. Computerspiels eine Geschichte haushaltsbezogener Computer. Diese hielten dabei nicht durch den Personal Computer Einzug in die Wohnungen, sondern mittels Spiele, die bereits in anderer Form bekannt waren und die am heimischen Fernsehgerät, wie es sich bereits in einer Vielzahl von Haushalten fand, gespielt wurden.¹⁰ Diese Computerform tarnte sich gleichsam in einem analogen Kleid, das dem Computer Zutritt in die Haushalte verschaffte.

Dieser Strang der Computergeschichte fügt sich nicht in die Geschichte des Personal Computers als aus der Idee des Volkscomputers geboren, wie sie mit Rückgriff auf das Aufkommen der Hobbyisten-, Hacker- und Gegenkultur-Szene erzählt wird. In dieser Szene entwickelte sich die Utopie eines unbeschränkten und nicht exklusiven Zugangs zu Computern und damit zu Information. Darüber wurde der Computer als Teil eines politischen Befreiungsszenarios imaginiert.¹¹ Dieses Befreiungsszenario umfasste viele Facetten; neben einer freien und nicht zentralistisch kontrollierten Verfügbarkeit von Information ging es auch um einen Widerstand gegen unpersönliche Rationalisierungsprinzipien in der Arbeitswelt, denen die Idee des Computers als persönlicher Begleiter entgegengesetzt wurde.¹² Im gleichen Maße standen »die willkürlichen Vorschriften von Programmen, Systemverwalten oder Nutzungskontexten«¹³ in der Kritik, denen die Hackerkultur mit einem spielerischen Experimentieren begegnete. Dieses Experimentieren setzte sowohl auf der Ebene der Programme als auch auf der Ebene der Hardware

⁹ Ebd. S. 228.

¹⁰ Vgl. ebd.

¹¹ Vgl. Michael Friedewald: *Der Computer als Werkzeug und Medium. Die geistigen und technischen Wurzeln des Personal Computers*, Berlin 1999, S. 357–360. Vgl. auch Leslie Haddon: *Home Computers*, in: Dale Southerton (Hg.): *Encyclopedia of Consumer Culture*, California 2011, S. 740–742, hier S. 740.

¹² Vgl. Timo Kaerlein: *Intimate Computing. Zum diskursiven Wandel eines Konzepts der Mensch-Computer-Interaktion*, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaften* 15/2 (2016), S. 30–40, hier S. 35.

¹³ Pias: *Video-Spiel-Computer* (wie Anm. 7), S. 219.

an, die sich bastelnd erschlossen wurde.¹⁴ Die Utopie des Volkscomputers war also geprägt vom Wunsch einer selbstbestimmten Aneignung desselben. In diese Geschichte fügt sich PONG vor allem deshalb nicht ein, weil der Computer als Videospiel nicht frei programmierbar, sondern auf ein vorgegebenes Programm reduziert war. An die Stelle von Befreiung und offenem Experiment tritt so wieder die kulturindustrielle Vorgabe. Darüber hinaus war PONG auch ein materiell geschlossenes System, dessen Technik und Prozessieren in einem Gehäuse dem bastelnden Zugriff entzogen war. Dem Spiel PONG sind so die spielerischen Elemente des Computers, wie sie die Hacker- und Hobbyistenkultur formulierte, entzogen, was Teil der heimlichen Digitalisierung der Privathaushalte ist.¹⁵ Beides ist auch Teil der späteren Entwicklung des Personal Computers.

Der Honeywell H316, der in Form einer Abbildung Eingang in Pias' Ausführungen findet (ohne dass diese noch einmal im Text aufgegriffen wird), steht nun gleichsam für eine weitere Variante des Einzugs des Computers in die Wohnungen der Nutzer, die allerdings nicht am Fernsehbildschirm, sondern in der Küche stattfindet und die nur bedingt als heimlich bezeichnet werden kann. Anders als bei dem Spiel PONG war hier die Computerisierung Teil des Werbeversprechens; das Produkt wird offensiv als »Kitchen Computer« angepriesen. Als Rechner für die Küchen ordnet er die bisher genannten Parameter der Beschreibung der Domestizierung des Computers noch einmal neu und führt dabei auch immer das jeweilige Gegenteil mit: heimlich vs. offensichtlich, Spiel vs. Arbeit, Befreiung vs. Industrie und Kontrolle. Der Honeywell H316 als bloßer Gegenstand der Werbung, d. h. als beworbenes, aber nicht produziertes Produkt, schafft es, diese Gegensätze, die die Beobachtung der Verhäuslichung des Computers ausrichten, zu vereinen. Im Folgenden geht es in einem ersten Schritt darum, den Honeywell-Rechner als heimlichen Digitalisierer der häuslichen Sphäre zu beschreiben, während er gleichzeitig explizit als Computer beworben wird.

Dazu wird der Honeywell Kitchen Computer von 1969 als neuartige Schnittstelle von Haus bzw. Küche und Computer verhandelt. Zusätzlich wird das Modell Apple II von 1977, das zu einem der ersten Personal Computer gezählt wird, in diesem Sinne betrachtet. Im Fokus dieser Betrachtung stehen dabei zum einen das Design, verstanden als Gehäusegestaltung der Rechner, zum anderen deren Werbung, die im Hinblick auf Fragen der Domestizierung bzw. Verhäuslichung analysiert werden. Mit Domestizierung ist – äußerst verkürzt – der Prozess der Aneignung von neuen Medien im häuslichen Kontext gemeint.¹⁶ Der Begriff als

¹⁴ Vgl. ebd., S. 229.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 228.

¹⁶ Mit dem Begriff der Domestizierung wird sich natürlich auf den Domestizierungsansatz bezogen, der solche Aneignungsprozesse untersucht. Zugleich scheint dieser Ansatz häufig zu kurz zu greifen, u. a. weil das Einzelmedium, hier der Personal Computer, als

Metapher für einen Zähmungsvorgang rechtfertigt sich aus der Überlegung, dass dieser Vorgang nicht als reibungslos gedacht wird, sondern mit dem neuen Medium eine Störung der häuslichen Sphäre einhergeht. Dieser störanfällige Prozess der Verhäuslichung – so die Ausgangsüberlegung – ist u. a. bestimmt von der Gestaltung der Geräte und deren Werbung, die ein Zusammenleben mit Medien im eigenen Heim plausibilisieren.¹⁷ Zwei Aspekte, die sich auch noch einmal auf das Moment der Störung beziehen, sind in diesem Zusammenhang von besonderem Interesse: Zum einen dienen Design und Werbung dazu, das Moment der Fremdheit des Neuen, das die Technik darstellt, zu mildern, indem an Bekanntes angeschlossen wird. Das Gehäuse-Design leistet dies z. B. durch eine möbelähnliche Gestaltung, die Wohnlichkeit suggeriert, und durch die Vermittlung vertrauter Funktionen.¹⁸ Und auch die Werbung dient der Benennung von Funktionen; sie zeigt u. a. auf, zu welchem Zweck ein Produkt erworben werden soll. Die Zweckbestimmung für die frühen Modelle der Computer für zu Hause, wie sie mittels der analysierten Werbungen und des Designs zur Anschauung kommen, liegen vor allem im Bereich der Arbeit.¹⁹ Die Küche markiert dabei den Ort der Wohnung, an dem Arbeit und Heim kurzgeschlossen werden. An die Küche wird design- und werbetechnisch angeschlossen, indem entsprechende Konnotationen aufgerufen werden. Diese sind häufig nicht widerspruchsfrei, aber Werbung mit ihrem Ziel der Schaffung von Zustimmungsbereitschaft vereint solche Widersprüche.²⁰

stabile Größe vorausgesetzt wird. Damit können Produkte wie der Kitchen Computer nicht als Bestandteil des Domestizierungsprozesses beobachtet werden. Eine Ausnahme ist Leslie Haddon: *The Home Computer: The Making of a Consumer Electronic*, in: *Science as Culture* 2/1 (1988), S. 7–51. In dem Text wird die Domestizierung als Bestandteil der Entwicklung des Personal Computers untersucht. Der Küchen-Computer findet allerdings keine Erwähnung.

¹⁷ Vgl. dazu ausführlich Monique Miggelbrink: ›TV is Furniture‹. Zur Vermöbelung von Fernsehapparaten in der BRD in den 1950er- und 1960er Jahren (Dissertation; unveröffentlichtes Manuskript).

¹⁸ Vgl. zum ersteren ebd. und zum letzteren Christina Bartz u. a.: Zur Medialität von Gehäusen. Einleitung, in: dies. (Hg.): *Gehäuse: Mediale Einkapselung*, Paderborn 2017, S. 9–32, hier S. 15 f.

¹⁹ Vgl. zur Entwicklung des Personal Computers aus der Büroarbeit Haddon: *The Home Computer* (wie Anm. 16), S. 7.

²⁰ Vgl. Roland Marchand: *Advertising the American Dream. Making Way for Modernity, 1920–1940*, Berkley 1985, S. 251.

1. Heimlich und offensichtlich

Der Küchen-Computer von 1969 wird erst einmal nicht als Instrument der Befreiung vorgestellt (Volkscomputer), noch kommt er heimlich daher (PONG). Vielmehr ist er in der Werbung des Kaufhauses fast verstörend offensiv im Mittelpunkt einer Küche platziert, die damit fast unzugänglich wird.²¹ Schließlich hat er die Größe eines kleinen Minicomputers, wie er in der Zeit vor allem für die Bereiche Wissenschaft, Militär und Industrie entwickelt wurde. Der Küchencomputer hat demnach etwa den Umfang eines großen Fernsehers, der allerdings auf einem eigenen Fuß steht, der insofern das Design der Zeit aufnimmt, als dass er sich nach unten hin verjüngt. Es handelt sich um ein Standgerät, dessen Bedienerfront lediglich eine Vielzahl von Schaltern und Leuchten aufweist. Einen Monitor, z. B. für die schriftliche Auflistung von Rezeptzutaten, gibt es nicht. Die Bedienung des Rezeptverwalters musste daher auch in einem zweiwöchigen Kurs, der im Anschaffungspreis enthalten sein sollte, erlernt werden. Auch dieses Detail weist ihn deutlich als Computer aus, der ansonsten maßgeblich aus professionellen Kontexten bekannt ist. Es handelt sich nicht um ein weitgehend intuitiv zu bedienendes, weil bezüglich der Funktion bekanntes Haushaltsgerät, sondern um ein Technikelement, dessen Handhabung spezifische Kompetenzen erfordert und dessen Funktion nicht an der Oberfläche offensichtlich wird. Entstanden aus einem umgestalteten Computer für die industrielle Nutzung bleibt er in Größe, Preis und Gestaltung des Interfaces noch ganz diesem Nutzungszusammenhang verpflichtet und gibt sich darüber – ganz anders als PONG – dem Betrachter der Werbebroschüre als Computer zu erkennen.

Trotzdem fügt sich das Gerät in den heimischen Kontext, was natürlich zunächst einmal durch die Gestaltung des Werbebildes hervorgehoben wird. Die eher massive Präsenz des Computers wird durch allerlei Pflanzen zurückgenommen: Sowohl im Bildvordergrund als auch auf dem Standgerät findet sich jeweils ein Korb mit frischem Gemüse (was ein wenig an die Dekorgegenstände erinnert, die auf den frühen Fernsehrohrengeräten platziert wurden). Und die Schürze der neben dem Computer stehenden Frau wie auch die Kacheln der umgebenden Küche enthalten Blumenmuster. Die Küchenschränke sind in warmem Braun gehalten und entsprechen so dem auf Wohnlichkeit zielenden Einrichtungsstil der Zeit.²² Hier wird ganz in Entsprechung zu Roland Barthes' Analyse der Panzani-

²¹ Vgl. Heike Weber: ›Kluge Frauen lassen für sich arbeiten!‹. Werbung für Waschmaschinen von 1950–1995, in: Technikgeschichte 65/1 (1998), S. 27–56, hier S. 43: Die Anzeigenwerbung der 1960er Jahre bleibt i.d.R. ganz auf die Darstellung des Produkts fokussiert und stellt dieses in den Mittelpunkt.

²² Vgl. Antonia Surmann: Die Küche als Ausdruck des Gesellschaftsbildes, in: kunsttexte.de 1 (2010), S. 4. Vgl. zur Bedeutung von Holz für die Wohn- und Medienkultur Leonie

Werbung und der sich darin mitteilenden Italianität ein Wissen um Häuslichkeit, Haushalt und Küche bzw. Kochen mobilisiert.²³

So wird aber nicht nur ein freundliches Ambiente konnotiert, das die Befremdlichkeit des metallenen Kastens mildert, sondern dem Computer auch eine funktionelle Heimat gegeben, die sich in der Küche der kochenden Hausfrau befindet. Über die Küche und die darin zur Aufführung kommenden Lebensmittel wird dem Honeywell H316 ein Zweck zugesprochen, der ihn anschließbar macht an die häuslichen Routinen: Unterstützung im Haushalt und bei der Zubereitung von Speisen. Diese aus heutiger Sicht und in Anbetracht des Preises eher absurd anmutende Zweckzuweisung invisibilisiert ihn als zweckoffene Universalmaschine. Der Computer, der in Form von Programmen potentiell alle Funktionen ausführen kann, wird damit reduziert auf eine Küchenhilfe und erscheint damit in einem ersten Schritt vergleichbar mit den bekannten Elektrogeräten. So wie PONG durch seine Vergleichbarkeit mit *Odyssey* als Videospiel rezipierbar ist, lässt sich der Honeywell H316 unter die Haushaltsgeräte subsumieren. Das führt zu der Frage, ob nicht die Funktionsreduktion bzw. die Zurückweisung der Zweckoffenheit des Computers einen Bestandteil seiner Domestizierung darstellt.²⁴



Abb. 1: Werbung für den Honeywell Kitchen Computer

Häsler: Analoge Medienmöbel und digitale Surrogate. Anmerkungen zur Materialität und Gestaltung von Musikmedien im Wohnumfeld, in: Christina Bartz u. a. (Hg.): *Gehäuse: Mediale Einkapselung*, Paderborn 2017, S. 71–90, hier S. 73 f. und S. 77.

²³ Vgl. Roland Barthes: *Die Rhetorik des Bildes* (1964), in: ders.: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn*, Frankfurt am Main 1990, S. 28–46, hier S. 30.

²⁴ Vgl. Haddon: *The Home Computer* (wie Anm. 16), S. 16.

Die Funktionszuweisung gelingt nicht allein wegen des werbetechnischen Verweises auf die Küche; hinzu kommt eine zeitgemäße Gehäuse-Gestaltung, die sich an zwei Aspekten zeigt: Zum einen herrschte in den 1950/60er Jahren grundsätzlich die Tendenz vor, Haushaltstechnik wie z. B. Waschmaschinen mit einer kompakten Hülle, die den Nutzer von der Technik trennt, zu versehen. Dadurch wird sie gleichsam erst haushaltsfähig, wie Heike Weber an Beispielen wie Radio und Waschmaschine herausgearbeitet hat. Letztere fand »[...] erst in Form der weißen und so eine sterile Hygiene symbolisierenden Vollautomaten ihren Platz im Badezimmer, derweilen dessen Vorläufer zum einen nur wenig verbreitet und zum anderen nur für den Waschkeller geeignet war.«²⁵ Während die Waschmaschinen der 1950/60er Jahre als weitgehend verschlossener Kasten gestaltet waren, hatten die Vorgängermodelle die Form eines Bottichs mit darunter liegendem Heizelement, weshalb aufgrund des Äußeren auf den Zweck des Dings geschlossen werden konnte.²⁶ Insgesamt kann diese Art des Blackboxings einerseits als grundlegend für die Verhäuslichung von Technik beschrieben werden; zum anderen wird sie aber gerade in den 1950/60er Jahren mit Blick auf Haushalts- und Küchengeräte besonders virulent. Es hat dabei zum Teil den Effekt, dass sich die Funktionen der Geräte nicht auf Anhieb erschließen.

Mit dieser Einkapselung geht zum anderen eine spezifische Oberflächengestaltung der Geräte bzw. Gehäuse einher, insofern die Handhabung der dem Nutzer entzogenen Technik damit einer eigenen Vermittlung bedarf. Seit dem späten 19. Jahrhundert stehen dafür Schalter, Drucktasten und -knöpfe zur Verfügung. Auf die Bedeutsamkeit des Druckknopfs hat vor allem Bruno Latour anhand der Kodak-Kamera aufmerksam gemacht.²⁷ Eine Verbreitung der Drucktaste findet aber erst in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts statt und in der Nachkriegszeit avanciert sie zum »Sinnbild für eine Jedermann stets zu Diensten stehende Technik«.²⁸ Entsprechend werden »immer mehr technische Funktionen von Elektrogeräten über Drucktasten geregelt«.²⁹ Die vielen Bedientasten und -schalter des Honeywell Kitchen Computers sind insofern nicht nur als Ausdruck einer widerständigen, weil unzugänglichen und in ihrer Anwendung aufwendig zu erlernen-

²⁵ Heike Weber: Blackboxing? Zur Vermittlung von Konsumtechniken über Gehäuse- und Schnittstellendesign, in: Christina Bartz u. a. (Hg.): *Gehäuse: Mediale Einkapselung*, Paderborn 2017, S. 115–136, hier 120f.

²⁶ Worauf hier nicht eingegangen wird, ist der Aspekt der Wohnsituation, Wohnungsaufteilung und des Wohnens und damit auf wichtige Einflussgrößen für den häuslichen Standort von Technik und die Entwicklung der Gehäusegestaltung.

²⁷ Vgl. Bruno Latour: *Science in Action*, Cambridge 1987, S. 131.

²⁸ Heike Weber: Stecken, Drehen, Drücken. Interfaces von Alltagstechniken und ihre Bediengesten, in: *Technikgeschichte* 76/3 (2009), S. 233–254, hier S. 240.

²⁹ Ebd.

den Technik zu verstehen, sondern auch als dessen Gegenteil, d. h. als Moment der Dienstbarkeit und der Delegation von mühseliger Hausarbeit. Der Werbetext erklärt dementsprechend, dass ein ganzes Menü ausgegeben werde ›by simply pushing a few buttons‹. Durch das leichtgängige und allein mit dem Zeigefinger auszuführende Betätigen von Tasten bzw. Schaltern werden die Funktionen in Gang gesetzt – so lautet das mit ihnen einhergehende Versprechen, das sich an den Küchen- und Haushaltsgeräten der Zeit findet. Einer simplen Geste stehen dabei komplizierte Vorgänge, die sich im Innern der Maschine vollziehen, gegenüber und diese Vorgänge werden dann als ›automatisch‹ bezeichnet.

Das automatische, also selbsttätige Agieren der Maschinen wird dabei zum Teil per se als computerisiert ausgegeben. Es bedarf weniger eines Rechners als vielmehr einer weitgehenden maschinellen Autonomie bei der Durchführung von Funktionen, damit ein Haushaltsgerät als Computer attribuiert wird. Computer meint dann vor allem die Entlastung von Haushaltstätigkeiten durch Automatisierung. Und in dieser, eher metaphorischen Form sind Computer durchaus präsent in den Haushalten der Nachkriegszeit.³⁰ Das ist gleichsam das Gegenmodell zur Geschichte von PONG, insofern die Haushaltsgeräte in den 1960er Jahren als digital erscheinen sollen, obwohl sie analog arbeiten.

2. Arbeitsplatz Küche

Diese als Computer adressierten Geräte sind Bestandteil einer allgemeinen Technisierung der Haushalte und eines Konzeptes der rationalisierten Hausarbeit, das im frühen 20. Jahrhundert mit der Taylorisierung und Elektrifizierung der Haushalte seinen Ausgangspunkt nimmt. Durch effizient organisiertes und technikerunterstütztes Arbeiten sollte eine Entlastung der Hausfrau erreicht werden. Schon allein insofern diesem Entlastungsziel ein erhöhter Anforderungskatalog an die hausfraulichen Arbeitskapazitäten gegenüber stand, kann dies nicht als Moment der Befreiung verstanden werden.³¹ Vielmehr ging es darum, sicherzustellen, dass die von Frauen auszuführenden Haushaltsarbeiten auch unter den modernen Bedingungen erledigt werden. Dafür wurde u. a. – genauso wie in der industriellen Produktion – auf Technik zurückgegriffen. Werbetechnisch wurde die Haushaltstechnik natürlich als Erleichterung inszeniert, die neu zu nutzende Zeitressourcen schafft. Im Zuge dessen wurde auch ein Bild der guten Hausfrau

³⁰ Vgl. Monique Miggelbrink: Von der analogen zur digitalen Datenverarbeitung zuhause (wie Anm. 2), S. 5 f.

³¹ Vgl. Martina Hessler: ›Mrs. Modern Woman‹. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Haushaltstechnisierung, Frankfurt am Main/New York: 2001, S. 55.

vermittelt, insofern die Werbung aufzeigte, wozu die neuen Ressourcen sinnvoll zu nutzen sind, nämlich für die Familie.³² Letztlich ging es also um die Effizienzsteigerung der weiblichen Hausarbeit. Hier setzt auch das Werbeversprechen des Honeywell Kitchen Computers an, der eine bessere Organisation des Kochprozesses verspricht. Ins Bild gesetzt wird dies ausschließlich über das den Computer rahmende Gemüse, der beigefügte Text macht jedoch auf die Herausforderungen aufmerksam, die die Planung einer Mahlzeit mit sich führt. So referiert die Werbung auch auf einen tayloristisch inspirierten Diskurs um die Hausfrauentätigkeiten, der das Moment der rationalisierten Arbeit mit vagen Ideen der Entbindung aus diesen Arbeiten kombiniert. Der Honeywell Kitchen Computer ist auch als ein Bestandteil dieser Technisierung des Haushalts und der Hausarbeit zu verstehen und schließt daran an, obgleich die Kuriosität des Produktes ihn zu allererst als witziges und überteuertes Gadget erscheinen lässt. Der Honeywell H316, der eigentlich für den industriellen Einsatz produziert wurde, blieb auch in dieser verspielten und für den Hausgebrauch gedachten Variante ein Arbeitsmittel. Die Küche ist dabei der Ort, an dem sich die Arbeit und die Vorstellung eines wohnlichen Heimes treffen.

Richtet man darauf aufbauend die Beobachtung der Verhäuslichung des Computers an der Küche (als Ort der häuslichen Arbeit) aus, so hat es den Anschein, dass sie diesbezüglich eine zentrale Schaltstelle ist. Die Küche erscheint dabei nicht nur als Ort, an dem die Nutzung des Computers als Arbeitsmittel im Haus Sinn macht, sondern sie ist auch eine gestalterische Inspirationsquelle. Dies legt auf jeden Fall Walter Isaacson in seiner Biografie zu Steve Jobs nahe, in der – zumindest, wenn man einmal den Blick darauf lenkt – die Küche durchaus prominent vertreten ist. Dies beginnt mit einem Zitat des Apple-Mitbegründers und Apple-II-Entwicklers Steve Wozniak, der in Hinblick auf einen Teilhaber von Apple formuliert: Mike Markkula »[...] wollte ganz normale Verbraucher in ganz normalen Haushalten mit dem Computer vertraut machen und ihnen zeigen, wie sie ihre Lieblingskochrezepte speichern [...] konnten.«³³ Entweder ist die Idee, einen teuren Computer zu Hause erst einmal für die Rezeptverwaltung zu nutzen, nicht so eigenartig, oder die Werbung für den Küchen-Computer war so erfolgreich, dass sie den Apple-Akteuren auch noch Jahre später präsent war. So ließe sich auf jeden Fall diese Koinzidenz bei der Suche nach heimischen Anwendungen für den Computer erklären.

Eine weitere Anekdote ist, dass Steve Jobs während der Zeit der Entwicklung des Apple II die Haushaltsgeräte-Abteilung von Macy's besuchte, wo er auf eine

³² Vgl. Weber: Werbung für Waschmaschinen (wie Anm. 21) S. 42.

³³ Walter Isaacson: Steve Jobs. Die autorisierte Biografie des Apple-Gründers, München 2011, S. 101.

Cuisineart-Küchenmaschine stieß, deren Design ihm als Vorbild für die Gestaltung des Apple II diene. Zentral ist dabei, dass diese Anekdote die Veränderung des Gehäuse-Materials erklären soll: Anstelle des bis dahin üblichen Metalls wurde der Apple II in Hartschaumplastik gehüllt, wie es sonst eben für Haushaltsgeräte Verwendung fand. Dass Plastik ein ganz besonderes Material ist, das die Erfindung neuer Formen aus einer magischen Operation ermöglicht, darauf hat Roland Barthes in *Mythen des Alltags* hingewiesen.³⁴ Diese Wahrnehmung von Plastik gilt gerade für die Nachkriegszeit, in der sich der Umgang damit wandelt: Nicht nur, dass die Verbreitung enorm stieg, sondern auch die Formenvielfalt nahm zu, denn Plastik wurde immer weniger als ein Werkstoff zur Imitation anderer Materialien gesehen. Vielmehr entstanden neuartige Kunststoffprodukte (so im Bereich Spielzeug der Hula-Hoop-Reifen und der Frisbee).³⁵ Das Besondere des Werkstoffs Plastik ist seine beliebige Formbarkeit, die es – fast in Entsprechung zur freien Programmierbarkeit des Computers – für jede Gestaltung und Funktion öffnet. Dazu gehört auch, eher organisch anmutende Formen und Rundungen annehmen zu können.³⁶ Genau dieses Moment soll dann auch leitend bei der Gehäusegestaltung des Apple II mit seinen abgerundeten Ecken gewesen sein. Rundungen statt Kanten und Plastik statt Metall sind die äußerlichen Komponenten, die den Apple häuslich machen sollen. Leslie Haddon beschreibt das Design des Apple-Gehäuses folgendermaßen:

»The appearance the Apple microcomputer was a sustained attempt to realize the notion of ›user-friendliness‹. The square metal box was replaced by a low, wide designed encased in plastic. It was designed to run silently in order to avoid apprehension about whirring machines. On the whole there was an attempt to de-emphasize the micro as technology, such as by having no sharp edges and no screws jutting out; there were to be no shapes that in any way connoted ›science fiction‹-type gadgets.«³⁷

Die Verwendung von Plastik entreißt den Apple II visuell und haptisch der Sphäre der Technik und konnotiert zugleich Künstlichkeit und Modernität, weshalb es in den 1960er Jahren verstärkt für die Verkleidung von Elektrogeräten des Heimgebrauchs Verwendung findet.³⁸ Durch das Material reiht sich der Apple II-Compu-

³⁴ Vgl. Roland Barthes: *Mythen des Alltags* (1957), Berlin 2010, S. 221–225.

³⁵ Vgl. Jeffrey L. Meikle: *American Plastic. A Cultural History*, New Brunswick 1997, S. 2 und S. 185.

³⁶ Beispielhaft dafür ist der Tulip Chair von Eero Saarinen. Vgl. dazu ebd., S. 199–204.

³⁷ Haddon: *The Home Computer* (wie Anm. 16), S. 16.

³⁸ Vgl. Monique Miggelbrink: Vom Holz- zum Kunststoffgehäuse und wieder zurück: Fernseh Möbel-Zyklen, in: *kultuRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie* 68 (2015), S. 22–31, hier S. 28.

ter »[...] nahtlos in den heimischen Bestand aus Staubsauger, Haartrockner, Bügel-eisen [...]. Und folgerichtig wurde er in einer der ersten großen Werbekampagnen des Unternehmens visuell in eine Reihe mit Elektrogeräten gestellt, an deren dem Computer entgegengesetztem Ende wohl nicht zufällig einer der von Jobs geschätzten Cuisineart-Mixer stand.«³⁹ Das Bild der Kampagne zeigt im Vordergrund einen am Computer arbeitenden Mann und dahinter, mittig, eine ihn anlächelnde Frau, die in der Küche Gemüse schneidet. Fast zehn Jahre nach dem Kaufhauskatalog mit dem Honeywell-Computer sind die Bestandteile der Werbung für einen Heimcomputer verblüffend ähnlich. Allein die werblich vorgestellte Funktion des Apple II weicht ab: Der Apple-Bildschirm zeigt Börsenkurse.⁴⁰ Der Heimcomputer hilft also nicht mehr bei der Erledigung von Hausarbeit, sondern ermöglicht die Erledigung der Arbeit zu Hause. Die Küche markiert dabei erneut den Aspekt der Wohn- und Behaglichkeit, hier u. a. vermittelt durch die kochende und damit fürsorgende Frau: zwei Dienstleister in einem Bild, wobei der liebevolle Blick des vor dem Rechner sitzenden Mannes der Tastatur des Apple II (und nicht den Börsenkursen auf dem Bildschirm) gilt. Indem beide – Köchin und Rechner – in einem Bild in Szene gesetzt werden, wird die Vorstellung einer häuslichen Nutzung eines Bürogegenstandes nahegelegt.



Abb. 2: Werbung für den Apple II

³⁹ Till A. Heilmann: Worin haust ein Computer? Über Seinsweisen und Gehäuse universaler diskreter Maschinen, in: Christina Bartz u. a. (Hg.): *Gehäuse: Mediale Einkapselung*, Paderborn 2017, S. 35–51, hier S. 36. Siehe dazu auch Isaacson: *Steve Jobs* (wie Anm. 33), S. 121.

⁴⁰ Vgl. Isaacson: *Steve Jobs* (Anm. 34), S. 121.

Die Büroarbeit zu Hause ist dann das Versprechen der Apple-II-Werbung. Dieses Werbeversprechen wird über die Küche sowie das Plastikgehäuse aufgerufen, die die Wahrnehmung des Rechners an heimischen Elektrogeräten ausrichtet. Dies markiert einen weiteren Strang der Geschichte des Heim-Computers, der ihn vermittelt über die Haushaltshilfen wie Mixer und Waschmaschine deutlich als Arbeitsgerät ausflaggt. Dies hat wenig zu tun mit den Ideen der Hobbyisten und Hacker, die in ihrem spielerischen und experimentierenden Umgang mit dem Computer diesen als Instrument der Befreiung, u. a. von rationalisierter Arbeit und vorgegebenen Programmen, verstanden. Stattdessen geht es um eine Variante der heimlichen Digitalisierung: Diese vollzieht sich nicht nur an den Fernsehgeräten der PONG-Spieler, sondern auch in den Küchen der Nutzer.

Bildnachweis:

Abb. 1: Honeywell Commercial © Neumann-Marcus 1969.

Abb. 2: Introducing Apple © Apple Computer Inc. 1977.

Shitstorm

Das eigentliche Übel der vernetzten Gesellschaft¹

Rupert Gaderer

DER BEGRIFF *Shitstorm* bezeichnet eine unvorhergesehene, kurz anhaltende Welle der Empörung in sozialen Medien. Die oft beleidigenden Kommentare verbreiten sich äußerst schnell und weichen vom eigentlichen Thema des Konflikts ab. Der Anglizismus taucht in aktuellen Diskussionen immer dann auf, wenn über den ›Hass im Netz‹, ›Cyber-Mobbing‹ oder die ›Macht der Namenlosen‹ in einer ›digitalen Öffentlichkeit‹ berichtet wird. Die Herabwürdigung und Missachtung des Gegenübers besteht beim Shitstorm nicht in physischer Gewalt, sondern erfolgt über die Macht der Sprache und jene Medien, die ein Kollektiv konstituieren und beleidigende Botschaften transportieren. Die digitale Diffamierung beginnt mit der Empörung einzelner Menschen und entwickelt sich aufgrund medientechnologischer Bedingungen zu einer heftigen Auseinandersetzung vieler Sender und Empfänger: Aus einem antiautoritären und partizipatorischen Medium des Dialogs, so könnte man zunächst vermuten, ist ein Forum für Ressentiments und Hassbotschaften geworden.

Verschafft man sich einen Überblick über die aktuelle Forschungslage, fällt auf, dass es sich beim Großteil der Untersuchungen um empirische Arbeiten aus der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft handelt. Das Erkenntnisinteresse dieser Studien gilt einerseits dem Umgang mit sozialen Medien in Journalismus, Politik und Unternehmen. Andererseits werden für große Unternehmen, politische Parteien und staatliche Organisationen Strategien vorgeschlagen und entwickelt, um wirtschaftliche Schäden zu verhindern bzw. einzudämmen.²

¹ Die folgenden Ausführungen basieren auf dem gleichnamigen Habilitationsvortrag, gehalten am 22. 12. 2017 an der Fakultät für Philologie der Ruhr-Universität Bochum.

² Jürgen Pfeffer und Thomas Zorbach: Shitstorms. Social Media und die Veränderungen der digitalen Diskussionskultur, in: Christian Stiegler, Patrick Breitenbach und Thomas Zorbach (Hg.): *New Media Culture. Mediale Phänomene der Netzkultur*, Bielefeld 2015, S. 125–141; Christian Salzborn: *Phänomen Shitstorm. Herausforderung für die Onlinekrisenkommunikation von Unternehmen*, unveröffentlichte Dissertation, Hohenheim 2015, S. 83–110; Lorenz Steinke: *Bedienungsanleitung für den Shitstorm. Wie gute Kommunikation die Wut der Masse bricht*, Wiesbaden 2014, S. 19–32; Christoph Kleineberg: *Shitstorm-Attacken. Digitaler Orkan oder Sturm im Wasserglas?*, in: Ullrich Dittler und Michael Hoyer (Hg.): *Social-Network – Die Revolution der Kommunikation*. Kunden-

Neben diesem Aspekt bekam der Shitstorm eine große Aufmerksamkeit in der Rechtswissenschaft, insofern es sich dabei um den Tatbestand der Verhetzung, um verfassungsrechtliche Fragen der politischen Willensbildung und juristische Reaktionsmöglichkeiten für Betroffene handelt.³ So wurde etwa kritisiert, dass die juristische Durchsetzungskraft der technischen Entwicklung und der Verbreitungsgeschwindigkeit im Internet hinterherhinke, und es wurde aufgrund der Rechtslage der Vorschlag unterbreitet, einen »Ausgleichsfonds für die Opfer von Shitstorms« einzurichten.⁴ Neben diesen rechtlichen Fragen, die auch versicherungstechnische Aspekte mit einschließen, wurde der Shitstorm ebenso aus einer medienpädagogischen Perspektive untersucht, wobei hier vor allem Fragen nach Handlungsoptionen und die Auswertung von Interviews Betroffener im Zentrum standen.⁵ Als ein letztes Forschungsfeld können linguistische Arbeiten betrachtet werden, die sprachsystematische Eigenschaften der Abwertung hervorheben und sich auf die Phonologie, Morphologie, Syntax und Semantik, aber auch die Pragmatik pejorativer Sprechakte konzentrieren.⁶ Ein gemeinsamer Nenner dieser Untersuchungen ist, dass die Diskurse über den Shitstorm durch Narrative des Risikos vorangetrieben werden und davon handeln, was es bedeutet, Adressat einer kollektiven Beleidigung zu werden. Kurz gesagt handelt es sich beim Großteil der Studien um Publikationen für Krisenmanagement und -kommunikation.

Was der Shitstorm ist, ist damit aber noch lange nicht geklärt. Trotz der Tragweite dieses »Symptoms« sozialer Medien sind medienkulturwissenschaftliche Analysen äußerst selten. Angesprochen ist damit ein Zugang, der die Historizität

kommunikation, Facebook-Freundschaften, digitale Demokratie und virtuelle Shitstorms unter medienpsychologischer und mediensoziologischer Perspektive, München 2014, S. 61–78.

- ³ Nicolaus Heise: Volkssouveränität und Shitstorm – neue Formen der politischen Willensbildung und verfassungsrechtlicher Rahmen, in: Mike Friedrichsen und Roland A. Kohn (Hg.): Digitale Politikvermittlung. Chancen und Risiken interaktiver Medien, Wiesbaden ²2015, S. 323–345; Tobias Brings-Wiesen: Das Phänomen der »Online Hate Speech« aus juristischer Perspektive, in: Kai Kaspar, Lars Gräber und Aycha Riffi (Hg.): Online Hate Speech. Perspektiven auf eine neue Form des Hasses, Düsseldorf 2017, S. 35–48.
- ⁴ Bruno S. Frey und Christian Ulbrich: Shitstorms in sozialen und klassischen Medien. Plädoyer für eine neue Handhabung des Phänomens, in: Robert Waldburger, Peter Sester, Christoph Peter und Charlotte M. Baer (Hg.): Law & Economics. Festschrift für Peter Nobel zum 70. Geburtstag, Bern 2015, S. 529–536.
- ⁵ Caja Thimm: Hate Speech und Shitstorms als digitale (Un-)Kultur. Politische und persönliche Reaktionsformen auf Hass im Netz, in: Merz. Zeitschrift für Medienpädagogik 61/3 (2017), S. 52–58.
- ⁶ Jörg Meibauer (Hg.): Hassrede/Hate Speech. Interdisziplinäre Beiträge zu einer aktuellen Diskussion, Gießener Elektronische Bibliothek 2013, unter: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2013/9251/> (17.03.2018); Konstanze Marx: Diskursphänomen Cybermobbing. Ein internetlinguistischer Zugang zu [digitaler] Gewalt, Berlin/New York 2017.

digitaler Phänomene, die technologischen Möglichkeitsbedingungen von Kommunikation und die damit verbundenen medialen Operationen von den Rändern ins Zentrum des Erkenntnisinteresses rückt. Dabei lassen sich *drei* Problemfelder ausmachen, die die seltsame Agitation des Shitstorms und seine Entstehungsherde betreffen: *Erstens* stellt sich die Frage, inwiefern sich der Shitstorm mediengeschichtlich beschreiben lässt, d. h. inwiefern digitale Demütigungskampagnen sich auf Kulturtechniken und Medien der öffentlichen Beschämung, Demütigung und Beschmutzung zurückführen lassen. Die Bestrafungspraktiken vereinten bereits in der Vormoderne die soziale Beschämung und die Rache mit einer Demonstration der Macht, traten aber seit Beginn des 19. Jahrhunderts immer mehr in den Hintergrund und scheinen aktuell eine digitale Renaissance zu erleben. Es geht hier also um die Historizität digitaler Phänomene, die für die gegenwärtige gesellschaftliche Tragweite des Shitstorms bedeutsam ist. Darüber hinaus betrifft die mediale Aufhetzung *zweitens* die Frage nach soziotechnischen Infrastrukturen von Kollektiven, da soziale Medien (wie Facebook, Twitter oder Blogs) durch das Ineinandergreifen von Sozialem und digitalen Technologien gekennzeichnet sind. Sie sind es, die den Hass, die Abscheu und das Infame transportieren, verstärken und manchmal zum Verstummen bringen. Die Beobachtung dieser Voraussetzung macht es möglich, den Shitstorm als eine systemimmanente Störung zu erfassen. Neben diesem soziotechnischen Gefüge des Shitstorms, und dies betrifft das *dritte* Problemfeld, gilt es herauszustellen, inwiefern sich die digitale Empörung als Hetzschwarm beschreiben lässt. Dabei folge ich zunächst der Annahme, dass der Shitstorm in Zusammenhang mit der Emergenz, der Funktionsweise und den Effekten digitaler Medien steht und eine neue Form der Kollektivität darstellt.

1. Verschmutzung: Beschämen und Aneignen

Der Begriff Shitstorm bezieht seine Provokation und Faszination aus der Geschichte des Tabubereichs der Exkremente. Notwendig ist hier eine medialhistoriographische Sichtweise, da beim Großteil der Erklärungsversuche die historische Tiefe der Empörung aus dem Blickfeld gerät: Norbert Elias hat in *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen* (1939) herausgearbeitet, wie seit dem 16. Jahrhundert Aspekte der Defäkation zunehmend mit Gefühlen der Scham, der Peinlichkeit und des Ekels codiert wurden. Die Scham- und Peinlichkeitsschwellen wurden erhöht und körperliche Bedürfnisse zunehmend tabuisiert, um sie hinter die Bühne des gesellschaftlichen Lebens zu verlagern. Die Entwicklung der Moderne habe sich mit einer steigenden Kontrolle der Affekte vollzogen. Was damit bezweckt wurde, war eine Züchtung des Peinlichkeits- und Schamgefühls der Menschen, um Affekte zu bewältigen und zu-

rückzuhalten.⁷ Im Zuge dieser Tabuisierung nahmen die Möglichkeiten der materiellen und sprachlichen Beschämung unter Rekurs auf körperliche Ausscheidungen zu. Die materielle und sprachliche Verschmutzung wurde mehr und mehr an die Empfindung des Ekel gebunden, der nicht lediglich eine Sphäre des ästhetischen Empfindens, sondern auch ethisch-moralische Prinzipien bezeichnet.⁸ Der Ekel ist einerseits ein distinktives körperliches Gefühl, andererseits Ausdruck eines Urteils – was bei der Konstitution des Shitstorms als Figur der Abwertung und Beschämung ins Gewicht fällt.

Eine konzise Mediengeschichte des Shitstorm zu entfalten, würde den Rahmen dieses Artikels sprengen. Jedoch kann an Arbeiten angeschlossen werden, die sehr präzise darstellen, dass zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten die Politik der Demütigung und die Macht der Beschämung an die Zeugenschaft Dritter und den machtvollen öffentlichen Blick gebunden waren. Im 18. Jahrhundert, so die notorische Beobachtung von Michel Foucault in *Überwachen und Strafen*, zielte die Bestrafung eines Verbrechens auf die körperliche Verletzung und die soziale Beschämung. Später, im Zuge einer Orthopädie der Individualität und einer Ingenieurskunst der Menschenführung, sei der bestrafte und verletzte Körper, der vor den Augen des Publikums ausgestellt wurde, auf den großen und kleinen Schauplätzen verschwunden.⁹ Was mit dem Verschwinden des gemarterten Körpers auftauchte, seien jene Disziplinen gewesen, die auf eine ganze andere Art und Weise eine Orthopädie des Körpers und eine Führung des Verhaltens produzierten. Sosehr das Spektakel der geschundenen Körper und die abschreckende Marter von den öffentlichen Plätzen verschwunden sind, so lässt sich doch feststellen, dass die Beschämung und Demütigung auf öffentlichen Schauplätzen nicht abgenommen hat. Ganz im Gegenteil, es scheint für das 19. und 20. Jahrhundert gerade so zu sein, dass Schauplätze der Beschämung und Demütigung ein systemimmanentes Element moderner Gesellschaften darstellen.

Dabei lässt sich erkennen: Wer bloßstellen will, braucht ein Publikum und muss Medien aktivieren – ob analoge oder digitale, ob architektonisches Element oder weißes Blatt Papier, ob Druckmaschine oder Smartphone. Wer jemanden bloßstellen will, muss Vorkehrungen treffen, dass sich ein Publikum versammeln kann, es müssen technische Infrastrukturen geschaffen, Kulturtechniken aufgebracht

7 Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1976, S. 174–194 und Bd. 2, Frankfurt am Main 1976, S. 397–409; zur Beziehung zwischen Verschmutzung und Macht siehe auch Elias Canetti: *Masse und Macht*, Frankfurt am Main 2010, S. 247.

8 Winfried Menninghaus: *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*, Frankfurt am Main 2002, S. 39–75.

9 Michel Foucault: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main 1993, S. 380.

und Medien eingebunden werden, damit sich Menschen an einem realen oder virtuellen Ort versammeln können und für den Beschämenden eine Öffentlichkeit gebildet wird. Dies gilt auch für die architektonische Menschführung des Prangers im Mittelalter oder den Einsatz von ›Sitzprangern‹, ›Schandstühlen‹ und ›Schandesele‹ um 1800, bei denen die Betroffenen sich den Blicken der Gesellschaft aussetzen mussten. Sie wurden beleidigt, bespuckt und – je nach Schwere der begangenen Tat – mit verdorbenen Nahrungsmitteln und Fäkalien beworfen.¹⁰ Die Funktion, eine Öffentlichkeit zu bilden, um Menschen zu beschämen, übernahmen in dieser Zeit ebenso die zumeist anonymen Schmä- und Schandschriften und später der sogenannte »Zeitungspranger« und Schmä-Annancen in der Medienwelt des Deutschen Kaiserreichs. Die Rubriken »An den Pranger« oder »Funk-Pranger« erhielten im Nationalsozialismus eine menschenverachtende Dimension.¹¹ In der heute populären Bezeichnung »Online-Pranger« lassen sich Überreste der Geschichte der Beschämung finden.

Gleichwohl eine epistemische Nähe zwischen den unterschiedlichen analogen und digitalen Beschämungsmaschinen besteht und die Feststellung einer Renaissance alter Beschämungskulturen berechtigt sein mag,¹² so lassen sich dennoch eindeutige Distinktionsmerkmale feststellen. Dies hängt damit zusammen, dass die Plätze der Beschämung sich durch die Entwicklung technischer Medien erweitert und modifiziert haben und das Kalkül der Demütigung zunehmend in digitale Räume exportiert wurde. So hat sich die Möglichkeit der Beleidigung durch die Installierung sozialer Medien im öffentlichen Leben um ein Vielfaches erleichtert, da die Zugangs-, Send- und Empfangsbeschränkungen sozialer Medien absichtlich niederschwellig angelegt sind. Zudem werden mittels sozialer Medien mehr Adressaten als zuvor erreicht.

Was sich daraus ergibt, ist etwas, das man als den *Beschämungsstil* des Shitstorms bezeichnen könnte. Dieser Beschämungsstil zeichnet sich dadurch aus, dass die Botschaften eine schnellere Verbreitung finden und sie leichter versendet werden können, womit Menschen leichter in Machtverhältnisse eintreten. Was als Beschämung und Bestrafung auf den großen und kleinen Plätzen des Aussätzigmachens vor sich ging, was mit Pamphleten und Zeitungen erreicht wurde, hat mittels sozialer Medien eine fast unbegrenzte Verbreitungsmöglichkeit.

Der Unrat ist in der Geschichte der Machtverhältnisse nicht lediglich ein Medium der Beschämung, sondern auch eines der Aneignung. Der Kampf mittels Schmutz, so hat es Michel Serres luzide erläutert, ist charakteristisch für unsere

¹⁰ Richard van Dülmen: Der ehrlose Mensch. Unehrllichkeit und soziale Ausgrenzung in der Frühen Neuzeit, Köln u. a. 1999, S. 81.

¹¹ Ute Frevert: Die Politik der Demütigung. Schauplätze von Macht und Ohnmacht, Frankfurt am Main 2017, S. 126–128.

¹² Jon Ronson: So You've Been Publicly Shamed, London 2015.

Lebenswelt.¹³ Die Beschmutzung ist nicht lediglich eine Geste des Aufstandes und des Kampfes, sondern eine menschliche Handlung, bei der das Eigene durch das Schmutzige erlangt wird. Dies betrifft unter mediengeschichtlichen Prämissen einerseits ›harte Verschmutzungen‹, also im Allgemeinen materielle Elemente und im Besonderen künstliche Verschmutzungen und körperliche Markierungen. Aus kommunikationstheoretischer Sicht gilt dies auch für ›weiche Verschmutzungen‹, zu denen Bilder, Logos und Schriften zählen, mit denen auch Lebensumwelten angeeignet werden.¹⁴ Der Lärm zeigt an, wer Territorien markiert, wer am lautesten schreit, wer mit Maschinen die Unruhe auslöst und wer postet, um die anderen zu beleidigen und verdrängen.¹⁵ Beim Shitstorm – dieser Empörungswelle aus Kommentaren, Bildern und Filmclips – wird ein virtueller Raum zeichenhaft abgesteckt. Denjenigen, die anderer Meinung sind, wird ihre geringe Größe signalisiert.

Wenn man davon ausgeht, dass jede Kultur eine Vorstellung von Schmutz und Beschmutzung besitzt und diese Vorstellungen mit der Idee von Ordnung und Unordnung verbunden sind,¹⁶ dann kann der Shitstorm als eine Operation bezeichnet werden, die eine Ordnung durchbricht, ihr etwas entgegengesetzt und sie angreift. Dabei wird vorausgesetzt, dass durch Beschimpfungen eine verletzte Unordnung wieder in Ordnung gebracht wird. Wer laut und abschätzig Kommentare in sozialen Medien produziert, tut dies mit der Absicht, andere aus diesen Räumen zu vertreiben und auszuschließen. Der Shitstorm macht durch seinen Lärm die anderen taub, und er hat das Ziel, die Meinungen der anderen auszulöschen. Die vielen Kommentare des Hasses besetzen den virtuellen Raum der Versammlung, sie eignen sich ihn an und sie verhindern, dass anderes gesehen und gehört wird. Der Shitstorm ist ein Missbrauch der Botschaften, er ist ein Sprachmüll, weil er Sinn mit Unsinn überdeckt.

Die agonale Struktur ergibt sich dadurch, dass beim Shitstorm angeklagt wird und sich etwas entfaltet, das man als ein Pseudogericht bezeichnen kann. Es wird beleidigt, beschimpft und verletzt, weil es darum geht, jemanden zur Rechenschaft zu ziehen. Dies lässt sich bereits vor den ersten Shitstorms bei den sogenannten ›Flamewars‹ in Mailing-Listen, News-Gruppen oder Diskussionsforen ab den 1970er Jahren – etwa im Usenet (Unix User Network) und ARPANET (Advanced

¹³ Michel Serres: *Der Naturvertrag*, Frankfurt am Main 1994, S. 60–61, und ders.: *Erfindet euch neu! Eine Liebeserklärung an die vernetzte Gesellschaft*, Frankfurt am Main 2013, S. 30.

¹⁴ Zu ›weichen‹ und ›harten‹ Zeichen als Medien der Aneignung siehe Michel Serres: *Das eigentliche Übel*, Berlin 2010, S. 45–68.

¹⁵ Michel Serres: *Atlas*, Berlin 2005, S. 155.

¹⁶ Zu diesem symbolisch-strukturellen Ansatz siehe Mary Douglas: *Purity and Danger. An Analysis of the Concepts of Pollution and Taboo*, London u. a. 1966, S. 7–29.

Research Projects Agency Network) – beobachten. Auch damals kam es zu wüsten Beschimpfungen, Beleidigungen und Drohungen zwischen den Beteiligten, die den gescheiterten Kommunikationsversuchen entsprangen. Flamewars waren strikt textbasiert, von einer starken Emotionalisierung getragen und ein schwieriges bzw. unlösbares Problem für die Administratoren.

Was in Zeiten der ersten sozialen Netzwerke und später mit der Installierung von Social Software im Leben der Menschen euphorisch beschrieben wurde, war die Möglichkeit einer Verschiebung des Gefälles der Macht und einer damit einhergehenden Kontrolle großer Konzerne mittels des Protests in sozialen Medien. »It was«, schreibt Jon Ronson in seinem Essay über die ersten Shitstorms, »like the democratization of justice.«¹⁷ Von einer Demokratisierung der Justiz mittels einer Renaissance von Beschämungspraktiken kann jedoch nicht gesprochen werden. Vielmehr unterliegt eine derartige Argumentation dem Phantasma des Cyberspace der 1990er Jahre, das darin bestand, eine Technologie aus Protokoll, Kontrolle und Überwachung mit einer egalitären Handlungsmacht zu verwechseln.¹⁸ Wer einen Shitstorm bei seiner Entstehung und Weiterentwicklung beobachtet hat, wird bemerkt haben, dass im Zuge der exzessiven Kritikäußerung gerichtet und geurteilt, aber niemals Recht gesprochen wird. Der Shitstorm ist eine Vergeltungspraxis, bei der eine politische, kulturelle oder ästhetische Botschaft als ein Übel angesehen wird – und mit einem Übel abgegolten wird. Ein als schuldhaft wahrgenommenes Unrecht wird mit einer Strafe abgegolten. Deswegen kann ein Shitstorm nie den Diskurs der Versöhnung annehmen, und er wird nie in der Lage sein, einen Konflikt beizulegen. Die archaische Rechtsauffassung, die im digitalen Gewand als Shitstorm so modern auftritt, besagt, dass *nicht* deswegen beleidigt wird, weil jemand einen Normenbruch begangen hat, sondern beleidigt und beschimpft wird, damit dieser Normenbruch *nicht mehr* geschehen kann. Anders formuliert: Bei einem derartigen Krieg der Zeichen in einem digitalen Raum ist es unmöglich, eine Legitimation durch Verfahren zu erlangen. Zumindest kann dies festgehalten werden, wenn das politische, parlamentarische und nicht zuletzt das gerichtliche Verfahren als eine soziale Struktur besonderer Art verstanden wird, die es ermöglicht, dass Entscheidungen übernommen und befolgt werden.¹⁹

Der Shitstorm ist kein Wahrheitskriterium, und er unterstützt nicht die Richtigkeit einer Entscheidung. Vielmehr verpflichtet sich der Sturm der Entrüstung

¹⁷ Ronson: So You've Been Publicly Shamed (wie Anm. 12), S. 9.

¹⁸ Wendy Hui Kyong Chun: Updating to Remain the Same. Habitual New Media, Boston 2017, S. 103–127.

¹⁹ Zum Verfahren als Form der Ausdifferenzierung, Autonomie und Konfliktbewältigung siehe Niklas Luhmann: Legitimation durch Verfahren, Neuwied am Rhein 1969, S. 55–135.

einer archaischen Logik der Demütigung, die eine institutionalisierte Rollentrennung gar nicht kennt. Die digitale Hetze ist das Gegenteil eines Verfahrens, das die Bereitschaft hat, Konflikte geschehen zu lassen und Beschwerden zu spezifizieren. Deswegen operiert der Shitstorm mit Formen der Strafe und nicht mit Formen der Schlichtung. Eine Person wird so mittels einer zeichenhaften Verschmutzung aussätzig gemacht – als eingeschlossener Benutzer wird sie ausgeschlossen.

2. Soziotechnische Infrastrukturen: Performanz und Störung

Der Shitstorm ist ein Moment der Empörung, das stets von einem Anlass zum nächsten wandert. Er ist nie statisch, sondern immer in Bewegung, weil der un-abgeschlossene Prozess der Formation gleichzeitig seine Identität darstellt. Die Welle der digitalen Verschmutzung wird in ihrem Vollzug sichtbar. Deswegen sind es zumeist Medien, mit denen der Shitstorm beschreibbar wird, da sie die Fähigkeit besitzen, dynamische Momente zu erfassen und zeitlich zu fixieren. Dazu zählen klassischerweise nicht die sozialen Medien. Vielmehr handelt es sich um investigative Empörungsdetektoren, die nicht in einer derart reflexiven Weise auf Information und Signal beruhen, wie es bei sozialen Medien der Fall ist. Das hängt damit zusammen, dass sie die Eignung haben, den Shitstorm stillzustellen. Den Shitstorm als ein rein digitales Phänomen zu verstehen, als ein ›Symptom‹, das erst aufgrund einer Zäsur lesbar wird, greift sicherlich zu kurz. Auf diesen Umstand macht nicht lediglich eine Mediengeschichte der Politik der Demütigung und Beschämung aufmerksam. Die Verbindung und Vermischung zwischen Digitalem und Analogem ist für die Sichtbarkeit und das Erkennen des Shitstorms unabdingbar. Es sind nämlich die notorischen ›Massenmedien‹ und weniger soziale Medien, in denen über den Shitstorm berichtet wird. Die paradoxe Situation, dass die exzessive Kritik dort anzutreffen ist, wo sie nicht entsteht, hängt damit zusammen, dass die Verschmutzungspraxis eine systemimmanente Störung darstellt. Wenn also danach gefragt wird, um welche Art der Störung es sich beim Shitstorm handelt, dann wird eigentlich danach gefragt, um welches System es sich handelt.

Der Begriff »soziale Medien« bezeichnet die Verwebung von Sozialem mit digitalen Technologien. Genauer gesagt sind es soziale Kollektive, die auf einem Netzwerk-Dispositiv basieren und ein soziotechnisches Gefüge entstehen lassen. Hier, in diesen dynamischen Zuständen des Verbindens, Trennens und Distribuierens, werden Konflikte ausgetragen, und zwar zumeist in einer auffällig übersteigerten Form. Die Formen des Sozialen werden in ihrer Ambivalenz sichtbar, weil der Umkehrungspunkt absichtlich niederschwellig angelegt ist. So kehren sich Formen der Anerkennung, des Einschlusses und des Wohlwollens schneller in Formen

der Erniedrigung, des Ausschlusses und der Missgunst um – sie werden in sozialen Medien, anders als bei anderen Medienformaten beobachtbar, an ein soziales Limit gebracht. Der Shitstorm bezieht seine Energie aus der Zwiespältigkeit des Sozialen, wobei die Spannung aufgrund der medialen Infrastruktur des Kollektiven entwickelt wird. Die Infrastruktur der Plattformen ermöglicht es, aus einer Meldung viele Meldungen zu machen, die Langsamkeit in die Schnelligkeit der Übertragung umzuwandeln, aus der Mittelbarkeit eine Unmittelbarkeit zu suggerieren und die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem zu verschieben. Facebook, Twitter und Blogs sind auf derartige Technologien angewiesen, weil sie einen Schauplatz eröffnen, auf dem ein öffentliches Bewusstsein simuliert wird. Sie transportieren das Versprechen, Botschaften und Konflikte auf ihren Plattformen transparenter und User zu Trägern des Entscheidens und Urteilens zu machen. Die Erzeuger des Shitstorms sind Ankläger, Urteilende und Zuschauer zugleich.

Es wäre sicherlich falsch zu sagen, dass es Menschen gibt, die grundsätzlich ein übersteigertes Mitteilungs- und Ausstellungsbedürfnis ihres persönlichen Lebens besitzen – wie dies auch in gängigen Studien zu sozialen Medien immer noch diagnostiziert und psychopathologisiert wird. Manche Menschen werden vielmehr von Medien affiziert und fühlen sich aufgefordert, sich mitzuteilen. Medien führen zum Schreiben, und manche Menschen werden zum exzessiven Schreiben verführt. Dies kann bei Twitter beobachtet werden, betrachtet man den Microblog mit seinen 319 Millionen aktiven Nutzern (Stand 2016) als ein Aufzeichnungs- und Vernetzungssystem. Das Medium Twitter war anfangs ein firmeninternes Projekt, dessen Ziel darin bestand, die SMS als Webdienst zu adaptieren. Deswegen ist die einzelne Nachricht bei Twitter eine gefasste und eingeschränkte Zeichenkombination. Sie kann lediglich 140 Zeichen lang sein (seit November 2017: 280 Zeichen), was sich mit der Herkunft von Twitter aus der Technologiegeschichte der SMS erklären lässt. Die Länge einer SMS beträgt 160 Zeichen, bei Twitter sind 20 Zeichen für den Nutzernamen reserviert. Neben der binären Wahlmöglichkeit ist die Vernetzungsmöglichkeit ein wichtiger Bestandteil. Personen und Accounts können direkt adressiert werden (@nutzernamen), mittels Retweet werden Botschaften verbreitet. Die größte Vernetzung wird mit dem Hashtag (#thema) erzielt, der über Schlagworte einen temporären Nachrichtenkanal herstellt. Der Schwerpunkt der Postings liegt auf tagesaktuellen Kommentaren, die einen appellativen und expressiven Charakter haben. Ein besonderes Merkmal bei Twitter besteht darin, dass die Benutzer anderen folgen, die wiederum ihnen folgen können. Diese Operationen zielen auf die Sichtbarmachung eigener und anderer Kommentare und die möglichst weite Verbreitung von Nachrichten. Auch aufgrund dieser technologischen Vorbedingungen wird Twitter nicht so häufig verwendet wie Facebook. Die Plattform besitzt aber die größere Reichweite, weil es die Social Software und die Endgeräte leichter machen, ausgewählten Accounts

zu folgen. Dafür ist der Algorithmus von Twitter ausschlaggebend, der – im Gegensatz zu jenem von Facebook – auf Aktualität setzt. Facebook bedient die Wünsche der Benutzer, die etwas einmal gesehen haben und es nochmals sehen wollen – was bei Twitter nicht der Fall ist. Darum ist es nicht verwunderlich, dass Twitter Qualitäten einer Vernetzungsmaschine entwickelt hat, um Aktualität zu inszenieren. Dafür benötigt die Plattform, die auf Schnelligkeit setzt, kontinuierlich neue Botschaften. Die Nachrichten können rasch in den Fokus der User gerückt werden, weil ältere Nachrichten kaum angezeigt und von Suchmaschinen schwer gefunden werden. Dies ist auch einer der Gründe für den rasch ansteigenden und ebenso rasch verebbenden Verlauf des Shitstorms.

Eine Besonderheit von Twitter besteht in der medialen Fassung des Aufzeichnungs- und Distributionssystems. Angesprochen ist damit die kleine Form, die zum großen Shitstorm führt.²⁰ Der Tweet ist eine mediale Zurichtung, bei der im Kleinen geschrieben, gedacht und gestritten wird. Er wird bewusst klein gehalten, wobei es aufgrund dieser schreibtechnischen Verordnung zwangsläufig zu gezielt überdeutlichen Nachrichten sowie zu ungewollten oder gewollten Missverständnissen kommt. Twitter stellt eine mediale Fassung zur Verfügung, die die Empörung nicht abschwächt, sondern aufgrund des kleinen Formats und der erwähnten Handlungsoptionen hegt und auslöst. Die kleine Schreibweise disponiert Empörungs- und Beschwerderoutinen. Sie wirkt auf Interaktionen zurück, weil sie nicht lediglich das qualitativ Kleine bezeichnet, sondern ebenso das Kleine im Sinne von Kürze und Dichte.²¹ Der Shitstorm ist ein Ereignis, das mit kleinen Formaten in Zusammenhang steht und bei dem der Darstellungsmodus eines Ereignisses auf kleine Formate angewiesen ist.

Dies kann kommunikationstheoretisch dahingehend zugespitzt werden, dass die Beziehung zwischen den Teilnehmenden eines Shitstorms existiert, gerade weil sie kontinuierlich misslingt. Das Rauschen des Shitstorms entzieht dem anderen das Sprechen und Hören und erschüttert die Kommunikation in sozialen Medien. Rauschen meint hier Noise, also das Zusammenspiel jener Störkennzei-

²⁰ Zur kleinen Form siehe Sabiene Autsch und Claudia Öhlschläger: Das Kleine denken, schreiben, zeigen. Interdisziplinäre Perspektiven, in: dies. und Leonie Süwolto (Hgg.): Kulturen des Kleinen. Mikroformate in Literatur, Medien und Kunst, Paderborn 2014, S. 9-20; Michael Gamper und Ruth Mayer: Erzählen, Wissen und kleine Formen, in: dies. (Hgg.): Kurz & Knapp. Zur Mediengeschichte kleiner Formen vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bielefeld 2017, S. 7-22.

²¹ Zur sozioliterarischen Praxis beim Twittern siehe Johannes Paßmann: Kurz & souverän. Twittern als sozioliterarische Praxis, in: Gamper, Mayer (Hg.): Kurz & Knapp (wie Anm. 20), Bielefeld 2017, S. 325-348; zu Knappheit und Kürze als formalästhetischen Voraussetzungen für poetische Auseinandersetzungen siehe Maren Jäger: Die Kürzemaxime im 21. Jahrhundert vor dem Hintergrund der brevitās-Diskussion in der Antike, in: Autsch, Öhlschläger, Süwolto (Hg.): Kulturen des Kleinen (wie Anm. 20), S. 21-40.

chen, die das Potenzial mit sich führen, die Kommunikation zu beeinträchtigen, zu blockieren und letztlich zu unterbrechen: Streit, Wahnsinn und Lärm.²² Die Botschaften müssen sich aus diesen Elementen des Rauschens herausheben, damit sie übertragbar und erkennbar sind. Auch der Shitstorm, wie so viele Figuren des Rauschens, konstituiert sich aus Relationen und Operationen des Verbindens, Trennens, Löschens und Hervorbringens der sozialen Medien. Er wird erst dann sichtbar, wenn die Kommunikation in sozialen Medien misslingt. Dabei ist die technische Realisierung der Distribution von Botschaften entscheidend. Soziale Medien stellen Funktionen des Kommentierens, Likens und Retweetens zur Verfügung. Jemand, der sichtbar sein will, muss Aufmerksamkeit auf sich ziehen, muss skandalisieren und provozieren.

Ohne Zweifel verwenden unterschiedlichste Institutionen und Menschen viel Zeit darauf, einen Kampf gegen den Shitstorm in ihren Kommunikationskanälen zu führen. Es wird versucht, ihn als das Dritte auszuschließen. In sozialen Medien fällt es aber schwer, dass Mannigfaltige zu reduzieren und dabei die *hate speech* zu kanalisieren. Der Shitstorm als Rauschen muss aus sozialen Medien vertrieben werden, weil ansonsten die Verfahren und Medien der Kommunikation ihre Funktion verlieren. Es geht darum, mittels unterschiedlicher medialer Taktiken Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und den Gegenspielern die Aufmerksamkeit zu entziehen. Was dabei erkennbar wird, ist die Erfindung eines neuen Systems, das neue Möglichkeiten der Übertragung, Speicherung und des Prozessierens von Botschaften arrangiert. Die Entdeckung dieser Strukturen ermöglicht auch eine Erkenntnis über jene Gesellschaften, in denen der Shitstorm auftritt.

Für die Beteiligten eines Shitstorms ist jeweils der andere der Gegenspieler, Parasit und Betrüger, der an der Kommunikation in sozialen Medien schmarotzt, durch seinen Lärm die anderen Mitteilungen verschwinden lässt und sie damit nicht dort ankommen lässt, wo sie intendiert waren. Deswegen hat die Sprache des Hasses die Aufgabe, die Gegner aus den virtuellen Versammlungsräumen zu verdrängen, da die Ansicht besteht, der andere sei der Störfaktor. Die andere Meinung müsse dort, wo sie anfängt, in den sozialen Medien andere Teilnehmende zu erreichen und in einen Modus operandi wechselt, gestoppt werden. In diesen Situationen wird die offene Geschlossenheit sozialer Medien erkennbar: Soziale Medien animieren und bestärken darin, Mitteilungen zu senden – zugleich sind diese Systeme damit konfrontiert, dass zu viel und juristisch Strafbares verfasst wird. Dies wird derzeit bei den Diskussionen um das Netzwerkdurchsuchungs-

²² Zur Dimension des Streits und des Wahnsinns im Sinne von Noise siehe Michel Serres: *Geschrey*, in: Dieter Hombach: *Zeta 01/Zukunft als Gegenwart*, Berlin 1982, S. 19–33, hier S. 21 und Michel Serres: *Der platonische Dialog und die intersubjektive Genese der Abstraktion*, in: ders.: *Hermes I. Kommunikation*, Berlin 1991, S. 47–56, hier S. 50.

gesetz besonders deutlich, wenn das verbindende Element sozialer Medien zur trennenden Bedrohung wird. Das Gesetz sieht vor, dass rechtswidrige Kommentare und Posts schneller und leichter als bisher aus sozialen Netzwerken gelöscht werden. Was erwartungsgemäß Kritiker befürchten lässt, dass soziale Netzwerke ihre Qualität als Agenten der Meinungsfreiheit einbüßen.

Setzt man die Kulturtechniken, Medien und Infrastrukturen der Beschämung in einen Zusammenhang, dann kann davon gesprochen werden, dass der Shitstorm nicht zufällig entsteht.²³ Er taucht, anders als üblicherweise angenommen, nicht unvorhergesehen auf und er stößt nicht unerwartet sozialen Medien zu. Genauso wie der Shitstorm aufgrund seiner Struktur als eine Handlung beschreibbar ist, kann er, und dies betrifft ein weiteres Moment, als eine systemimmanente Störung begriffen werden. Das Wesen des Shitstorms ist eine Notwendigkeit, er ist nicht Zwischenfall, sondern ewige Gegenwart sozialer Medien. Er kann deswegen eine derart hohe Bedrohung darstellen, gerade weil er aus jenen sozialen Medien kommt, die sich in den Alltagsroutinen vieler Menschen eingenistet haben.

Eine derartige Beobachtung des Shitstorms hat zur Folge, dass ein Teil der Aufmerksamkeit von einem als anormal beobachteten Verhalten einzelner Menschen auf Technologien, Formate und Aufzeichnungsverfahren verschoben wird. Sie werden erfunden, gebaut und aufrechterhalten, um eine Kommunikation zu gewährleisten, und sind gleichzeitig Voraussetzung und Beweggrund des Shitstorms. Die digitale Empörungswelle ist in diesem Sinne kein unerwartetes Ereignis, keine überraschende Episode, sondern eine kalkulierte Unausweichlichkeit. Der Shitstorm ist eine systemimmanente Vulnerabilität der sozialen Medien.

3. Hetzschwarm

Die Wahrnehmung der Masse hat sich in der Moderne dahingehend verändert, dass Menschenmengen als eine Macht-Entität in der Gesellschaft aufgefasst wurden. Dieser Beobachtungsmodus ist keine Grundkonstante in der Geschichte, sondern konstituiert sich von der Antike bis in die Gegenwart stets neu.²⁴ Was die Masse als eine eigenständige Macht ausmacht und wie sie als Erscheinung

²³ Zu dieser Art der Beobachtung und Beschreibung von Störungen siehe Paul Virilio: *Der Unfall (Accidens originale)*, in: *Tumult. Zeitschrift für Verkehrswissenschaft* 1 (1979), S. 77-82, und ders.: *Versuche, per Unfall zu denken. Gespräch mit Paul Virilio*, in: *Tumult. Zeitschrift für Verkehrswissenschaft* 1 (1979), S. 83-87.

²⁴ Michael Mann: *The Sources of Social Power*, Bd. 1: *A History of Power from the Beginning to A.D. 1760*, Cambridge 1986; Bd. 2: *The Rise of Classes and Nation-States, 1760-1914*, Cambridge 1993; Bd. 3: *Global Empires and Revolution, 1890-1945*, Cambridge 2012.

verstanden wird, unterliegt allgemein gesprochen einer variierenden Kontextualisierung. Dabei kann hervorgehoben werden, dass die Masse unterschiedliche Wechselverhältnisse mit Medien eingeht und in Reflexions-, Übertragungs- und Regulationsmedien verbreitet, hervorgebracht und kanalisiert wird.²⁵ Auch der Shitstorm ist ein Medieneffekt der Masse, der nie von Dauer ist, Momente der Ansteckung entwickelt, paranoische Strukturen freisetzt, aufwiegelt und aufstachelt und sich durch eine ephemere Gestalt der Vielen auszeichnet. Die »klassischen« Massenpsychologien (insbesondere von Gustave Le Bon und Gabriel Tarde) des 19. Jahrhunderts, die diese epistemischen Merkmale vorgaben und bei Untersuchungen des digitalen Konflikts herangezogen wurden, können nicht alle Aspekte des Shitstorms erklärbar machen, da die Beobachtungsmodi eine zeitliche Signatur besitzen.

Was damit angesprochen ist, sind neuere medienkulturwissenschaftliche Auseinandersetzungen mit digitalen Kulturen, die gezeigt haben, dass »neue« Massen in einem Zusammenhang mit der Emergenz, der Funktionsweise und den Effekten einer vernetzten Struktur des Kollektivs stehen.²⁶ Genauer müsste beim Shitstorm von »Infrastrukturen des Kollektivs«²⁷ gesprochen werden, die eine Versammlung von Menschen und Dingen arrangieren. Dazu können Hauptplätze und Nebenstraßen, Kinosäle und Filme gezählt werden, aber auch digitale Endgeräte oder Social Software – materielle und virtuelle Arrangements. Beim Shitstorm konstituiert sich das Kollektiv als Ansammlung von Einzelnen, die als Ganzes handlungsfähig werden. Das betrifft eine Reihe von Elementen, die sich zu einem heterogenen Ensemble aus Menschen, Endgeräten und Algorithmen zusammenschließen. Sie ermöglichen es, dass Botschaften zirkulieren, und sie ermöglichen, dass sich der Hass verbreitet. Diese Infrastrukturen, die virtuelle Welten für Kollektivität geradezu erzwingen, haben beim Shitstorm einen gleichschaltenden Effekt. Sie synchronisieren den Hass, weil sie zur anonymen Präsentation des Selbst, zur permanenten Kommunikation und gesteigerten Problemreduktion auffordern.

Der Shitstorm ist also eine Form des Kollektivs, die sich dadurch auszeichnet, dass verschiedene Akteure sich an einem besonderen Platz versammeln und eine

²⁵ Dies wurde vor allem für die Beziehung zwischen Literatur, Film und Masse festgestellt. Siehe Michael Gamper: *Masse lesen, Masse schreiben. Eine Diskurs- und Imaginationsgeschichte der Menschenmenge 1765-1930*, München 2007, S. 476-483 und 505-510 und Gertrud Koch: *Die Wiederkehr der Illusion. Der Film und die Kunst der Gegenwart*, Frankfurt am Main 2016, S. 156-187.

²⁶ Inge Baxmann, Timon Beyes, Claus Pias: Ein Vorwort in zehn Thesen, in: dies. (Hgg.): *Soziale Medien – Neue Massen*, Zürich 2014, S. 9-15.

²⁷ Urs Stäheli: *Infrastrukturen des Kollektivs: alte Medien – neue Kollektive?*, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 3/2 (2012), S. 99-116, hier S. 113.

Form annehmen, die man als *Hetzschwarm* bezeichnen kann. Damit ist eine Form der Gemeinschaft adressiert, die sich auf ein rasch erreichbares Ziel richtet und den Einzelnen, der sich in der Vielzahl sicher fühlt, mit sich trägt. Dies mag auch einer der Gründe sein, warum in dieser Verbundenheit Beleidigungen und Herabsetzungen geschehen, die ansonsten nicht eintreten. Die Angriffe können deswegen derart verletzend sein, darüber berichten die Selbstdokumentationen und Studien über den Shitstorm,²⁸ weil Medien der Verschmutzung den Hass in die unmittelbare Nähe der entfernten Menschen bringen. Die digitalen Empörungswellen ziehen ihre Durchschlagskraft aus dem Umstand, dass die Opfer leicht über größere Distanzen erreichbar sind und der hohe Grad an sozialer Präsenz als Eigenschaft des Mediums missverstanden wird.

Der Hetzschwarm ist gefährlich, unberechenbar und unangenehm, weil er nicht selbstgenügsam ist. Er ruft zu Handlungen auf, treibt selbst Handlungen voran und ist für jene gefährlich, die außerhalb des Schwarms stehen – er ist eine Bedrohung für jene, auf die sich der Hass des Shitstorms richtet. Der Hass, der den Shitstorm als Hetzschwarm vorantreibt, betrifft Personen und Institutionen, von denen behauptet wird, dass sie in den Lebenskreis des anderen eingedrungen seien, und von denen behauptet wird, dass sie eine Gefahr darstellen würden. Beim Shitstorm handelt es sich nicht um eine Masse, die in irgendeiner Weise räumlich homogen präsent ist, weil er in der Gestalt des Schwarms heterogen an mehreren Orten vorhanden ist. Die Menschen des Shitstorms mögen spontan zusammengekommen sein und es mag auch kein personeller Anführer auszumachen sein, dennoch wird dieses Kollektiv geführt – es wird mittels der Verbindungen geführt.²⁹

Der Shitstorm ist also der Hass in medialer Gestalt. Soziale Medien sind Plattformen, auf denen es Kraft kostet und Anstrengungen erfordert, Emotionen zu relativieren. Dagegen ist es relativ problemlos, den Hass in eine Relation zu anderen Menschen zu setzen. Dieses Gefühl, egal ob es auf Menschen oder Institutionen zielt, besteht in der Form einer Beziehung und entfaltet so seine Gewalt. Die Gefühle des Shitstorms müssen auf etwas fokussiert werden, und es muss ein Ziel geben, das erreicht werden kann. Diejenigen, die von einem Shitstorm erfasst wurden, haben Dinge getan, die vom Hetzschwarm als gefährlich und auch machtvoll verstanden werden. Das Ziel dieser Handlungen besteht darin, Machtverhältnisse zu erneuern und grundlegend zu sichern und ein Gegenüber als ohnmächtig bloßzustellen. Dabei muss es sich nicht um ein hierarchisches Machtge-

²⁸ Thimm: Hate Speech und Shitstorms als digitale (Un-)Kultur (wie Anm. 5), S. 52–58.

²⁹ Zur Differenzierung von Masse und Schwarm siehe Christiane Heibach: Von den Massen zu den Kollektiven: Dimensionen eines diskursiven Paradigmenwechsels, in: Baxmann, Beyes, Pias (Hg.): Soziale Medien – Neue Massen (wie Anm. 26), S. 37–53 und Sebastian Vehlken: Zootechnologien. Eine Mediengeschichte der Schwarmforschung, Zürich 2011, S. 55–95.

fälle handeln, sondern der digitale Hass bezieht sich auch auf Personen, denen im Spiel der Macht wenig Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, die aber aufgrund ihrer Lebensform als widerwärtig und als Träger von Macht empfunden werden.³⁰ Man muss den Hass des Shitstorms ernst nehmen, denn sein Ziel ist die Vernichtung durch Beschämung, die Beseitigung durch Erniedrigung und die Zerstörung durch Formen des Beschmutzens. Das gehasste Subjekt ist beim Shitstorm ein bekämpfenswertes Element einer als gefährlich aufgefassten Welt. Das Ziel eines Shitstorms besteht darin, beim Leidtragenden ein Peinlichkeits- und Schamempfinden auszulösen. Beide sind mit einer sozialen Degradierung verbunden, die mittels Überlegenheitsgesten, wie der zeichenhaften Verschmutzung, einhergeht. Das Scham- und Peinlichkeitsgefühl beim Shitstorm ist eine Furcht vor dem Verlust der Achtung.

Die Konflikte erhalten mitunter eine derart große Intensität, weil Menschen über soziale Medien in Kontakt treten, ohne *persönlich* in Kontakt zu treten. Der Kanal reduziert die Kommunikation und modifiziert die Wahrnehmung der Person, wodurch soziale Hemmungen abgebaut und zwischenmenschliche Verhaltensweisen der Ästimation sabotiert werden. Zwar sind der Name und der Respekt miteinander verbunden, und es ist richtig, dass das digitale Medium die Botschaft von der Person des Boten trennt, was der Anerkennung eines Menschen oft abträglich ist.³¹ Jedoch ist dies kein Phänomen, das lediglich eine digitale Kultur betrifft, sondern ein Symptom mit Geschichte. Außerdem ist der Shitstorm nicht durchwegs anonym, sondern besteht aus heterogenen Verbindungen zwischen Unpersönlichem und Persönlichem, zwischen Namenlosigkeit und Namensnennung, zwischen Fremdheit und Vertrautheit. Die neuen Möglichkeiten der Einbindung von kurzen Filmen, Fotografien oder Audioaufzeichnungen lassen diese Grenzen zusätzlich durchlässig werden. Dennoch ist es erstaunlich, mit welcher absoluten Gewissheit gehasst und der Zweifel, der den Hass kanalisiert, suspendiert wird. Dies ergibt sich daraus, dass beim Hetzschwarm keine Situation des Differenzierens möglich ist. Die sozialen Medien erschweren aufgrund ihrer Binarität und ihrer Begrenzung von Argumentationen die Kulturtechnik des überlegten Trennens und Unterscheidens von Sachverhalten. Was zum Ausdruck gebracht wird, ist die Weigerung, das Gegenüber als Individuum wahrzunehmen.

Diese Verweigerung der Anerkennung als Person hängt damit zusammen, dass der Hetzschwarm sich in einem Dispositiv bewegt, in dem es darum geht, den anderen durch Angriffe zu verdrängen, auszuschließen und zu vertreiben. Der andere muss vertrieben werden, weil er als eine Störung empfunden wird, die falsche

³⁰ Aurel Kolnai: Ekel, Hochmut, Haß. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle, Frankfurt am Main 2007, S. 101.

³¹ Byung-Chul Han: Im Schwarm. Ansichten des Digitalen, Berlin 2013, S. 9.

Informationen verbreitet, die die eigenen Übermittlungsversuche stört oder das Medium missbraucht. Der Shitstorm steht in einer Beziehung zu Warnsignalen und Alarmzuständen. Es geht darum, sich gegenüber einer anderen Person oder Institution abzugrenzen und sie nicht ins Zentrum der Macht gelangen zu lassen. Die Besetzer der Kanäle bestimmen im Shitstorm die Machtkonstellationen, weil jene in Abhängigkeit geraten, die wenig oder kaum Informationen besitzen bzw. aus der Distribution ausgeschlossen werden. Deswegen ist der Shitstorm eine Auseinandersetzung um freie oder versperrte Zugänge zu Netzwerken, Verteilern und Medien, weil sie für die Entwicklung von Ereignissen und die Entwicklung von Machtverhältnissen entscheidend sind. Dabei handelt es sich um eine Beziehung, bei der die Erkenntnis längst verloren ist. Der Shitstorm lässt oft vergessen, worum eigentlich gekämpft wird. Es wird nicht um die Wahrheit gekämpft, sondern es besteht lediglich eine Wahrheit und eine Erkenntnis des Kampfes. Bei diesen Auseinandersetzungen wird der virtuelle Raum sozialer Medien zum Raum der Soldateska. Es handelt sich *nicht* um einen Kampf um das Wissen oder die Wahrheit. Der Shitstorm ist ein Kampf, der um des Kampfes willen ausgetragen wird. Das Wissen des Shitstorms besteht im Kampf, der die Erkenntnis abseits des Kampfes nicht zulässt. In diesem Sinne – dies war der Ausgangspunkt meiner Überlegungen – kann der Shitstorm als das eigentliche und das eigene Übel einer digitalen Kultur verstanden werden. Er ist das eigentliche Übel in dem Sinne, dass er ein wichtiger und essentieller Teil der vernetzten Gesellschaft und der Aushandlung von Konflikten geworden ist. Zugleich ist er das eigene Übel, weil mittels seiner Untersuchung gezeigt werden kann, was einer vernetzten Gesellschaft eigen ist, was für sie typisch und charakteristisch, sonderbar – und auch eigenartig ist.

The Act of Negation: Logical and Ontological

Christoph Menke

1.

Are there historical events? Is there historical change? The answer to the question seems obvious: obviously, things are changing. They change constantly, sometimes faster, sometimes more profoundly, but always somehow. But the question is how they change, and whether there are changes of a specifically historical nature.

The concept of history, which is at issue here, gains its meaning through its distinction from nature. Nature and history are accordingly categorically different. At the latest since Darwin (but indeed already since Wolff's theory of the epigenesis and Goethe's doctrine of the metamorphosis of the plants) it is clear that nature and history do not differ in the way that there is change in history and only repetition of the same in nature. Also, in nature everything—the exemplars (according to Goethe) and the species (according to Darwin)—changes constantly and fundamentally. Nevertheless, Hegel (who knew Goethe's experiments on plant metamorphosis well) briefly and simply writes in the *Phenomenology of Spirit*: »However, organic nature has no history.«¹ Only the »spirit« has a history. Both nature and spirit are changing; also, (organic, living) nature is essentially »movement, becoming, process« (Alexandre Kojève)—like the spirit. They differ, however, in the way they change. According to Hegel, nature »engender[s] coming-to-be merely as a contingent movement, within which each is active in its parts and the whole is preserved, but within which this vitality is restricted for itself merely to where it reaches its pinnacle.«² Kojève explains this by saying that change in nature is »not creative.« And it is not »because it is not negative [or not ›negating‹].«³ This is the

¹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phenomenology of Spirit*, transl. by Terry Pinkard, Cambridge 2018, p.295. On Hegel's acquaintance with Goethe's investigations on plant metamorphosis see the »historical excursus« in Eckart Förster: *Die 25 Jahre der Philosophie. Eine systematische Rekonstruktion*, Frankfurt am Main 2012, pp.286-289.

² Ibid.

³ »En quoi la Vie diffère-t-elle du Geist? L'être vivant est essentiellement mouvement, devenir, processus. Or Hegel dit la même chose du Geist. Mais le processus vital n'est pas créateur (parce qu'il n'est pas négateur); il aboutit là où il a commencé (de l'œuf à l'œuf).« Alexandre Kojève: *Introduction à la lecture de Hegel*, Paris 1979, p. 83.

decisive determination. The modern distinction between nature and history is not the distinction between immutability and change, but between one change and the other. And the peculiarity of historical change is that it takes place through negation—while change in nature is »contingent.« This is why history is not the same as »evolution.« Evolution is rather the category of non-distinction between nature and history. To speak of evolution means to say that there is no history (and hence no spirit)—that there is no transformative act of negation.

These are the questions that I will start to discuss in the following pages: What does negation mean here? How must negation be thought if it is to be the principle, or rather the power, of historical change? My thesis will be that this can only be understood if we conceive of negation not just as a logical (a semantic or discursive) operation but rather as an ontological one. As a logical operation, negation refers to determinations that are given in the form of a proposition: One proposition negates another, one determination is the negation of the other. As an ontological operation, on the other hand, negation does not refer to the content, but to the mode of being of a determination (or to the form of the proposition). The logical operation negates *what* a determination says; the ontological operation negates *how* it says it, indeed, how it *is*.

I will discuss this distinction with reference to a question in the field of politics. (This does not carry any conceptual weight; one could discuss the problem with reference to any field.) In the field of politics, the question of historical change refers to the possibility of transformative action. Or it refers to the possibility of revolution; for in politics the counter-concept to evolution—to the idea that change in nature and in history is of the same kind and logic—is revolution. If there is no specifically historical logic and dynamics of change, if the distinction between nature and history is but a modern illusion, then also no revolution is possible; there never actually *has been* a revolution (as liberals from Tocqueville to Furet and sociologists also from Tocqueville to Luhmann alike have claimed). We can thus study the problems of maintaining the difference between natural and historical change by investigating the contemporary crisis of (the concept of) revolution or of radical transformative action. For this crisis does not merely have political reasons, and thus does not merely affect the contemporary state of politics. It rather is the »crisis of negation.«⁴

⁴ The Crisis of Negation. An Interview with Alain Badiou by John Van Houdt, in: *Continent* 1.4 (2011), pp. 234–238. For a helpful reconstruction see Frank Ruda: *For Badiou. Idealism Without Idealism*, Evanston 2015, chapter 3.

2.

The crisis of negation relates to the model of negation which Hegel has called »determinate negation.«⁵ Determinate negation is defined by its difference from »abstract« negation. These two conceptions of negation can be explained by showing their different ways of understanding the principle that all determination means negation.

In abstract negation, this principle states: By determining something in a particular way (i.e. by saying: A is *p*), I negate any other determination. I say: A is »this and nothing else.«⁶ Since by determining something in this way I deny *any* other determination, there is obviously no (specific, substantial) connection between the determination which I claim and the determinations (namely any other) which I deny. The connection between determination and negation is itself indeterminate: it is abstract. That is why according to the model of abstract negation I can also—the other way around—negate any given determination without thereby claiming another one myself. I can assert something without negating something specific; I can negate something, indeed anything, without asserting something specific.

The counter-model of determinate negation claims that the model of abstract negation is in fact an abstract model of negation: The practice of negation, the negation in practice, does not work this way.⁷ If we actually perform an act of negation—viz. in the context of a debate, in a process of investigation, as a tool for education and training—we do not just deny one determination. We state or at least hint at an alternative, true one, and we do this precisely by exposing the proposed determination as being wrong: as the misrepresentation, i.e. the distorted representation of the truth. According to this argument, the negation of a given determination always leads to another determination: »A is not *p*, but rather *q*.« The act of negation mediates between two determinations; it leads from an existing, old one to a new one. As determinate, negation is processual. Determinate negation means innovation: the production of a »new form.«⁸ The determinate negation has a »result.«⁹ And this is so because already the act of negation itself *is*

⁵ The definition of determinate negation which I give in the following is highly schematic and simplified. I do not claim to represent Hegel's account adequately (and much less Adorno's critical appropriation of it). The aim is to indicate the understanding of negation which is constitutive for the standard account of revolutionary historical transformation.

⁶ Niklas Luhmann: *Über die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen*, in: Harald Weinrich (ed.): *Positionen der Negativität (Poetik und Hermeneutik, vol. VI)*, München 1975, pp. 201–218: 203 (my translation, C. M.).

⁷ Cf. Josef Simon: *Philosophie des Zeichens*, Berlin/New York 1989, p. 85.

⁸ Hegel: *Phenomenology of Spirit* (as note 1), p.79.

⁹ *Ibid.*

a result: In determinate negation, »nothingness is only the determinate shape of the nothingness from which it itself has resulted.«¹⁰ The negation is »immanent« to the determination against which it is directed.

The (old) determination *p* which is negated, and the (new) determination *q* which is produced, thus turn out to stand in a more complex relation than the one just being the other of the other. The new determination *q* is produced by the negation of the old determination *p* because *q*—and hence the negation of *p* by *q*—was already implied in *p*. *q* and *p* are asymmetrically related, for *q* is the truth about (or in) *p*, the true form or version of the old determination *p*. In short, the act of determinate negation is an act of transformation. Determinate negation means to turn a determination against itself by means of itself. Determinate negation means self-transformation, a determination becoming its own other. Or it means to detect and unfold the contradiction in a determination. Determinate negation is dialectical.¹¹

3.

The dialectical conception of determinate negation defines the structure of the political idea of revolution. Lenin's conception in *State and Revolution* is a fitting example. According to Lenin, the revolution is the abolishment of the bourgeois state, which is the political form of capitalism, i.e. the rule of the bourgeois class in political form. The revolution is the negation of, the break with, the bourgeois state. At the same time, the revolution is grounded in capacities that the capitalist order (which is expressed and maintained by the bourgeois state) itself has developed: »The development of capitalism, in turn, itself creates the prerequisites that enable indeed all to take part in the administration of the state.«¹² Capitalism only functions through »the »training and disciplining« of millions of workers«¹³; capitalism is a disciplinary regime, and the point of discipline, as Lenin (like Marx and Weber) knows, is not repression, but enablement, competence, and qualification.

¹⁰ Ibid.

¹¹ In Hegel's sense of the term: not the resolution (or »reconciliation«) of a contradiction but rather its detection and unfolding.

¹² Vladimir Ilyich Lenin: *The State and Revolution* in Henry M. Christman (ed. and trans.): *Essential Works of Lenin. "What is to be Done?" and Other Writings*, translated by Henry M. Christman, New York, NY 1987, pp. 271-364, p. 347. I am sketching here an argument that is much more complex in order to display the logic of negation that defines the concept of revolution. For details and further references see Christoph Menke: *The Possibility of Revolution*, transl. by Frank Ruda, in: *Crisis & Critique*, vol. 4 (2017), no. 2, pp. 313-321.

¹³ Lenin: *The State and Revolution* (as note 12), p. 347.

In doing this, however, capitalism produces its own other. The revolution is the act by which this becomes manifest. The revolutionary negation of capitalism only realizes its as-yet-implicit *self*-negation. It shows that the capitalist discipline which indeed aims at the exploitation of the workers results in enabling them to undertake themselves the organization of labor. This is why the revolution is an act of determinate negation: it turns these capacities and skills against the capitalist discipline that has produced them. The revolutionary negation only unfolds and realizes the self-negation of capitalism.

Ever since Rosa Luxemburg's criticism of Lenin, the problem of this revolutionary model of determinate negation has been described time and again. The criticism states that a revolution that is the determinate negation of the existing order of domination will inevitably only lead to the establishment of a new version of the same domination. In order to ensure the »proximity, easiness, [and] practicability«¹⁴ of the revolution, Lenin identifies the revolutionary subject with the one that has already been produced by capitalist discipline: The revolutionary subject *is* (identical with) the disciplined subject. Thus, it does not come as a surprise that the state that is established by this revolution is engaged in nothing other than the reproduction of its disciplinary basis, the disciplinary subjectivity that grounds it. Just as the revolutionary subject is the disciplined subject, the revolutionary state is the state of discipline. (All of Lenin's texts immediately after the revolution turn around one problem: that of labor-discipline.) Tying the revolution to the dialectical logic of determinate negation grounds it so well in the existing order of domination that the revolution cannot be but its repetition and indeed its intensification.

4.

The conceptually relevant point about the political failure of the classical, Leninist conception of revolution concerns the concept of determinate negation. For determinate negation does not only result in a new determination, it also results from an old determination which it presupposes as much as it dissolves it. The act of determinate negation discovers the new determination as already given in the old determination. In fact, the new determination is produced by (the self-negation of) the old one. The determinate negation depends on what it negates. It is hence not free: it can only transform what already exists or has already been produced (by others and by other means). I will briefly indicate how this dependence of the determinate negation on a presupposed determination manifests it-

¹⁴ Ibid., p. 322.

self in the political case of the revolution. I will then come back to the concept of negation itself.

What must the revolution presuppose (and thus perpetuate instead of changing) in order to be able to carry out its work of negation? According to Lenin's classical model, the revolution opposes capitalism in such a way that it discovers and unfolds its internal contradiction. Further following Lenin, this is the contradiction between the appropriation of organizational power by the bourgeoisie on the one hand and the already existing capacity of the proletariat for the self-organization of its labor, developed by capitalism itself, on the other. The determination which is presupposed in the negation of the bourgeois state is thus the capacity of the proletariat, that is to say, the proletarian subject. According to Lenin, this subject is formed by disciplinary processes. Lenin also says that it is formed by habituation; subject formation is habit formation (or, abilities are habits). This is the presupposition that the revolutionary negation of the bourgeois order makes. It presupposes the formation of the subject by capitalist conditions, or more generally: it presupposes habit—first and foremost, the habits of labor. The revolution relies on the fact that there are subjects who work, who can and want to work, and who have the habit of working. For it is this habit which the revolution invokes—negatively—against the prevailing capitalist conditions.

The presupposition of habit is the fundamental problem of the revolution, the problem on which it fails.¹⁵ It is the fundamental problem of the revolution, because the habit that it must presuppose is at the same time opposed to it. As we have seen, Lenin says this himself: The revolution wants liberation, but the habit on which it is based is the effect of discipline. We can generalize this point. Not only this specific habit on which Lenin wants to base the revolution, but habit as such is disciplinary and unfree. Habit *means* servitude.

This connection holds true from both sides—servitude and habit. Firstly, habit is the way in which servitude, i.e. domination, reproduces itself. Surely, in its beginning, servitude is externally imposed. Servitude is produced in acts of subjection or coercion, by a lord or master. But servitude is reproduced, or rather, servitude reproduces itself, by *being* a servant: by thinking, willing, desiring, and acting like or as a servant, by servitude becoming habitual. But servitude can only become a habit because, secondly, habit itself is internally linked with domination; because habituation *is* domination. The habit of servitude is founded on—it is made possible and reproduced by—the servitude of habit. For a habit is nothing but an externally pre-given social form which the individual has learned to reproduce.

¹⁵ For a first version of the discussion of the negation of habit see Christoph Menke: *The Standstill of Habit: The Beginning of Liberation*, in: Reinhold Goerling, Barbara Gronau and Ludger Schwarte (eds.): *Aesthetics of Standstill*, Berlin/New York (forthcoming).

Aristotle, the theoretician of habit, describes this learning process, the process of habituation and hence of acquiring capacities, in the following way. All learning starts with a paradox: the paradox that we only acquire capacities by already enacting them. Thus, in order to become able to act, we act before we are able to act: »the things we have to learn before we can do them, we learn by doing them, e.g. men become builders by building and lyre-players by playing the lyre.«¹⁶ Thus, we learn by doing something that we do not yet know how to do; learning comes about through an activity, without us already having the required abilities. Therefore, in the process of habituation acting has the character of externality. Those who have just begun to learn a language speak »in accordance with the laws of grammar«, but lack »grammatical knowledge in [themselves]« (II.4); they speak something »grammatical« but not »grammatically.« To learn is to repeat externally, mechanically what the other prescribes—like »actors on the stage« (VII.3). Knowledge, i.e. capacity, is neither the ground nor condition of acting, but is the effect of an acting which itself is and functions without knowledge and is hence externally determined and controlled. Habit is the effect of a mechanism. And habit *stays* the effect of a mechanism: it will never entirely overcome (or sublate) its emergence from externality and domination.

This is the dialectic of habit as »spiritual mechanism«: »although, on the one hand, by habit a man becomes free, yet, on the other hand, habit makes him its *slave*.«¹⁷ Habit is liberating (from the power of nature) *and* enslaving (by the powers of the social). And this is not a relation of contradiction—if we understand this according to the dialectical model of determinate negation. The operation of determinate negation consists in opposing a given condition in the name of its own inner other; thereby, the given condition is overcome and transformed into a »new form.« Precisely this is impossible with habit. Habit cannot be negated dialectically; habit is the end of dialectics, the zone where dialectics ends or perishes. For habit cannot be transformed; habit always stays, in an endless, unproductive, uncreative ambiguity, liberating and enslaving at the same time and in the same respect. Habit is beyond (or rather prior to) history. There is, to be sure, an evolution of habit—habit is *the* site of evolution—but there is no revolution of habit possible (that is, as long as we think of revolution in its classical form: as determinate negation. If there is to be a revolution of habit, it has to take an entirely different form; see below, sect. 6.).

¹⁶ Aristotle: *Nicomachean Ethics*, transl. by David Ross, New York 2009, II.i.

¹⁷ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Hegel's Philosophy of Mind*, trans. W. Wallace and A. V. Miller, Oxford 2007, p. 134. Cf. Christoph Menke: *Hegel's Theory of Second Nature: The ›Lapse‹ of Spirit*, in: *Symposium*, Vol. 17 (2013), No. 1, pp. 31-49.

5.

The problem of (the dialectical concept) of revolution is its inability to think historical change. Hegel's thesis was that historical change, in contradistinction from natural change, is negative. I have taken this to mean that it is based on an act of determinate—immanent and productive—negation. Lenin's concept of revolution provides a paradigm for this. But precisely this paradigm case shows that historical change by determinate negation presupposes the un- or pre-historical: the revolution is based on a habit that it does not change, but rather changes on its own (or by itself, like nature). The revolution which performs an act of determinate negation is only an epiphenomenon of evolution as a self-perpetuating, quasi-natural change. History is based on nature (as second nature).

Is this the end of the attempt to think historical change? Or can the historical negation, i.e. the negation that makes history, be understood differently? This means: Can the act of negation be understood in such a way that the negation of habit becomes possible? Can the change of habit itself be changed—from a quasi-natural evolution to its self-conscious, negating historical transformation?

So far, I have distinguished two understandings of negation: abstract and determinate negation. The abstract negation says »no« to a determination and leaves open what other determination it posits; the abstract negation thus opens up the space of other determinations. The determinate negation posits a new determination by unfolding the immanent contradiction in a given, old one. Both models of negation fail at habit. There can neither be an abstract nor a determinate negation of habit. Since habit is as much without alternatives as it is closed, without inner difference which could be turned against it, *in* habit there is neither the possibility of an abstract nor of a determinate negation. You cannot say no to a habit—more precisely: you cannot say no to a habit while in the midst of that habit.

In order to understand the reason for the failure of both abstract and determinate negation at habit, one first needs a better understanding of what negation actually does in both these cases. So far I have only described negation as a logical operation. Logically understood, acts of negation refer to determinations that can be understood as the content of a proposition. Logic, in its classical form, has to do with the relations between propositions. The logical operation of negation is, however, always at the same time an ontological operation: negating is a change in the (way or mode of) being of determinations.

Niklas Luhmann has described this for the abstract model of negation as its »effect of generalization [*Generalisierungsleistung*].« According to its abstract model, negation means saying »A is not this but something else.« Or the other way round (this is Luhmann's formulation): A is »this and nothing else.« »This and nothing else« means: Every determination (every »this«) is taken as the reverse side of the

negation of every other determination and is thus placed—precisely by negating them—in relation *to* all other determinations. By its negation, all other determinations are not made absent but rather held present »in the semi-darkness of the border [*im Halbdunkel des Randes*].«¹⁸ Or the other way round: By saying »Not this, but something else«, the determination is set by its negation in relation to the unlimited variety of other determinations. Abstract negation changes how we understand determinations (or properties, facts, etc.). In the light of abstract negation, each determination becomes one of many, indeed, of all.

The fact that the logical negation of a determination implies its ontological transformation also holds for determinate negation. The basic idea of the model says: The »nothing« of the negation is always directed against a determination; therefore, it is »itself determinate and has a content.«¹⁹ The explanation for this is that the negation directed against a determination is at the same time »immanent« to this determination. The negation *is* a »result« (namely of the determination which it negates) and it *has* a result: »the negative belongs to the content itself and is the positive.«²⁰ But this also means, conversely, that the positive is the negative. The positive, i.e. the newly won determination, is the »result« of a negation; not simply given, but produced. The determination is new precisely because it has a (pre-)history. (This is the historical category of the new: Only what has a past can be new.) In the »movement« or »transition«²¹, which the determinate negation performs, not only the content changes, but also the concept or form of determination. Determination now means something else: it means to have been set, made, produced by an act of negation.²²

Luhmann defines the ontological effect of negation as generalization: This specific determination is set in relation to all others. Hegel goes one step further: If the determination is understood as being »mediated« by a negation, then it is no longer understood as given, but as made or produced. Thus, each determination is a new determination. Or each determination is historical (while the given is the natural). The determinate negation has a radically ontological effect: the given is re-modeled as posited, or put more precisely, as posited by itself, that is

¹⁸ Luhmann: *Über die Funktion der Negation* (as note 6), p. 203 (Luhmann quotes here J. M. Baldwin; my translation, C. M.).

¹⁹ Hegel: *Phenomenology of Spirit* (as note 1), p. 79. For the claim that negation in Hegel (especially in the figure of the negation of negation) cannot be reduced to its logical sense see Dieter Henrich: *Formen der Negation in Hegels Logik*, in: Rolf-Peter Horstmann (ed.): *Seminar: Dialektik in der Philosophie Hegels*, Frankfurt am Main 1978, pp. 213–229.

²⁰ *Ibid.*, p. 59.

²¹ *Ibid.*, p. 59 and p. 79.

²² More precisely: the result of a negation of negation. Because the negation of the determination *p* is immanent to *p*, the negation of *p* by positing *q* is just as much: (1) the realization of *p* as it is (2) the negation of the (self-)negation of *p*.

as the subject. Determinations, as far as they result from negation, are acts of self-determination. They are acts of freedom.

With this we can say why there can be no negation of habit, that is, neither according to the model of abstract nor to that of determinate negation. This is because habit resists the ontological operation, which is carried out via the logical negation of a determination. For the habituated self cannot relativize its habit in relation to all other determinations (as Luhmann describes the generalizing power of abstract negation); there is no exit from habit.²³ Nor can it transform its habit into the product of its own act of self-determination (as Hegel describes the liberating power of determinate negation); there is no free appropriation of habit. Habit is an inwardly operating external mechanism, which the self in each of its acts, even those of negation, merely repeats and enacts.

6.

The abstract negation as well as the determinate negation are ontological operations. They re-define the determination as the effect of an act of negation. The model of abstract negation understands this effect as an external relativization: in its negative relation to any other determination, each particular determination is seen as one among all the others. The model of determinate negation understands its ontologically transformative effect on determination as its internal processualization: each determination is seen as the result of a movement of transition from a self-contradictory old determination to a new one. Both forms of ontological transformation fail at habit. Habits can be observed and compared by an observer from outside, or habit can change by itself, i.e. evolve, as nature does. But since habit *defines* the subject (the subject is constituted by its habits), that subject itself can neither relativize it externally nor processualize (or historicize) it internally. If negation is either abstract or determinate, no negation—and, hence, no historical transformation—of habit is possible. But there is still a third possibility to conceive the negation of habit. Here, its negation is the mobilization of a counter-force which is presupposed by, but not contained in, habit.

We can see the conceptual place of such a counter-force to habit in habit already in Aristotle's description of its formation. Because habits, i.e. capacities, are acquired, they—genetically as well as logically—presuppose a prior, initial state of incapacity or inability; the second nature of habit emerges from a state of first

²³ For an understanding of liberation (or exodus) as »exit« see Paolo Virno: *Virtuosity and Revolution: The Political Theory of Exodus*, in: Paolo Virno and Michael Hardt (eds.): *Radical Thought in Italy. A Potential Politics*, Minneapolis 1996, pp. 189–210.

nature. From the perspective of acquired capacities, i.e. in retrospect, the relation between first and second nature appears as harmony or agreement. Retrospectively, first nature is conceived of as the capacity to acquire capacities; first nature appears as the »disposition« (Aristotle) to form a second, cultural and social nature. But in this self-interpretation (or self-congratulation) of successful education it will become incomprehensible to itself. For if the socially and culturally acquired capacities had already been there in nature in the form of dispositions, we lose the sense of their becoming—by a leap out of nature. Second nature is then not understood anymore as the *other* nature (but rather as *other nature*: as nature once again).

The only way to think together, (i) that second nature has *become from* first nature, and (ii) that second nature is the *other of* first nature, is to think (iii) first nature itself as (its own) otherness. There can only be second nature, i.e. there can only be culturally acquired capacities and habits, if the first nature of the individual (that eventually will become a subject) itself is or entails the possibility of otherness from nature. (First) Nature must be thought as its own other in order for second nature, the acquiring of habit, to be possible. If nature is the order of necessity—the relation, interaction, and mutation of objects under a law—then the other of nature in nature, which only makes possible and hence comprehensible the emergence of a second nature, is contingency: the interruption of the necessity of nature by a power or force that operates in it, but at the same time exceeds it. There is negativity in nature.²⁴

The assumption of such negativity of force or contingency in nature explains the habituation of capacities in a twofold sense. It does explain firstly, as indicated, why a natural being, a being that has a first nature, can form any social or cultural capacities, i.e. a second nature, at all: only the negativity of force in nature from nature makes processes of the acquisition of habits possible. This also explains secondly, why all culturally produced capacities are defined by an indissoluble element of externality (or why habit, according to Hegel, is but a »spiritual *mechanism*«). If the natural state of the individual is not its »disposition« for culture, but the force of indeterminacy, the individual can never fully appropriate the socially pre-given forms of behavior. They necessarily remain external to the individual. But this, in turn, also means that the individual remains necessarily external towards its habits—i.e. its own social form as a »subject.« The individual is never entirely cultural, a mere inhabitant of its habits. It is (and always remains) retarded to its own social form.

²⁴ See Giorgio Agamben: *Bartleby, or On Contingency* (1993), in: *Potentialities. Collected Essays in Philosophy*, transl. by Daniel Heller-Roazen, Stanford 1999. The tradition of modern aesthetics has called such negativity the aesthetic »force« in nature (or the force of »aesthetic nature« [Herder]); see Christoph Menke: *Force. A Fundamental Concept of Aesthetic Anthropology*, New York 2012.

With this we can see how the negation of habit is possible. It is possible by »return[ing] it to its potential not to be«, by »consign[ing] it once again to potentiality, to the indifferent truth of the tautology [namely, that it is and therefore also could not be]»; i.e. by returning to contingency (or to the play of force) as »the dark and eternal background of intelligible beings«, which means of every social form.²⁵ The counter-force that the act of negation mobilizes against habit is not to be found in it but rather before, prior to it; it is the ground which makes habit possible (and can precisely thereby never be an element of, or part in, habit; the counter-force is thus no *contradiction* in habit). The negation of habit is the return to its beginning or ground in the »dark potential not to be« (Agamben). The negation of habit is thus nothing but its repetition. For in repeating the process of habituation, habit changes its form, its mode of being. Habit becomes an effect. Indeed, it becomes a paradoxical effect: it becomes the effect of the force of its non-existence. In consequence, the negation of habit allows for a new way of acting: it allows the individual to play (and play with) habit.

7.

The third model (or mode) of negation differs from the other two by breaking with the principle that negation means determination (which is the flipside of the principle that all determination is negation). According to this principle, to negate something always means to assert something else. This is obvious in the model of determinate negation. It is its programmatic point: Each negation, by being a negation of a particular determination, generates as its result a new determination; the act of negation *is* the assertion of a new determination. But the tie between negation and determination also holds for the counter-model of abstract negation. This model rejects the claim of the concept of determinate negation that negation is necessarily a relation between one (old) and another (new) determination. Luhmann (whom I have read as defending abstract negation against Hegel's critique) therefore says that negation, by its »effect of generalization«, produces indeterminacy: »The negation allows something indeterminate to enter the functional place of the determinate and thus enables the continuation of operations without the actual execution of all determinations. [...] I determine my yes and leave the necessary negations undetermined.«²⁶ In saying »this, and nothing else«—Luhmann's formula for (abstract) negation—negation does not refer (as Hegel claims) to this specific determination but to anything else. However, anything else is not any-

²⁵ Agamben: *Bartleby, or On Contingency* (as note 24), p. 267 and p. 252.

²⁶ Luhmann: *Über die Funktion der Negation* (as note 6), p. 205; my translation, C. M.

thing: following Luhmann's understanding, I negate anything *else* but I do not—I cannot—negate anything. Also in the model of abstract negation I can only negate if at the same time I assert something: if I posit *another* determination. Determination remains the condition of the possibility of negation.

This is the condition with which the third mode of negation breaks. It is neither merely the negation of *this specific* determination nor even of *all other* determinations. Rather, by »return[ing] it [i.e. a determination] to its potential not to be« (Agamben), it negates determination *as such*. This is why it can be called »infinite negation.« For it is the act of negation which is performed in the form of »infinite judgment.«²⁷ Following Kant's elucidation of the term, »infinite« judgment is to be distinguished from »negative« judgment. This distinction at first refers to *what* is negated: »In negative judgment the negation always affects the copula; in infinite judgment not the copula but the predicate is affected by it.« Thus the »the soul is not mortal« is a negative judgment, while »the soul is non-mortal« is an infinite judgment. However, the decisive point of this distinction is that they practice an entirely different *kind* of negation. In a negative judgment, the subject »is placed without the sphere« of a specific predicate: by saying »the soul is not mortal« I deny that the soul pertains to the sphere of mortality and I thereby leave undetermined in which other sphere it has to be placed. The infinite judgment »the soul is non-mortal«, however, »shews not only that the subject is not contained under the sphere of a predicate, but that it lies without its sphere somewhere in the infinite sphere.« The negative judgment claims that a specific predicate does not apply to the subject because the subject does not pertain in this sphere. The infinite judgment claims that the subject lies without or outside the sphere [*außer der Sphäre*]; that the non-predicate does not apply states that its sphere is »limited« [*beschränkt*]. The act of negation in the infinite judgment infinitizes the subject. It claims its transcendence towards the sphere of predicates, of determination as such; it claims its radical indeterminacy or its »infinite determinability.«²⁸

In infinite judgment we thus encounter a mode of negation which differs radically from its standard logical form.²⁹ As Frege explains, by the logical operation of

²⁷ For a brief definition see Immanuel Kant: *Logik*, Part I, sect. 2, § 22, in: *Werke*, ed. Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1956, vol. III, pp. 534–5; English translation by John Richardson: *Emmanuel Kant, Logic*, London 1819, p. 145–6. The following quotes are from here. (The translation is revised: Richardson translates Kant's *unendlich* as »indefinite« while I render it as »infinite«.)—I follow here the succinct analysis in Jan Völker: *Ästhetik der Lebendigkeit. Kants dritte Kritik*, München 2011, pp. 100–111. Cf. also the use of the term with reference to Bartleby in Slavoj Žižek: *The Parallax View*, Cambridge/Massachusetts 2006, p. 381–2.

²⁸ Völker: *Ästhetik der Lebendigkeit* (as note 27), p. 102; my translation, C. M.

²⁹ According to Kant, therefore »the distinction of the infinite from the negative judgments

negation we form from the expression of one thought (which is either true or false) the contradictory thought (which is hence either false or true).³⁰ The act of negation thus remains in the sphere of »thought«, i.e. of determination or proposition. It refers to a specific content but not to the form of thought. In logic, the negation of a thought does not mean »the dissolution or destruction of the thought«. ³¹ From which Frege concludes: »No non-thought is turned into a thought by negation, just as no thought is turned into a non-thought.«³² There is no act of negation that turns thought into non-thought. All negation only turns one thought into another thought.

Both the model of abstract and of determinate negation share this logical assumption. For Luhmann, the »preservation [of meaning] is and remains a condition of the negating operation.«³³ For Hegel, the ontological transformation by negation consists in changing the meaning of determination (from a given to a »result«). Infinite negation, however, does precisely what Frege claims *cannot* be done by an act of negation: it destroys a thought; it dissolves »the interconnexion of its parts.«³⁴ In Kant's analysis of infinite judgment: it establishes an infinite difference between the two elements of a thought, its subject and its predicate. This is why infinite negation falls outside of the realm of logic. While determinate and abstract negation are logical operations with ontological effects, infinite negation is a *purely* ontological operation.

★

does not pertain to this science,« i.e. the science of logic (Kant, *Logic*, p. 146; translation revised, C. M.).

³⁰ »Thus for every thought there is a contradictory thought; we acknowledge the falsity of a thought by admitting the truth of its contradictory. The sentence that expresses the contradictory thought is formed from the expression of the original thought by means of a negative word.« Gottlob Frege: *Negation*, transl. by Peter Geach, in: Peter Geach and Max Black (eds.): *Translations from the Philosophical Writings of Gottlob Frege*, Oxford ²1960, pp. 117–136: 131.

³¹ *Ibid.*, p. 123.

³² *Ibid.*, p. 124. (»Kein Ungedanke wird durch Verneinen zum Gedanken, wie kein Gedanke durch Verneinen zum Ungedanken wird.«)

³³ »It is worth asking whether and how meaning can be negated at all. If one first tries to negate certain meaningful contents [Sinngelhalte]—for example the statement that Bad Homburg is a city—then the meaning is by no means lost through the negation, but is only transformed. Its preservation is and remains a condition of the negating operation—condition of its own meaning. If you go farther and try to destroy the meaningfulness itself, then you have to produce nonsense—Bad Homburg ploughs headaches—which in turn is too absurd for explicit negation. Negation has no differentiating effect in the field of nonsense. Nonsense can only be produced, not negated.« Luhmann: *Über die Funktion der Negation* (as note 6), p. 35; my translation, C. M.

³⁴ Frege: *Negation* (as note 30), p. 123.

Frege justifies his claim that, for logical reasons, the negation of a thought cannot be its dissolution with the distinction between two forms of operation which have to be kept clearly separate from each other:

»How, indeed, could a thought be dissolved? How could the interconnexion of its parts be split up? The world of thoughts has a model in the world of sentences, expressions, words, signs. To the structure of the thought there corresponds the compounding of words into a sentence; and here the order is in general not indifferent. To the dissolution or destruction of the thought there must accordingly correspond a tearing apart of the words, such as happens, e.g., if a sentence written on paper is cut up with scissors, so that on each scrap of paper there stands the expression for part of a thought. These scraps can then be shuffled at will or carried away by the wind; the connexion is dissolved, the original order can no longer be recognized. Is this what happens when we negate a thought? No! The thought would undoubtedly survive even this execution of it in effigy. What we do is to insert the word »not«, and, apart from this, leave the word-order unaltered. The original wording can still be recognized; the order may not be altered at will. Is this dissolution, separation? Quite the reverse! It results in a firmly built structure.«³⁵

While a thought cannot be dissolved, there can be the dissolution of a sentence, for a sentence has a material existence which the thought does not have. The claim of infinite negation—the claim that it has the power to dissolve the very structure, the »interconnexion« (Frege) which defines thought—depends on undermining this separation between a thought and its material existence. That infinite negation is a purely ontological operation means that it cannot be stated but only performed. This performance of infinite negation is a material operation: an operation on the material existence of thought—viz. an operation on the materiality of language like the one Frege describes (and the artists of his time began to execute). In infinite negation the ontological operation is material and the material operation is ontological.

³⁵ Ibid.

Aktenunruhen

Jörg Paulus

1. Prospekt

Am 12. August 1843 widmet die Leipziger *Illustrierte Zeitung* einen ausführlichen Artikel der großen tragischen Oper *Rienzi, der Letzte der Tribunen* von Richard Wagner, die ein dreiviertel Jahr zuvor (am 20.10.1842) im Königlichen Hoftheater zu Dresden uraufgeführt worden war.¹ Das von Johann Jakob Weber herausgegebene Blatt, das sich durch Abbildungen in der neuen, aus England kommenden Holzstichtechnik profilierte,² war damals erst gut einen Monat alt – daher der große Abstand zwischen der Publikation des Berichts und dem von ihm archivierten Ereignis in Dresden, durch den der Aktualitätseffekt der schnell umsetzbaren Illustrationstechnik an dieser Stelle nicht zum Tragen kommt.

Der *Rienzi*-Artikel enthält insgesamt sieben Stiche: ein Portrait des »Capellmeister[s] Wagner«, fünf Kostüm-Figurinen sowie ein großformatiges Tableau, auf dem ein Moment aus der letzten Szene des vierten Aktes der Oper dargestellt ist: Das Volk wendet sich vom Empörer Rienzi ab, über den die Kirche den Bann gesprochen hat, seine Schwester Irene ist ohnmächtig zu Boden gesunken, Adriano di Colonna, der Irene liebt, hat die Seite gewechselt und stellt sich nun offen gegen Rienzi.

¹ [Anonymus]: *Rienzi, der Letzte der Tribunen*. Große tragische Oper in fünf Akten von Richard Wagner, in: *Illustrierte Zeitung* (12.08.1843), S. 107–109; autopsiert wurde ein Exemplar der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar, Signatur ZC 24 (mit Besitzvermerk »Bibliothèque du Duc Bernard de Saxe-Weimar«); siehe auch den Neudruck des Artikels in Helmut Kirchmeyer: *Situationsgeschichte der Musikkritik und des musikalischen Pressewesens in Deutschland, dargestellt vom Ausgang des 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts*, Bd. 4: *Das zeitgenössische Wagner-Bild*, Tlbd. 1: *Wagner in Dresden, Regensburg 1972*, Sp. 210–220 (mit nur mäßig scharf reproduzierten Holzstichen in veränderter Anordnung).

² Zu den durch die Übertragung von Vorzeichnungen in Xylographien bedingten Zeitabständen von Ereignis und Publikation vgl. Eva-Maria Hanebutt-Benz: *Studien zum deutschen Holzstich im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1984, Sonderdruck aus dem *Archiv für Geschichte des Buchwesens* XXIV,3–6, Sp. 581–1266, hier Sp. 707–710.



Abb. 1: Illustrierte Zeitung vom 12.08.1843, S. 108.

Wie scharf aber sind die Grenzen des ›Augenblicks‹ gezogen, der hier aus dem Abstand von fast zehn Monaten zur Premiere festgehalten ist? Und welche Reichweite im zeitlichen und räumlichen Umfeld dieses Augenblicks haben die Inskriptionen des Holzstechers und ihre Vervielfältigungen durch die Druckmaschine? Nach Maßgabe des dargestellten Bühnengeschehens ließe sich der Augenblick auf dreizehn Takte eingrenzen, die sich erstrecken zwischen dem vom ganzen Orchester begleiteten Bannspruch der Priester (Akt IV, Nr. 12, bis Takt 217), der die Flucht des Volkes auslöst und Irene bewusstlos niedersinken lässt, und dem Moment, in dem Adriano sich der Ohnmächtigen zu nähern beginnt (Takt 230).³ Ein Vergleich des gesamten Tableaus mit der Partitur zeigt indes, dass der hier illustrierte Zeitpunkt, wenn man seine Anzeichen jenseits des Bühnenraums integriert, deutlich weiter zu fassen ist: Im Orchestergraben sieht man auf der Abbildung nur die Streicher spielen, während die Bläser pausieren. Diese orchestrale Konstellation ist im Umfeld der beschriebenen Szene jedoch erst ab Takt 237 gegeben. Das Orchesterstandbild ist also zeitlich um mindestens sieben Takte gegenüber der Bühnenszene verschoben. Eine noch größere Kluft tut sich auf, wenn man den Blick nach oben richtet: Über der Bühne ist ein Anzeiger erkennbar, der von zwei geflügelten Genien gehalten wird.

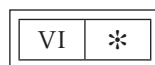


Abb. 2: Ausschnitt aus Abb. 1 und Schematisierung.

Die dargestellte Apparatur war eine der Merkwürdigkeiten des 1838 bis 1841 unter der Leitung von Gottfried Semper errichteten Dresdener Opernhauses. Im Fünf-Minuten-Takt zeigte die 1841 installierte, von allen Rängen aus sichtbare zeigerlose Uhr des Uhrmachers Friedrich Gutkaes auf zwei Anzeigefeldern (für Stunden und Minuten) die Zeit an. Da sie auf der Abbildung einen solchen Fünf-Minuten-Slot irgendwann zwischen sechs Uhr und sieben Uhr anzeigt (das Minutenfeld

³ In der Originalpartitur standen noch dreizehn weitere, später (vielleicht bereits für die Erstaufführung) gestrichene Takte, vgl. Richard Wagner: *Sämtliche Werke*, in Verbindung mit der Bayerischen Akademie der Schönen Künste hrsg. v. Carl Dahlhaus, Bd. 3, IV: *Rienzi, der Letzte der Tribunen*. Große tragische Oper in 5 Akten, WWV 49, 4. und 5. Akt, hrsg. von Reinhard Strohm und Egon Voss, Mainz 1977, S. 73 f. (die dreizehn gestrichenen Takte in Bd. 3, V, S. 135 f.).

bietet nur einen unscharfen Asteriskus),⁴ ist ihre Eigenzeit dem Bühnengeschehen noch weiter entrückt als der stumme Klangaugenblick des Orchesters: Laut Theaterzettel begann die Aufführung um 6 Uhr und endete um 10 Uhr abends. Die dargestellte Szene auf der Bühne musste jedenfalls nach 8 Uhr stattgehabt haben.

Hinter dem Stillstand des Bildes verbirgt sich also eine inhärente Zeitverwerfung. Zugleich exponiert die zentrale Symmetrieachse der Abbildung zwei Agenten der Zeitabweichung. Sie teilt am oberen Ende den Leerraum zwischen den Anzeigefeldern der Stunden und der Minuten, die wie einander gegenüberliegende Buchseiten konfiguriert sind. Zum unteren Ende hin verläuft sie durch den vom Rumpf des Dirigenten verdeckten Mittelfalz der Aufführungs-Partitur. Während die Uhr vertikal organisiert ist – die Stunden laufen von unten nach oben, die Minuten von oben nach unten –, wird die Partitur horizontal prozessiert: Soeben hat der Kapellmeister mit seiner Linken eine Seite umgeblättert und so einen Augenblick nicht so sehr fixiert als vielmehr bewegt.⁵

Betrachtet man die Abbildung als einen Protokollauszug der Aufführung, als Instanz einer Verzeichnungs-konfiguration, deren chronologischer Charakter sich im englischen Wort »minutes« noch deutlicher als im Deutschen »Protokoll« ausdrückt,⁶ dann ist das Bildprotokoll der *Illustrierten Zeitung* widersprüchlich und exakt zugleich. Man könnte sagen: Widersprüche werden darauf zu einer Schein-

⁴ Der Asteriskus hat in der Geschichte der Musiknotation auch eine temporale Dimension, da er im Gregorianischen Gesang eine lange Pause (die Krux hingegen eine kurze) bezeichnet, vgl. Keith Houston: *Shady Characters. The Secret Life of Punctuation, Symbols and Other Typographical Marks*, New York/London 2013, S. 97. Der Fünf-Minuten-Takt konvergiert im Falle der römischen Aufruhr-Oper *Rienzi* okkasionell mit einem bürokratischen Prätakt, der Rotation der römischen Stenographen und ihrer Nachfolger im französischen Nationalkonvent, die sich im Fünfminutentakt abwechselten, vgl. Linda Orr: *Headless Story. Nineteenth-Century French Historiography of the Revolution*, Ithaca/New York 1990, S. 129. Medientechnisch kommt eine weitere Verschaltung hinzu, deren Abhängigkeitsverhältnis noch zu klären wäre: In Gottfried Sempers 1849 im Verlag F. Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienener großformatiger (und im Grundton anti-aristokratischer) Darstellung *Das Königliche Hoftheater zu Dresden* wird die Uhr zwar weder in der Einleitung noch in der Beschreibung der insgesamt zwölf Tafeln erwähnt, sie ist aber auf Tafel III (»Das Innere des Hoftheaters zu Dresden«) dargestellt – und dabei auch dort (in)exakt auf den imaginären Zeitpunkt »VI | *« gestellt.

⁵ Das minimal zeitversetzte Umblättern der Partitur ist dabei kontrafigurativ zum zeitlich diffuseren Blättern als extensiver Lesepraxis organisiert, vgl. Harun Maye: Blättern, in: Heiko Christians, Matthias Bickenbach und Nikolaus Wegmann (Hg.): *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs*, Bd. 1, Köln/Weimar/Wien 2015, S. 135-148; zur Zeitlichkeit des Umblätterns in musikalischen und literarischen Kontexten vgl. Dietmar Schmidt: Umblättern statt Lesen. Lektüren des Nichtlesens bei Thomas Bernhard, in: Friedrich Balke und Rupert Gaderer (Hg.): *Medienphilologie. Konturen eines Paradigmas*, Göttingen 2017, S. 143-171.

⁶ Vgl. Cornelia Vismann: *Action Writing: Zur Mündlichkeit im Recht*, in: Friedrich Kitt-

einheit verflochten, die im weiten Blickwinkel der Zeitungsreportage, die wie die Partitur geblättert wird, noch immer hinreichend konsistent ist. Den Inskriptionen, die zugleich dissonant und harmonisch, gleichgerichtet und gegenläufig miteinander verwickelt sind, lässt sich jedoch kein wie immer gearteter Ursprung oder fundamentaler Referent zuweisen. Denn was spräche dagegen, die im Stich festgehaltene Gutkaes-Uhrzeit als den Taktgeber des »fruchtbaren Augenblicks« zu bestimmen, der hier dargestellt ist – eine medientechnische Transformation von Lessings Laokoon-Paradigma mit Hilfe des Asterisk-Operators.⁷

Der bewegte Stillstand der Zeichnung lässt sich auch als ein Aggregat der Archivfunktion begreifen, wenn man das Archiv als eine systematische Schaltstelle des Historischen begreift, in dem alles Vergangene immer genau dann mit dem Zukünftigen verschaltet wird, wenn es aktiviert, nämlich in den mikro- und makrolokalen Handlungsablauf von Bestellung, Einsicht im Lesesaal, Reproduktion und Mitteilung eingebunden wird.⁸ Die chronifizierende Bildbetrachtung macht deutlich, dass eine solche Aktivierung des Historischen immer eine relationale, an Verortungen gebundene, keine absolute Aktivierung ist. Je nach Fokussierung verschieben sich die Grenzen der archivierten und archivierenden Ereignisse gegeneinander.⁹ Auch die Errichtung des Semperbaus am einen, das Erscheinen der Zeitung am anderen Ende der Zeitskala konstituieren ja nur einen willkürlichen Abschnitt innerhalb möglicher Bezüge, die selbst noch über das Hier und Jetzt – die Betrachtung des Digitalisats und seiner Reproduktion – hinaus zum Horizont des »es wird gewesen sein« vorauslaufen.¹⁰ Von den aktiven

ler, Thomas Macho und Sigrid Weigel (Hg.): Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Stimme, Berlin 2002, S.133-152, hier S. 135.

⁷ Das Tableau folgt, so könnte man sagen, Wagners vor allem in *Oper und Drama* (1852) skizzierter Fortschreibung des *Laokoon*, nunmehr unter dem Dirigat der Musik, vgl. Cord-Friedrich Berghahn: Die Sprache des Orchesters und die Macht der Musik, Wolfenbüttel 2013. Der mit Wagner befreundete Semper nimmt die Integration der Musik in das Laokoon-Schema (als hypothetische Verschmelzung von Zeit und Raum, Farbe und Klang) gleichfalls auf, wenn er in seiner Publikation *Das Königliche Hoftheater zu Dresden* (Anm. 4) den Theatersaal »als ein musicalisches Instrument« zu betrachten empfiehlt; das Proszenium müsse »wie die Öffnung einer Trompete von der Bühne aus nach dem Saale zu sich erweitern«, während der Orchesterboden dem »Kessel einer großen Trommel« entspreche, so dass das ganze Gebäude »eine [...] chamäleonische Färbung« erhalte (S. 9-10).

⁸ Vgl. Cornelia Vismann: Akten. Medientechnik und Recht, Frankfurt am Main 2000, S. 232.

⁹ Diese Unterscheidung wurde bekanntlich profiliert von Jacques Derrida: Das Schreibmaschinenband. *Limited Ink II*, in: ders.: Maschinen Papier. Das Schreibmaschinenband und andere Antworten, aus dem Frz. von Markus Sedlaczek, Wien 2006, S. 35-138, hier S. 83.

¹⁰ Vgl. Jacques Derrida: *Mal d'Archive. Une impression freudienne*, Paris 1995.

Elementen, die sich in die Abbildungen als Mediatoren der Zeit eingetragen haben, dürften dabei vermutlich nur wenige die Zeiten überdauert haben: Die Gutkaes-Uhr fiel der Brandkatastrophe des Jahres 1869 zum Opfer (eine vergrößerte Nachbildung in der heutigen ›Semper-Oper‹ zitiert sie jedoch noch), die Zuschauer, Sänger, Choristen, Instrumentalisten und der Dirigent waren ebenso vergänglich wie die Bühnenausstattung; die Dresdner Aufführungspartitur ist verschollen – aber das Ende der Reichweite und Handlungsmacht der von diesen und vielen weiteren Akteuren wachgerufenen Resonanzen, ihr historischer Schattenwurf, ist damit natürlich keineswegs erreicht.¹¹

2. Tiefen-Unruhen

Was bisher gesagt wurde, bezog sich auf einen weiten, eher metaphorischen Begriff des Archivs. Was aber kann es bedeuten, Unruhen in *konkreten* Archiven zu erkunden, die unübersichtlicher sind als eine Zeitungsseite? Zumindest zweierlei: Man kann entweder nach Akten suchen, die Unruhen der Außenwelt ins Archiv importiert haben, oder nach Unruhen, die sich unter den Akten im Zustand ihres Abgelegtseins ereignen. Offenkundig handelt es sich hierbei um eine epistemisch asymmetrische Alternative. Mögen aktuelle gesellschaftliche Unruhen auch dazu führen, dass »ausgiebig in den Archiven gekramt« wird,¹² so bleibt diese Form der Aktenaushebung doch interessengeleitet. Die zweite Version der Akten-Erkundung, die vielleicht eher als eine Art Aktenbelauschung vorzustellen wäre, ist demgegenüber in besonderer Weise prekär: Was es *bedeutet*, abgelegt zu sein, das können eben nur die Akten selbst wissen. Mit anderen Worten: Über die Existenzweisen ihres Abgelegtseins informieren Akten uns nicht von sich aus, und wir scheinen an Informationen darüber weder gelangen zu können, indem wir sie einfach *in* ihren Aktenzuständen belassen, noch, wenn wir sie im kleinen oder großen Maßstab anfordern, um sie einzusehen; denn wir wissen ja immer schon vorab, dass wir sie, wenn wir sie *einsehen*, zugleich aus jenem Abgelegtsein herausgerissen haben werden, das wir doch gerade zur Bedingung unserer Erkundung gemacht haben. Ihr Zustand ist systematisch undeutlich, vergleichbar dem *blurring* der Zeitindikatoren auf dem Holzstich der *Illustrierten Zeitung*. Bedeutet dies, dass

¹¹ Zur Aufführungspartitur und ihrer zuletzt abgründigen Historie vgl. Gundula Kreuzer: Rienzi, der Letzte der Tribunen, in: Wagner-Handbuch, hrsg. von Laurenz Lütteken unter Mitarbeit von Inga Mai Groote und Michael Meyer, Kassel 2012, S. 297–304.

¹² So der Erfurter Historiker Jürgen Martschukat in einem Interview zu den Unruhen von November 2014 in Ferguson, unter: <https://derstandard.at/2000012550829/Amerikanist-USA-haben-noch-lange-kein-System-der-Gleichheit> (24. 06. 2018).

uns Aktenzustände dieser Art unzugänglich sind und wir ihre Verschwiegenheit schlechterdings akzeptieren müssen?

Ich will nachfolgend ein Akten-Experiment zur Diskussion stellen, das dieses Dilemma vielleicht, wenn schon nicht auflösen, so doch verdeutlichen kann. Beide Versionen der Akten-Anhörung – die gängige, aktualitätsorientierte, und die klandestine, die den Status des Abgelegtseins in Rechnung stellt – werden dabei miteinander verschränkt. Mein Versuch wird also einerseits Akten aufrufen, in denen wir begründet Unruhespuren vermuten, andererseits aber auch solche, über deren Unruhestatus zumindest vorab nichts bekannt ist. Mein Ziel ist es, aus dieser Erforschung der *agency* ruhiger und unruhiger Archivakteure Aufschluss zu erhalten über die Epistemologien (1) *unseres* Verkehrs mit Akten, (2) des internen Verkehrs der Akten *untereinander*, sowie (3) das Verhältnis *zwischen* diesen beiden Akten-Umgangsformen.¹³

3. Experiment

Mein Versuchsaufbau ist ein Drei-Akten-System im Stadtarchiv Dresden, bestehend aus Archivalien mit den Signaturen 17,5-Hist. Dresd.92d, 17,5-Hist. Dresd.92e und 17,5-Hist. Dresd.95f. Normalerweise verbringen sie ihre Zeit in unmittelbarer räumlicher und atmosphärischer Nachbarschaft im Magazin. Weitere Nachbarakten sind im Archiv nicht vorhanden. Die systematische ›Verlorenheit‹ der Akten, die sich in den Signaturen spiegelt, ist dabei auf Kriegseinwirkungen zurückzuführen.¹⁴

Die Akte mit vorausgesetzter Unruhe-Funktion ist die mittlere (17,5-Hist. Dresd. 92e). Es handelt sich laut Beschriftung um den »Entwurf z. Organisation / eines / deutschen National-Theaters«, lanciert im Revolutionsjahr 1848 vom da-

¹³ Mein Gedankenexperiment zielt somit auch auf die Ergründung von Konstellationen des »knowing without a knower«, so Steven Connor unter: <http://stevenconnor.com/wp-content/uploads/2014/09/modern-epistemopathies.pdf> (24. 06. 2018). Es geht um die Art und Weise, wie Dinge ihr je eigenes Wissen ›existieren‹ bzw. wie sie »in ihrer eigenen Welt beobachtet« werden können, vgl. Dorothee Kimmich: »Mit blasiert eleganter Frivolität.« Von der Begegnung mit fremden Dingen, in: Michael C. Frank, Bettina Gockel, Thomas Hauschild, Dorothee Kimmich und Kirsten Mahlke (Hg.): Fremde Dinge, Bielefeld 2007, S. 73–82, hier S. 78.

¹⁴ Der Bestand wurde einschließlich der Signaturen vom Vorbesitzer, der Stadtbibliothek Dresden, ins Archiv übertragen, vgl. Ortrund Landmann: Richard Wagner und die Königliche musikalische Kapelle, in: Ortrund Landmann, Wolfgang Mende und Günter Ottenberg (Hg.): Kapellmeister in Dresden. Wissenschaftliche Referate des Internationalen Wagner-Symposiums Dresden, 24. bis 27. Januar 2013, Hildesheim 2016, S. 4–35, hier S. 30.

mals noch amtierenden Dresdner Hofkapellmeister Richard Wagner, der seine Stelle 1843 in Dresden angetreten hatte – nach einem ersten Paris-Aufenthalt. In der französischen Metropole hatte er sich der Erfahrung der großen europäischen Oper gestellt, personifiziert in der alles überragenden Gestalt des aus Berlin stammenden Giacomo Meyerbeer. Der Versuch, Meyerbeer Paroli zu bieten, war kläglich gescheitert. Als sozial deklassierter Musiker hatte sich Wagner gleichwohl auf das hybride Programm einer Künstler-Existenz eingeschworen, die wie diejenige Meyerbeers »Taten der Musik« generieren sollte.¹⁵ Mit solcherart diffus anarchistischem Tatendrang imprägniert, kommt er nach Dresden. Nach einigen Jahren des lokalen Erfolgs – und der Rienzi-Uraufführung als dessen Ausgangspunkt – exponiert er sich nun im Umfeld der Dresdner 1848er-Unruhen mit dem durch die Akte archivierten Theater-Reformprojekt. Wenig später wird er unmittelbar in die Revolution verwickelt und begibt sich, als sich das Blatt zu Ungunsten der Revolution wendet, auf die Flucht, die ihn über die Schweiz erneut nach Paris führen wird.

Ehe diese in der Wagner-Forschung bekannte, in ihrer Funktion und Geschichte aber weiterhin umstrittene Akte fokussiert wird,¹⁶ der wir den Impuls der kulturpolitischen Unruhe vorab zuweisen, sollen uns die beiden anderen Dokumente interessieren, mit denen sich Wagners Entwurf die Ablageruhe im Magazin so viele Jahre geteilt hat, ohne dass Unruhesignale von ihnen nach außen gedrungen wären. Was also sind die Kollateralakten, die die Akten-Aushebung ans Tageslicht gebracht hat? Die Akte 17.5-Hist. Dresd.92d enthält laut Aufschrift ein »Verzeichnis / der Vorstellungen im K. Hoftheater / zu Dresden / 1814-1842«, die Akte 17.5-Hist. Dresd.95f – vielleicht noch weniger spektakulär – ein »Verzeichnis / der / Dresdner Vereine«. Im Folgenden werden diese Akten doppelt eingesehen, zunächst mit Blick auf ihren »Grundzustand«, danach mit differenziertem Blick auf innere Abweichungen und mögliche wechselseitige Unruhe-Verwerfungen.

3.1 Blanco-Theater, Agenten-Idylle, Glossen-Duell

Die Theater-Akte 17.5-Hist. Dresd. 92d ist nach einem doppelten Ordnungsschema organisiert: Ein Winkelregister (erstellt durch aufgesteckte und verklebte Buchstaben-Reiter) gruppiert die senkrecht untereinander aufgelisteten Opern und Dramen alphabetisch, die Aufführungs-Abfolge über die Spielzeiten hin ist seitenübergreifend in einem Jahres-Raster verzeichnet.

¹⁵ Richard Wagner: Über Meyerbeers »Hugenotten«, in: ders.: Sämtliche Schriften und Dichtungen XII, Leipzig o.J., S. 27.

¹⁶ Vgl. die in Anm. 21 genannten Positionen.

100.

Namen.	1838	1839	1840	1841	1842.
<i>Vielk. Aufbruch 2. Quart. 1838</i>					
<i>Die Geschwister</i> <i>Joseph v. Alben, v. v. v.</i> <i>Emmanuel Leutner.</i>					
<i>Der neue Sultsher.</i>					
<i>Geliebte und Braut</i>					
<i>Guido und Ginevra</i>					
<i>Die Sultaronspieler.</i>					
<i>Le garin de Paris</i>					
<i>Gabriela di Porgy.</i>					
<i>Le jeune garçon</i>					

Abb. 3: 175-Hist. Dresd. 92d, S. 100-101 (Ausschnitt).

In der Regel bricht die Verzeichnung spätestens mit dem Jahr 1842 ab. Jenseits dieses Termins halten unausgefüllte Spalten durchgängig noch Raster-Plätze frei. Die Akte enthält also intern eine Erweiterungsoption, einen »Blanko-Spielplan«, der, wenn man ihn auszählt, in der Regel bis Mitte der 1850er Jahre, über Seitenumbrüche hinaus aber mehrfach bis zum Jahr 1868 reicht. Der Zeitraum der unausgefüllten Schreibfelder entspricht mit leichter Unschärfe der Laufzeit der (ersten) Dresdner Theateruhr (1841-1869), der Großteil der verzeichneten Aufführungen fällt aber in die »vor-digitale« Dresdner Theatergeschichte.¹⁷

¹⁷ Am Schluss der Akte ist noch eine Lage beigelegt, bestehend aus zwei ineinander gelegten Doppelblättern, die auf insgesamt fünf Seiten italienische Opernaufführungen aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verzeichnen.

Im Unterschied zu 17,5-Hist. Dresd. 92d teilt die Vereinsakte 17,5-Hist. Dresd. 95f in ihrer Aufschrift keine Laufzeit mit. Die Vereine sind zunächst in einem alphabetischen Register aufgelistet (zweispaltig mit mittiger Faltung, Bl. 1–9), vom »Agenten-Verein« (Nr. 47), hinter dem sich ein harmloser Club junger Kaufleute verbirgt, über den »Fortschritts-Verein für Schneider« (Nr. 349) bis hin zum Zeichenlehrerverein (Nr. 488). Den Hauptteil bildet eine nicht strikt chronologische Aufzählung der Vereine. Die Gründungsjahre sind zwar vermerkt und nicht ordnungsstiftend, gleichwohl ist ein chronologischer Gradient von den 1850er bis hin zu den 1870er Jahren erkennbar. Von den Blättern 12 bis 32 ist jeweils am oberen Rand ein Streifen von 3 cm Breite abgeschnitten, so dass das quer über die Seiten angeordnete Raster (»Fort-lfde N^o / Name des Vereins / Zweck des Vereins / Anmerkung«), wie es auf Blatt 11 *verso* und auf Blatt 33 *recto* verzeichnet ist, von jeder dazwischenliegenden Seite aus lesbar ist (s. Abb. 5 u. 6, S. 73). Nach Blatt 33 folgen noch vier gerasterte Seiten, auf denen die Vereins-Zeilen ebenfalls vollständig ausgefüllt sind, das Kopf-Raster jedoch keine Rubriken-Einträge enthält. Der protokollierte Dresdner Vereins-Kosmos ist somit – zumindest auf den ersten Blick – ein geschlossener Kosmos. Seine Grenzen sind Kapazitätsgrenzen. Unter Verwendung von Jean Pauls Definition der Idylle als »Vollglück in der Beschränkung«¹⁸ lässt sich der Eindruck dieser Aktenautopsie unter dem Stichwort einer »Agenten-Idylle« festhalten.

Schließlich die Akte 17,5-Hist. Dresd. 92e: Im Unterschied zu den Nachbarakten ist die Referenzkette des hier verzeichneten Textes in Umrissen (nicht aber im Detail) bekannt. Aus späteren Drucken des Entwurfs wissen wir, was die Akte enthält und bezweckt hat:¹⁹ Sie sollte »die volkserzieherische Notwendigkeit von Musik und Theater [...] begründen und deren Erhalt auf Staatskosten daraus ableiten«²⁰ – und sie wurde, so scheint es, zunächst gleichsam zur Probe eingereicht. Im bürokratischen Aktenformat angelegt, also mit einem freien Rand für Glossen und Kommentare, enthält die Akte den Theaterreform-Entwurfstext in der Handschrift mehrerer Kopisten sowie anonyme Bleistiftkommentare am

¹⁸ Jean Paul: *Vorschule der Ästhetik*, in: Ders.: *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Norbert Miller, Bd. I/5, München 1987, S. 260.

¹⁹ Wagners Entwurf wurde zunächst in Auszügen in der *Neuen Zeitschrift für Musik* gedruckt (3. 1. 1851–12. 12. 1851), später in die von Wagner selbst initiierte Ausgabe der *Gesammelten Schriften und Dichtungen* (GSD) aufgenommen (Bd. 2, Leipzig 1871, S. 307–359) und auf dieser Grundlage in diversen Wagnerausgaben des 20. und 21. Jahrhunderts nachgedruckt. Eine historisch-kritisch geprüfte, auch die Dresdner Handschrift berücksichtigende Edition wird im Rahmen der in Arbeit befindlichen Ausgabe *Richard Wagner Schriften. Historisch-kritische Gesamtausgabe* (RWS) erfolgen.

²⁰ Landmann: *Richard Wagner und die Königliche musikalische Kapelle* (wie Anm. 14), S. 26.

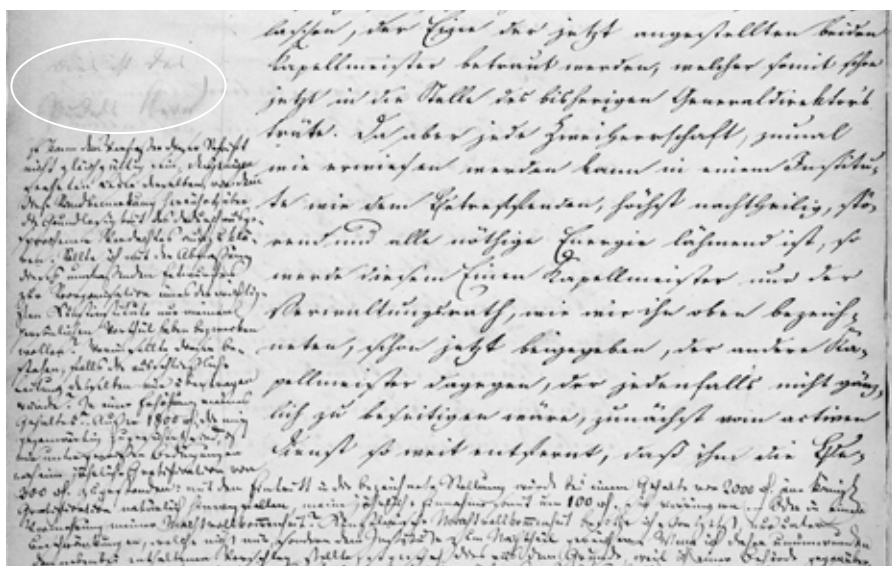


Abb. 4: Detail aus 175-Hist. Dresd. 92e, S. 86 (Ausschnitt).

Rand.²¹ Alle Zeichen sprechen dafür, dass die Akte tatsächlich in den Prozess einer informellen bürokratischen Zirkulation eingespeist wurde. Ihre Prozessierung lässt sich auslesen. Und zwar bis zum Abstürzen des Programms: Gegen Ende der Akte meldet sich, an der kritischsten Stelle des Entwurfs – nämlich dort, wo es um die (von Wagner exklusiv beanspruchte) musikalische Leitung des Zukunftstheaters geht – ein Kommentator zu Wort,²² dessen mit wenig physischem Nachdruck zu Papier gebrachte blasierte Bleistiftnotiz in einem abgewandelten Zitat besteht: »dies ist des Pudels Kern!« (s. Abb. 4, Umrandung).²³

²¹ Landmann widerspricht Hans John, der von mehreren Glossatoren ausgeht, und sieht nach Maßgabe der Handschrift nur einen einzigen am Werk, vgl. Hans John: Richard Wagners Schrift »Entwurf zur Organisation eines deutschen National-Theaters für das Königreich Sachsen« (1848), in: Michael Heinemann und Hans John (Hg.): Die Dresdner Oper im 19. Jahrhundert, Laaber 1995, S. 193–198; Landmann: Richard Wagner und die Königliche musikalische Kapelle (wie Anm. 14), S. 31, Anm. 56. Nach meiner Einschätzung sind jedoch zumindest die auf den Seiten 7 und 8 verzeichneten Randbemerkungen durchaus von anderer Hand (oder zumindest in entschieden anderem Schreibmodus eingetragen) als die nachfolgenden, namentlich die auf S. 86.

²² Landmann schließt konkret Johns Annahme aus, dass es sich hierbei um eine Bemerkung von Wagners gleichgestelltem Kollegen Carl Gottlieb Reißiger handelt, vgl. Landmann: Richard Wagner und die Königliche musikalische Kapelle (wie Anm. 14), S. 3; vgl. John: Richard Wagners Schrift (wie Anm. 21), S. 197.

²³ Hist. Dresd.92e, S. 86.

Der Inkriminierte repliziert nach Aktenrücklauf direkt unter diesem Vermerk mit eigener Handschrift und Tinte – und beschließt seine ausführliche Replik mit einer Zurücksendung des Zitats: »Herzlich betrübt es mich daher, / daß der ganze vorliegende / Entwurf dem geehrten / Leser nur als ein Pudel / erschienen ist, dessen Kern ihm / mein Eigennutz dünkt. / Richard Wagner.«²⁴ Im Prozessverlauf der Akte ist diese Notiz ein Akt der Ent-Aktung: Der Beleidigte reißt den für die von ihm bestellten Glossatoren reservierten Raum am Seitenrand wieder an sich und macht das Dokument damit zum bürokratischen Abfall – und zugleich zur Keimzelle möglicher autoreflexiver Akte.²⁵ Ich verbuche die Akte unter dem Stichwort »Glossen-Duell« und ziehe eine Zwischenbilanz: Im ersten Durchgang sind wir in drei Akten auf drei voneinander abweichende interne Dispositionen gestoßen: Im Magazin nachbarschaftlich abgelegt sind (1) eine zwar datierte, aber doch temporal offene Akte, die jederzeit hätte fortgesetzt werden können, (2) eine undatierte Vereins-Akte, die allen denkbaren *neueren* Dresdner Vereinen keinen Zutritt mehr gewährt, weil sie schon bis zum Rand gefüllt ist, und (3) eine gleichfalls undatierte Akte, die sich eigenhändig aus dem Verkehr zieht. Noch aber haben sich die Akten untereinander nichts zu sagen. Jede bleibt in ihrer eigenen Sphäre, ihrer Spielplan-Routine, Vereins-Idylle und Duodez-Komödie eingehegt.

3.2 Revisionen

Die differenzierende zweite Einsicht beginne ich mit der Wagner-Akte, die ich jetzt aber rückwärts, vom Ende her, aufschlage.²⁶ So gelesen, stößt man zunächst auf eine Bleistift-Bemerkung, abermals in einer neuen Handschrift. Der Schreiber teilt auf den ersten Blick freilich nur Vertrautes mit: Eben, dass es sich bei vorliegender Akte um den aus Wagners Schriften bekannten, in den Unruhe-Jahren 1848 bis 1849 ausgearbeiteten Entwurf handele, der, in mehreren Kopien zirkulierend, zuletzt »ohne Erfolg geblieben« sei, da »der Ausbruch der Revolution

²⁴ Ebd., S. 87.

²⁵ Auf die Transformierbarkeit von Aktenrändern der Verwaltungspraxis in rekursive Marginalien der Auto-Philologie hat (im Zusammenhang mit Kierkegaards Notizbüchern) jüngst hingewiesen Christian Benne: *Die Erfindung des Manuskripts. Zur Theorie und Geschichte literarischer Gegenständlichkeit*, Berlin 2015, S. 13–14.

²⁶ Retrograd ging offenbar auch ein weiterer Bearbeiter der Akte vor, dessen Einträge – vermutlich in Vorbereitung des Teildrucks in der *Neuen Zeitschrift für Musik* (siehe Anm. 19) – von hinten nach vorne auslesbar sind (z. B. S. 39: »vi=«, S. 36: »=de« als Hinweis für den Setzer). Für die kritische Verzeichnung dieser Textschicht vgl. zukünftig die entsprechenden Abschnitte im kritischen Apparat von RWS (wie Anm. 19).

jedes weitere Resultat [sic] unmöglich machte.«²⁷ Die deutlich abgesetzte Schlussformel subskribiert diese scheinbaren Metadaten der Akte mit der Formel »Der Wahrheit gemäss hier bemerkt von Julius Rühlmann / K[öniglich] S[ächsischer] Kammermusikus«. ²⁸

Der kontrastierende Musiker ist zu identifizieren als Julius Adolf Rühlmann (1816–1877), Posaunist des Dresdner Hoforchesters sowohl unter Wagners Leitung wie auch unter dessen Nachfolgern,²⁹ vom Archiv her gesehen also ein Dilettant der Registratur. Die Notiz mit ihrem inhärenten Doppelsinn – »bemerken« im Sinne von Anmerken und im Sinne von Zur-Kennntnis-Nehmen – wäre also doch kein archivalischer Metatext, sondern eine zeitverzögerte Spur der Akte selbst, eine Glosse *post festum*. Wie der Haupttext ist auch die Beglaubigung nicht datiert. Zwar lässt sich ein Zeitraum zwischen *terminus post* und *terminus ante quem* festlegen – dieser Zeitraum ergibt sich aus dem in der Notiz enthaltenen Hinweis auf die Publikation des Akten-Textes in Wagners *Gesammelten Schriften* (Ende des Jahres 1871) sowie aus dem weitere eigenhändige Akteneingriffe ausschließenden Sterbedatum Rühlmanns (1877). Es mag freilich gleichgültig genug erscheinen, *wann* ein gewisser Posaunist sich hier verewigt hat. Genau an diesem Punkt scheinbar maximaler Belanglosigkeit werden jedoch die Nachbarakten einschlägig.

Blättert man die Theateraufführungsakte noch einmal Seite für Seite durch, zeigt es sich, dass in insgesamt drei von über 500 Fällen dann doch die freigehaltenen Plätze im Blanko-Parkett deutlich jenseits des Datums 1842 belegt wurden. Drei berühmte Opern sind es, die diese *deadline* und ihre vereinzelt Ausfransungen überstehen und bis in die Revolutionsjahre 1848 beziehungsweise 1849 weiterverzeichnet sind: Gaetano Donizettis *Der Liebestrank*, Giacomo Meyerbeers *Die Hugenotten* und Richard Wagners *Rienzi*.³⁰ Aus retrospektiv-wagnerianischer Sicht erscheint diese Gruppenbildung skandalös, feiert hier doch die Trias des großen paneuropäischen Opernstils eine Auferstehung aus jenem Abgrund, in den ihn Wagner nach 1849 – in fanatischer Abgrenzung namentlich zu Meyerbeer – ein für alle Mal verdammt zu haben glauben wird. Die sogenannten Züricher Revolutionsschriften der 1850er Jahre und namentlich das ästhetische Hauptwerk *Oper und Drama* werden auf die systematische Delegitimierung jenes auf die Oper des 18. Jahrhunderts zurückgehenden Opernideals zielen, das den drei genannten Werken noch abgewandelt zugrunde liegt. Hauptmerkmal dieses Stils ist der

²⁷ Die vollständige Transkription findet sich bei John: Richard Wagners Schrift (wie Anm. 21), S. 194f., dort irrtümlich mit der Lesung »Regulat« anstelle von »Resultat«.

²⁸ Nach (vermutlich nachträglicher, archivalischer Paginierung) auf S. 89.

²⁹ Vgl. John: Richard Wagners Schrift (wie Anm. 21), S. 195; Landmann: Richard Wagner und die Königliche musikalische Kapelle (wie Anm. 14), S. 30f.

³⁰ Auf diese Seite folgen (wie eine gescheckte Tristram-Shandy-Postfiguration) zwei leere Seiten mit darin eingegletem, von schwarzen Tintenflecken übersättem Löschpapier.

Wechsel zwischen voranschreitender Handlungszeit in den Rezitativen und stillstehender Handlungszeit in den Arien. Bezieht man die Dresdner Theateruhr als klandestinen Taktgeber mit ein, dann wäre die Geburt von Wagners Musikdrama mit dem mechanischen Prozessor der Fünf-Minuten-Uhr verschaltet. Einmal installiert, moniert diese Uhr im Fünf-Minutentakt jeden Arien-Stillstand (und Wagners Musikdrama der unendlich fortschreitenden Melodie wäre so gesehen ein Korollar dieser beharrlichen mechanischen Interventionen). Die in die Zukunft blickende und tickende *Vision* des im Blanko-Raster fortlaufenden Uhrwerks generiert dabei unabweislich eine Datierung aus dem Geiste des *futurum exactum*: Das »Musikdrama« wird die »Oper« dereinst überwunden haben. Bekanntlich ist dies das Grund-Tempus von Derridas Archiv-Theorie, die von der Idee eines zukünftigen Sigmund-Freud-Museums ihren Ausgang nimmt und in der vorweggenommenen Retrospektive zum doppelten Ursprung des Archivs zurückblickt. Die Dresdener Akten-Konstellation präfiguriert Derridas Archivologie freilich allenfalls in einem historischen Zerrspiegel. Der Zukunft sind diese Aufzeichnungen zugleich »verschrieben« und entrückt, rufen uns die benachbarten Akten doch immer wieder aus dem (einfachen) Futur zurück in den *status quo vor* dem Einbruch des Musikdramas ins Reich der Großen Oper.³¹

Solcherart in die Idylle der Dresdner Vereinsakte zurückkehrend, entdecken wir schließlich auch dort eine Speicher-Erweiterung. Nämlich in Gestalt einer auf das Jahr 1873 datierten, von links nach rechts aufblätterbaren Bastelarbeit,³² den Verein »Muse« betreffend, durch die der anonyme Vereins-Sammler die Platznot der Akte zu überwinden und vielleicht auch die dabei sichtbare Stempel-Spur zu erhalten suchte.

Wie durch ein auffaltbares Papierfenster zur Realität können wir in der einmontierten Aktion den Akt der hinausgeschobenen Schließung der Akte erkennen. Der ultimative Bastel-Akt würde uns also erlauben, die 95f-Akte auf eben das hier verzeichnete Jahr 1873 und den Monat März zu datieren. Als singulärer Nachtrag schließt er die Akte – und öffnet sie zugleich mit Blick auf die benachbarte. In der chronologischen Blickachse des Papier-Fensters liegt nämlich auch die Wahrheits-Beglaubigung des Posaunisten in der Wagner-Akte. Insgesamt verlagert sich auf dieser Betrachtungsebene der temporale Schwerpunkt der Aktentrias auf die Jahre um 1870. Das Kaleidoskop der Restaurations- und Revolu-

³¹ RWS (Anm. 19) fixiert den kritischen Bezugspunkt der Textkonstitution am »historischen Ort« des Erstdrucks und differenziert diesen im kritischen Apparat, vgl. den Exkurs von Margret Jestremski: »Historischer Ort und »Komposition« von Schriften« im Aufsatz von Ulrich Konrad, Margret Jestremski und Christa Jost: Richard Wagner Schriften (RWS). Historisch-kritische Gesamtausgabe. Dimensionen und Perspektiven eines Editionsvorhabens, in: *Wagnerspectrum* 10/1 (2014), S. 205–236, hier S. 208–218.

³² Hist. Dresd. 95e, Bl. 32v.

Loch Nr.	Name des Vereins	Zweck des Vereins	Anmerkung	Loch Nr.	Name des Vereins	Zweck des Vereins	Anmerkung
422.	Arbeiter- Fort- bildungs-Verein.			53			
423.	Amaberger Club.			433.	Domino-Club.		gegründet 1869.
424.	A. B. C.-Verein.		gegründet 1871.	434.	Dorck.	Fingel-Club.	
425.	Pilottantia.	Unterstützung d. Verein.		435.	Humanitäts-Verein.		
426.	Diadem.	ein Kaufmanns-Verein	gegründet 1872.	436.	Dresdener Bau-Verein.		
427.	Linda.	ein Frauen-Club zur geistlichen Arbeit föhrung.	gegründet 1868.	437.	Justitia.		gegründet 1870.
428.	Alphatka.	Handelmanns-Verein Feldpost.		438.	Freihe-Verein.		
429.	Einigkeit.	Singvereins-Verein.	gegründet 1871.	439.	Blotularia.	Handelmanns-Verein Feldpost.	gegründet 1871.
430.	Muse.		gegründet 1871.	440.	Kirch-Verein.		gegründet 1871.
431.	Diana.	Handelmanns-Verein		441.	Buschklapper.		
432.	Progreßten- Verein.		gegründet Mai 1871.	442.	Bummel-Club.		
				443.	Unita.	Handelmanns-Verein.	gegründet 1872.

Abb. 5: 17.5 Hist.Dresd. 95 f, Bl. 32v, geschlossener Nachtrag.

428.	Alphatka.	Handelmanns-Verein Feldpost.		439.	Blotularia.	Handelmanns-Verein Feldpost.	gegründet 1871.
429.	Einigkeit.	Singvereins-Verein.	gegründet 1871.	440.	Kirch-Verein.		gegründet 1871.
430.	Muse.				Buschklapper.		
431.	Diana.	Handelmanns-Verein		442.	Bummel-Club.		

Abb. 6: Hist.Dresd. 95 f, Bl. 33r, geöffneter Nachtrag.

tionszeit wird ins Raster der Bismarckära umfiguriert. Und wie diese Zeit in der Theaterakte als Zukunftsmusik in Gestalt der vereinzelt leeren Rasterplätze in Erscheinung tritt, so ruft der Blick auf und in die Wagner-Akte aus der Perspektive der Vereinsakte eine Resonanz auf, die leer bleibt und doch Folgen hat: Schon um den Jahreswechsel 1871/72 war in Dresden ein Wagner-Verein gegründet worden. Das in Leipzig erscheinende *Musikalische Wochenblatt* vermerkt dazu: »Die Wagner-Vereinsfrage ist nunmehr ins Thatsächliche getreten. Man hielt gestern die letzte Vorversammlung, in der wir einhellig Dr. Pusinelli zum Vorsitzenden wählten [...], Dr. Adolph Stern zum Schriftführer und Hrn. Musikalienhändler B. Friedel (Schlossstraße 17) zum Cassirer bestimmten. Diese nahmen dankend an und bereiten nun [...] die Constituirung eines städtischen Comités vor.«³³ Der Wagner-Verein hätte also im Vereinsverzeichnis durchaus noch seinen Platz finden könne, bekam aber offenkundig keinen zugestanden. Was auch immer hierfür die Gründe gewesen sein mögen, die Leerstelle bringt jedenfalls weitere Akteure und Unruhen ins Spiel. Eineinhalb Jahre nach der Gründung des Dresdner Wagner-Vereins und nur wenige Monate nach Schließung der Vereinsakte 95e schrieb im Herbst 1873 der Gründer des Mannheimer Vereins Emil Heckel auf Veranlassung Richard und Cosima Wagners (Passagen aus einem Brief Cosima Wagners übernehmend) an Friedrich Nietzsche; Heckel bitten Nietzsche in seinem Brief, einen öffentlichen Aufruf an die Nation zugunsten von Wagners Festspiel-Idee zu verfassen.³⁴ Nietzsches daraufhin verfasstes Manifest mit dem Titel »Mahn-ruf an die Deutschen«, von dem er auch ein Exemplar an den Freund Carl von Gersdorff geschickt hatte, erregte indes Unmut: Von den am 31. Oktober 1873 in Bayreuth versammelten Delegierten der Wagner-Vereine wurde das offenbar als zu forciert empfundene Manifest in Anwesenheit Nietzsches vorgelesen und abgelehnt.³⁵ Stattdessen erhielt der Appell eines von Nietzsche selbst vorgeschlagenen alternativen Verfassers den Zuschlag, der Aufruf des Dresdner Wagner-Vereins-

³³ *Musikalisches Wochenblatt*. Organ für Tonkünstler und Musikfreunde 2/49 (1871), S. 782.

³⁴ Die diesbezüglichen Dokumente und Kontexte sind neuerdings – auf der Grundlage vor allem auch von neu erschlossenen Mannheimer Archivalien (vgl. Martin Dürer: Korrespondenzen zur Tätigkeit des ersten Wagner-Vereins: Der Nachlass Emil Heckel als Quelle der Wagnerforschung, in: Helmut Loos (Hg.): Richard Wagner. Persönlichkeit – Werk – Wirkung. Leipziger Beiträge zur Wagner-Forschung, Beucha/Markkleeberg 2013, S. 259–264) – umfassend dargestellt in: Richard Wagner: Sämtliche Briefe (im Folgenden: RWSB), Bd. 25: Briefe des Jahres 1873, hrsg. v. Angela Steinsiek, Wiesbaden 2017, siehe v. a. S. 574 (Erläuterungen zu Nr. 263), S. 581 f. (Erläuterungen zu Nr. 273) und passim. Für Hinweise in diesem Zusammenhang danke ich Frau Dr. Christa Jost, München.

³⁵ Ebd., S. 581 f. (Erläuterungen zu Nr. 273).

Schriftführers Adolph Stern.³⁶ Aber nicht nur von Sterns Aufruf, sondern auch von demjenigen Nietzsches her lassen sich Affiliationen – *ex negativo* – zur Akten-Trias in Dresden und zum Dresdner Vereinsleben spinnen. Im prophetisch warnenden »Mahnruf« Nietzsches werden mächtige nationale Aufgaben beschworen, die »mit dem ernst gesprochenen Bekenntniss« einhergehen sollen, »von der Kunst hoch und streng zu denken« und »zumal von der deutschen Kunst und ihrer verklärenden Einwirkung auf das volksthümliche Drama die wichtigste Förderung eines originalen deutsch ausgeprägten Lebens« zu erhoffen.«³⁷ Pathetische Bekenntnisse zu einer »deutschen Kunst« mögen zu dieser Zeit omnipräsent in vielen, ja fast allen Diskursen gewesen sein, besonders nachdrücklich aber war ein solches Bekenntnis 1869, vier Jahre zuvor also, ins Ohr Nietzsches gelangt, als er nach Dresden gereist war, um die erste Dresdner Aufführung der *Meistersinger* zu besuchen. Die Tage der Gutkaes-Uhr waren damals zwar schon fast gezählt, aber sie war noch in Betrieb, ebenso wie der spätere Akten-Beglaubiger Rühlmann noch seine Posaunenstelle im Hoforchester innehatte. Das Gleiche gehört haben die Akteure nicht, weil der Musiker im Orchestergraben etwas anders vernimmt als der Zuschauer in den höheren Rängen und die Uhr über dem Prospekt. Verbindungsmedium ist allein Wagners Simulationstechnologie, in die das Kunst- und Wahrheitspathos der Komposition eingewirkt ist.³⁸ Im Zuge ihrer Realisierung wurde Nietzsche somit auch die vom Posaunen-Grundmotiv der Oper initiierte Schlussansprache des Hans Sachs »Verachtet mir die Meister nicht« mit ihren zentralen Vokabeln »Kunst«, »deutsch« und »wahr« (»im Drang der schlimmen Zeit / blieb sie [die Kunst] doch deutsch und wahr«) von jenem Julius Rühlmann ins Ohr kommandiert, der wenige Jahre später die Wahrheit auf Wagners Reformversuch quittiert. Der kurzsichtige Gehör-Mensch Nietzsche hätte diese Botschaft vermutlich noch aus dem Pianissimo einer begleitenden Ripieno-Stimme herausregistriert, an diesem Abend aber hört er sie als ein posaunistisches *a fortiori*. In seinem »Mahnruf« findet es, wie vermittelt auch immer, eine Resonanz, jedoch eine semantisch gefilterte, denn die Wahrheitsfunktion fehlt dort ja in der Bekenntnisformel zur »deutschen Kunst«. Gegenüber 1869 ist sie Nietzsche zu diesem Zeitpunkt bekanntlich bereits fragwürdig geworden: Es ist das Jahr, in dessen Sommer er seine Gedanken »Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne« dem Freund

³⁶ Ebd.

³⁷ Friedrich Nietzsche: Mahnruf an die Deutschen, Basel, Mittwoch, 22. Oktober 1873, in: RWSB 25 (wie Anm. 34), S. 295.

³⁸ Vgl. (unter Rekurs auf Hörner anstelle von Posaunen und auf *Tristan* anstelle der *Meistersinger*): Friedrich Kittler: Fiktion und Simulation, in: Karlheinz Barck, Peter Gente, Heidi Paris & Stefan Richter (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik, Leipzig 1990, S. 196–213, hier S. 209 ff.

Gersdorff (aus Gründen der Kurzsichtigkeit) »in die Feder diktiert« hat.³⁹ Als ein »pro memoria« für sich selbst, so schreibt er später, habe er die wahrheitskritischen Gedanken der Schrift für die Zukunft verzeichnen und archivieren lassen, die nicht zuletzt das chimärische Wesen der Sprache, ihre unaufhebbare Prozessualität betont.⁴⁰

4. Fazit

Welche Konsequenzen lassen sich aus dem mit Papier-Scharmützeln und Vereinsmeierei seltsam gescheckten Dresdner Akten-Denkbild ableiten? Theoretisch wären die beschriebenen Arrangements als Figurationen der *Störung* zu begreifen und somit als eine »spezifische Operationsform und Reflexionsform des Medialen«. ⁴¹ In dieser Sicht sind Aktenunruhen eine Konzentration oder Intensivierung von Störungseffekten in einem System, dessen Abkoppelung von der Umwelt im Archiv stets nur zwischenzeitlich vorliegt – die Archivalien stammen ja zumindest teilweise aus nicht-archivartigen Umwelten und werden durch Akten-einsicht an diese zurückgebunden. Ihre Beobachtung und Mitteilung ist auf Mediatoren angewiesen, deren Genealogie bis in die Sphären der zwielichtigen mythologischen Figuren der Fama und der ›Trickster‹ zurückreichen mag, in die sich nachträglich und in funktionaler Erweiterung auch noch Michel Serres' Parasit einträgt.⁴² Wenn die Abundanz und Relevanz archivarischer Indikatoren (Format, Farbe, Stofflichkeit) durch Aktenkombination vervielfacht wird, nähert sich freilich auch die Beobachtung von archivarischen Störeffekten schnell dem Eintauchen in chaotische Systeme, in die sich zudem der Beobachter selbst einträgt. Durch Irritation emergieren dabei zugleich neue kombinatorische und reflexive Freiheitsgrade.⁴³ So lassen sich auch Figurationen der materialbezogenen *Abwesenheit* – die »waiting blankness« offener Plätze im Seitenrastral, der infinite Regress bürokratischer Beglaubigungen erster, zweiter und weiterer Stufen, die das Raster sprengenden Potentiale nachträglicher Einklebungen – je nach Beobachtungsdis-

³⁹ Die schreibprozessualen Verwicklungen dieser »in der Sekundärliteratur [...] oft nicht erläuterten« Formel sind rekonstruiert in Sarah Scheibenberger: Nietzsche-Kommentar: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne (=Historischer und kritischer Kommentar zu Friedrich Nietzsches Werken 1/3), Berlin/Boston 2016, S. 3 f.

⁴⁰ Ebd., S. 9 und S. 16 f.

⁴¹ Vgl. Christoph Neubert: Störung, in: Christina Bartz, Ludwig Jäger, Marcus Krause und Erika Linz (Hg.): Handbuch der Mediologie. Signaturen des Medialen, München 2012, S. 272–288.

⁴² Ebd., S. 273 f., S. 282.

⁴³ Ebd., S. 277 f.

tanz und Blickwinkel als ruhend/stillstehend oder als bewegt/turbulent begreifen.⁴⁴ Wenn man eingegrenzte Kollektive von Akten in Anspruch nimmt (das heißt: in Unruhe versetzt), dann lassen sich zudem relationale Verschiebungseffekte erkennen, die im Archivganzen unbegreiflich wären: Die Akten datieren sich wechselseitig, je nach den topologischen Relationen, in die man sie einbindet. Eine operativ-relationale Herangehensweise dieser Art betrifft auch philologische Rahmenbedingungen wie die Datierung: Auch der ›historische Ort‹ der Akten wird variabel, sobald man Nähe und Kontiguität als epistemische Effekte zulässt und die erwähnten Freiheitsgrade akzeptiert. Vorrepräsentationale Operationalitäten und Materialitäten wie leere Registerplätze in ›blank books‹ lassen sich dabei in Akteur-Netzwerk-Umgebungen neu verorten, die Archive und Umwelt verbinden. Damit werden auch die Ontologien des Archivs instabil. Aus leblosen Textzeugen werden archivalische ›Chimären‹, die sich in soziotechnischen Assemblagen herumtreiben.⁴⁵

Der Variabilität solcher Assemblagen steht die von der modernen Archivtheorie postulierte Ursprünglichkeit, Notwendigkeit und Determiniertheit dessen gegenüber, was dort als das Prinzip des »vincolo archivistico« bzw. »archival bond« statuiert wird, das von der inneren Verflochtenheit archivierter Dokumente eines bestimmten Bestandes ausgeht.⁴⁶ Die Unberechenbarkeit archivarischer Chimären geraten also nicht nur in Konflikt mit praktischen Registratursystemen und technischen Erfassungsroutinen, sondern auch mit einem hehren Prinzip, das aber zugleich jener Variabilität Vorschub leistet. Denn die Dresdner Akten-Trias verdankt ihre Nachbarschaft ja nichts anderem als eben dem bereits äußerlich erkennbaren ›vinculum‹ (das Verb ›vincire‹, wovon sich ›vinculum‹ herleitet, bezeichnet Binden/Schnüren ebenso wie Fesseln), das ihren Zusammenhalt nicht nur sichert,

⁴⁴ Vgl. Lisa Gitelman: Paper Knowledge. Toward a Media History of Documents, Durham/London 2014, S. 22.

⁴⁵ Das chimärische Schlummern von Akten hatte Wagner selbst am Beispiel seiner Reformschrift evoziert: In einem aus dem Exil nach Dresden postierten Brief von 1850 deutet er an, man habe seinerzeit seinen Theaterreformentwurf vor Ort nur mit Hohn und Spott aufgenommen und als ein Indiz dafür gewertet, »dass [hier] unruhige köpfe chimären aushecken« wollten (RWSB 3 [wie Anm. 34], S. 415, Nr. 107 vom 18. 9. 1850); demgegenüber wolle er genau aus der Tatsache Kapital schlagen, dass seine »reformschrift bis heute ruhig schlummert«. Er sendet also einen Suchbefehl nach der Akte aus, die »als ein actenstück aus der geschichte [der Revolution]« publiziert werden solle. Der Chimären-Charakter der Archivalien konstituiert sich in meiner Rekonstruktion auf Basis von Schrift-Bildlichkeit.

⁴⁶ Vgl. Giorgio Cencetti: Il fondamento teoretico della dottrina archivistica, in: Archivi II/6 (1939). S. 7-13; Luciana Duranti: Archival Bond, in: Luciana Duranti und Patricia C. Franks (Hg.): Encyclopedia of Archival Science, Lanham/Boulder/New York/London 2015, S. 28.

sondern allererst hergestellt hat, unabhängig von ihrer Erhaltung: die »reciprocal relationship« zwischen Archivalien, die ein »vinculum« verbindet, ist mit ihrem Eintritt in den archivierten Zustand ein für alle Mal gegeben.⁴⁷

Um den (schwachen) Gegensatz zwischen Variabilität und Determiniertheit, Bindung und Fesselung aufzulösen, muss ein ontologischer Status von Archivalien in Rechnung gestellt werden, der auch ihre relative Ruhe und Unruhe, ihr zeitweiliges oder dauerhaftes Abgelegt- und Verlegtseins in Rechnung stellt. Will man dabei auf den (oben bereits einmal verwendeten) Begriff der Existenzweise zurückgreifen, dann wäre dieser – bei grundsätzlicher Übereinstimmung hinsichtlich der Pluralität – wohl komplementär zu demjenigen Étienne Souriaus in *Les différents modes d'existence* zu denken. Was Souriau als grundsätzliche Unfertigkeit deutet, wäre dann auch, neutraler, als unaufhebbare zeitliche Verschiebung zu denken. Und das von Souriau statuierte »existentielle Halbdunkel« wäre – als eine spezifische atmosphärische und epistemische Qualität des Archivs verstanden – keines, »in dem sich Unfertiges abzeichnet«,⁴⁸ sondern vor allem ein Prozessuales, das (im Sinne Sempers) zwischen Zuständen »chamäleonisch« agiert und Störungen dabei nicht im Modus einer Hinfälligkeit bis hin zur Zerstörung, sondern in dem von Metastabilität verarbeitet,⁴⁹ woraus je neue Formungen und Konstellierungen – auch aus dem Leerraum heraus – möglich bleiben.

Bildnachweis:

Abb. 1: Illustrierte Zeitung (12.08.1843), S. 108 (Bayerische Staatsbibliothek, unter: http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10498693_00114.html (24.06.2018)).

⁴⁷ Vgl. Luciana Duranti: The Concept of Appraisal and Archival Theory, in: *American Archivist* 57 (1994), S. 328–344, hier S. 336.

⁴⁸ Étienne Souriau: Die verschiedenen Modi der Existenz, übers. von Thomas Wäckerle, Lüneburg 2015, S. 196.

⁴⁹ Zu einer solchen, vor allem an Simondon orientierten Version der *agency* vgl. Michael Cuntz: Agency, in: *Handbuch der Mediologie* (wie Anm. 41), S. 28–40, hier S. 38.

Jenseits von Reden

Dirk Ludigs

»Der Philosoph, der in der Öffentlichkeit eingreifen will, ist kein Philosoph mehr, sondern Politiker; er will nicht mehr nur Wahrheit, sondern Macht.«¹

Hannah Arendt

QUEERE BEWEGUNG muss wieder aktionistisch und politisch werden. Das kann nur gelingen, wenn sie sich aus den Fängen akademischer Diskurse befreit und zu ihren utopischen Wurzeln zurückfindet.

Meine Analyse ist trist: Die queeren akademischen Diskurse unserer Tage gleichen einem toten Rennen. Anhänger*innen der Frankfurter Schule einerseits, Poststrukturalist*innen andererseits bekämpfen sich aus ihren Elfenbeintürmen heraus. Der Stellungskrieg der Kulturtheorien verändert nicht nur nichts mehr in den Köpfen aller Teilnehmenden, seine Debatten gehen dazu noch so gut wie spurlos an all jenen vorbei, zu deren Verbesserung der Verhältnisse sie angeblich geführt werden. Die einen verteidigen zäh ihre einträglichen Sitzplätze in den politischen und wissenschaftlichen Institutionen, die anderen schotten sich in *safe spaces* von den Mühsalen eines echten partizipatorischen Aktivismus weitgehend ab und sehen dabei Sektenmitgliedern ähnlicher als Akteuren in einem zivilgesellschaftlichen Prozess. Digitale Medien und ihre Tendenz zur Retribalisierung tun das Übrige, um diese unheilvollen Tendenzen weiter zu verschärfen.

Meine Forderung ist dagegen einfach: Es ist an der Zeit, die weitgehende Akademisierung queeren Denkens und Handelns kritisch zu hinterfragen und nach Quellen für einen anderen queeren Aktivismus zu suchen, der nicht zuletzt angesichts der Herausforderungen durch den Rechtspopulismus gesellschaftliche Relevanz erlangen muss. Es ist an der Zeit für eine Rückkehr zu den utopischen Wurzeln queeren Handelns!

Zur Misere zuerst. Nirgends wird sie derzeit deutlicher als im Streit um die Zukunft des Schwulen Museums (SMU) in Berlin. Der begann für die Öffentlichkeit sichtbar zu werden, als das Vorstandsmitglied Dr. Birgit Bosold im Januar

¹ Hannah Arendt: Wahrheit und Politik, in: Ursula Lutz (Hg.): Zwischen Vergangenheit und Zukunft, München 2000, S. 338.

2018 in einem Newsletter des Hauses zum geplanten »Jahr der Frau_en« die bisherige Ausstellungspraxis des SMU kritisierte, die »eher die visuelle und konzeptionelle Hegemonie schwuler Männlichkeit (weiß und cis versteht sich) in der LSBTTIQ*-Welt« widerspiegeln, »als dass sie marginalisierte und diskriminierte Positionen in den Vordergrund stelle«. Insbesondere kritisierte Bosold die Ausstellungen der Polittunte Patsy l'Amour laLove über Martin Dannecker und die des französischen Künstlers und Kurators Marc Martin zur schwulen Klappenkultur. Beide seien »ebenso liebevoll und begeistert wie unkritisch«.

Bosolds Kritik aus queerfeministischer Sicht am »schwulen Heimatmuseum« musste nicht lange auf Antwort warten. In der Berliner *Siegessäule* warf Till Amelung dem SMU-Vorstand »Geringschätzung gegenüber der Geschichte(n) von Schwulen« vor. Drei schwule Mitarbeiter des Museums legten in der Juni-Ausgabe des schwulen Magazins *Mannschaft* nach. »Was ist aus dem Schutzraum für ältere Schwule geworden, die sich als Ehrenamtler eine Beschäftigung suchen wollten?« fragen sie dort und befürchten, man wolle das Schwule aus dem Museum »ausräumen«. Ex-Vorstand Mischa Gawronski findet im gleichen Artikel harte Worte für die empfundene Hatz auf alles Schwule: »Wenn eine Gruppe im Fokus steht und diese vorrangig aufgrund von Hautfarbe, Geschlecht und Sexualität kategorisiert und kritisiert wird, dann erfüllt das die Definition von Rassismus!«

Aber auch radikalfeministische Lesben aus der zweiten Welle der Frauenbewegung kommen mit dem neuen Kurs des SMU nicht mehr zurecht. Als am 20. April 2018 ein junges Künstlerkollektiv das Bistro des Museums zu einer »Dyke Bar« umfunktionierte, die Bezug nehme auf »prägende Momente der lesbisch-queeren Geschichte vom alten Wissen der Hexen in ferner Vergangenheit bis zu den Cyborgs der Zukunft, um in der Gegenwart einen Dialog darüber zu eröffnen, warum Dyke Bars sterben und wie sie wiederbelebt werden können«, erhob sich ein Sturm der Entrüstung vor allem wegen der spirituellen und esoterischen Anklänge. Lesbische Aktivistinnen wie Stephanie Kuhnen und die Verlegerin Ilona Bubeck kamen auf Einladung von Patsy l'Amour LaLove in den Neuköllner Veranstaltungsort *Ludwig*, um der Frage nachzugehen, was eigentlich LSBTTIQ* immer wieder in die Fänge des Esoterischen treibt und warum Spiritualität keine »widerständige Praxis« sein kann, freilich ohne dass auf dem Podium jemand eine Gegenposition vertreten hätte.

Das Beispiel der SMU-Kontroverse zeigt vor allem eines: Seit dem Erscheinen des Sammelbands *Beißreflexe* (Querverlag, 2017) hat sich der Streit um Theorien in der deutschen LSBTTIQ*-Bewegung immer weiter verhärtet. Es ist der Kampf zwischen den Vertreter*innen queerfeministischer und intersektionaler Ansätze einerseits und LSBTTIQ*-Aktivistinnen andererseits, die weitgehend der kritischen Theorie (also der zweiten deutschen Schwulenbewegung um Personen wie Michael Bochow oder Martin Dannecker) und der radikalfeministischen Lesben-

bewegung der Achtziger Jahre verhaftet sind. Postkolonialismus und Intersektionalität auf der einen Seite, freudomarxistische Sichtweisen auf der anderen, kollektivistische Widerstandsformen versus Betonung des kritischen Individuums als revolutionärem Subjekt – das bleibt vor allem eins: unvereinbar. Den Streit in seiner ganzen Tiefe haben andere an anderer Stelle nachgezeichnet, dies hier nochmals zu tun, würde den Rahmen des Artikels sprengen, doch geben die Rezensionen rund um *Beißreflexe*, wie beispielsweise von Peter Rehberg auf *Zeit Online* und Jan Schnorrenberg im *Tagesspiegel* Interessierten einen guten Einblick, worum es im Einzelnen geht.

Der lähmende Zwist fällt ausgerechnet in eine Zeit, in der queere Emanzipation in Deutschland vor den größten Herausforderungen seit den Achtziger Jahren steht – und die Ausgangsposition ist nicht gut. Anders als an den beiden Küsten der USA oder in Kanada haben geschlechtliche und sexuelle Minderheiten in Deutschland bis heute keine Trendwende hin zu einer Gesellschaft zu Stande gebracht, in der sich nicht länger LSBTTIQ*-Menschen für ihre Forderungen rechtfertigen müssen, sondern jene, die sie weiterhin diskriminieren wollen.

Tatsächlich zeigt sich in aktuellen Studien, dass zusammen mit dem Aufstieg rechtspopulistischer Parteien wie der AfD rassistische und homophobe Einstellungen in Deutschland querbeet auf dem Vormarsch in die Mitte der Gesellschaft sind: »Die Ablehnung von Muslimen, Sinti und Roma, Asylsuchenden und Homosexuellen hat noch einmal deutlich zugenommen«, sagt der Leipziger Sozialpsychologe Elmar Brähler, einer der Autoren und Begründer der repräsentativen *Mitte*-Studien, die seit 2002 rechtsextreme Einstellungen in Deutschland erheben. 40,1 Prozent gaben bei der Studie 2016 an, es sei »ekelhaft«, wenn sich Homosexuelle in der Öffentlichkeit küssen – im Jahr 2011 lag der Anteil noch bei 25,3 Prozent. Die Prozentzahl derjenigen, die Homosexualität generell für unmoralisch halten, ist von 15,7 auf 24,8 Prozent gestiegen.

Minderheiten haben ein gutes Gespür für diese »Brüchigkeit gesellschaftlicher Toleranz«, wie der Soziologe Martin Dannecker im September 2015 im Rahmen eines gleichnamigen Seminars in der Akademie Waldschlösschen diesen Zustand der deutschen Gesellschaft im Verhältnis zu ihren sexuellen Minderheiten nannte. LSBTTIQ*-Menschen befinden sich hierzulande in einem »kündbaren Duldungsverhältnis«.

Teile der konservativen Eliten haben selbst diese Duldung bereits gekündigt. Sichtbar wird das im Kampf gegen den Sexualkundeunterricht der Vielfalt. Die von christlichen Fundamentalisten und völkischen Rechtspopulisten wie den *Besorgten Eltern* oder der *Demo für Alle* initiierte Desinformationskampagne gegen Bildungspläne knüpft mit ihrer Lüge von der Frühsexualisierung bewusst an überwunden geglaubte Schauermythen von der Verführung zur Homosexualität an, erweckt denunziatorische Zerrbilder vom homosexuellen Päderasten zu neuem

Leben, »der an unsere Kinder will«. Die Fundamentalisten finden in der *FAZ* und der *Springer*-Presse willige Sekundanten und in der baden-württembergischen CDU mittlerweile genauso Unterstützer wie in der FDP Nordrhein-Westfalens.

Gleichzeitig verstärken sich insbesondere unter cis-männlichen Schwulen in und außerhalb der gewachsenen Strukturen der LSBTTIQ*-Bewegung Diskurse, die an rechtspopulistische Agenden anschlussfähig sind: die Furcht vor Muslimen, die Ablehnung gendergerechter Sprache, bis hin zu offenem Sexismus und Rassismus. Konservative schwule Politiker wie Jens Spahn oder der rechtskatholische Blogger David Berger treiben bewusst einen Keil zwischen bürgerliche schwule Männer und die anderen Teile der LSBTTIQ*-Bewegung.

Als der rechtspopulistische schwule US-Botschafter Richard Grenell zum Berliner CSD im Juli 2018 zum Empfang in seine private Residenz lud, hatten über sechzig schwule Persönlichkeiten der Stadt kein Problem, die Einladung anzunehmen. Der Geschäftsführer der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld postete anschließend ein Foto auf Facebook, das ihn freundlich lächelnd und Arm in Arm mit dem Trump-Unterstützer zeigte. Während Litwischuh sich nach einem beginnenden *shitstorm* zeitnah und überzeugend entschuldigte, sahen alle anderen, die mit Grenell posierten, darunter wichtige Vertreter des Völklinger Kreises sowie der Geschäftsführer des LSVD-Landesverbands Berlin-Brandenburg, Jörg Steinert, eine Entschuldigung gegenüber der Community nicht als notwendig an.

Der queere Theorienstreit ist also nicht nur heillos, er kommt vor allem zu einer völlig unpassenden Zeit. Die Frage lautet: Wie ist queerer Aktivismus in dieses Dilemma geraten? Und gibt es einen Weg heraus?

So unterschiedlich, unvereinbar und unversöhnlich sich beide Seiten oft gerieren, so sehr ist ihnen eines gemeinsam: Sie argumentieren beide strikt entlang bestehender Kulturtheorien, sie sind ins Aktivistische gewendete Philosophie. Das ist auch nicht zufällig so, denn queerer Aktivismus wird heute von Kultur- und Sozialwissenschaftlern beherrscht, von den alt gewordenen Jüngern Adornos und Horkheimers bis hin zu den frischen Absolvent*innen der *gender studies* der Humboldt Universität.

Die Antwort darauf, warum das problematisch ist, findet sich bei Hannah Arendt. Aktivismus ist im eigentlichen Sinne politisches Handeln und was passiert, wenn philosophische Vernunftwahrheiten zur Anleitung für politisches Handeln missbraucht werden, hat Arendt in ihrem Aufsatz *Wahrheit und Politik* beschrieben:

»Nichts ist verständlicher, als daß der Philosoph in seiner wesentlichen Isolierung von allen anderen der Versuchung erliegt, seine Wahrheit auch als einen Maßstab für die Regelung menschlicher Angelegenheiten zu gebrauchen und zu mißbrauchen [...] Und nicht weniger verständlich ist, daß der politische Bereich sich solchen Maßstäben, die

aus einer ihm prinzipiell fremden Sphäre abgeleitet sind, widersetzt. Wenn Vernunftwahrheiten sich in das Feld der Meinungen und des Meinungsstreits begeben, werden auch sie zu bloßen Meinungen; was ihnen geschieht, ist eine echte »metabasis eis allo genos«; sie haben ihr Wesen geändert, und dementsprechend hat auch der, der sie vertritt, seine menschliche Existenzweise geändert. Der Philosoph, der in die Öffentlichkeit eingreifen will, ist kein Philosoph mehr, sondern ein Politiker; er will nicht mehr nur Wahrheit, sondern Macht.«²

Im Sinne Arendts wird jede Kulturtheorie in den Händen von Aktivist*innen, die sie als Tatsachenwahrheit missverstehen und als Handlungsanleitung für ihren Aktivismus gebrauchen, zu einem neuen Instrument der Unterdrückung. Die aktivistischen Gruppen selbst entwickeln fast zwangsläufig im Verlauf viele Merkmale, die auch bei religiösen Sekten anzutreffen sind: Bestrafungen und Ausschlüsse bei Fehlverhalten, eine codierte und ausschließende Sprache, bestimmte Zugangsrituale, reale oder neuerdings auch virtuelle Heterotopien. Im Grunde keine neue Erkenntnis seit den Bolschewiken oder den K-Gruppen, denen ja auch schon etwas Pseudoreligiöses, ja Sektenhaftes anhing. Heute findet sich diese »Verkultung« von Aktivismus sowohl bei Linken wie auch bei Rechten, bei queeren Gruppen ebenso wie bei der identitären Bewegung oder Internet-Phänomenen wie *4chan* oder zuletzt *QAnon*.

Von den Machtfantasien rechter Sekten sind die Teilnehmenden des queeren deutschen Theoriestreits allerdings meilenweit entfernt. Bei ihnen geht es vor allem – und das ist das Traurige – nicht einmal wirklich mehr um Widerstand oder um gesellschaftliche Macht, also radikale Veränderung oder Teilhabe, sondern fast ausschließlich um die Deutungshoheit innerhalb der bestehenden LSBTTIQ*-Institutionen, genauer: um die Macht über die kargen Fleischtöpfe staatlicher Alimentierung. Wer darf die nächste Ausstellung kuratieren, wer darf die nächste halbe Stelle besetzen, wessen Förderantrag hat die größte Chance durchgewinkt zu werden? Das sind nicht nur im Schwulen Museum entscheidende Fragen, sondern überall in einer emanzipatorischen Bewegung, die seit vielen Jahren am Tropf von Bundes- und Landeshaushalten hängt.

Das war nicht immer so. Auch in Deutschland begann LSBTTIQ*-Emanzipation einmal in kritischer Staatsferne und weitgehend autonom. Die Gründe für den Niedergang der autonomen Schwulenbewegung und der feministischen Lesbenbewegung seit den Neunzigern in Deutschland sind noch historisch aufzuarbeiten, das muss an anderer Stelle geschehen. Um den Ist-Zustand festzustellen und daraus Forderungen abzuleiten, bleiben die Gründe irrelevant.

² Ebd.

Tatsache ist: Die Verlagerung der politischen Arbeit weg von einer Graswurzelbewegung und hinein in die politischen Parteien und in wenige, fast vollständig vom Staat abhängige Institutionen ist in Deutschland so gründlich geschehen, dass die LSBTTIQ*-Bewegung heute kaum noch über staatlich oder parteipolitisch unabhängige Graswurzelgruppen oder Organisationen verfügt und über einzelne öffentliche Führungsfiguren schon gar nicht. Die finanzielle Abhängigkeit der im internationalen Vergleich oft wenig professionell agierenden Organisationen vom Staat ist nahezu absolut, unabhängige finanzielle Ressourcen existieren kaum, die Personaldecke ist dünn und in der Regel parteipolitisch gebunden. Ergo werden Förderanträge in der Regel schon mit der Machbarkeitsschere im Kopf formuliert, Konfrontationen mit dem Geldgeber vermieden und bestehende Konflikte ritualisiert. Die Akademie Waldschlösschen zum Beispiel, als autonome Gründung gestartet, ist heute eine Bildungseinrichtung des Landes Niedersachsen. Ergo richtet sich ihr Programm nach den Förderrichtlinien des Bundeslands. Was nicht mindestens sieben Teilnehmende ziehen könnte, findet nicht statt.

Dabei waren es keine Wissenschaftler*innen, keine Kulturtheoretiker*innen und keine Philosoph*innen, die am Anfang moderner queerer Bewegungen standen, sondern Menschen, die mit direkter Aktion auf erlebte Unterdrückung reagierten, *people of color* und Trans* Menschen bei den Stonewall-Riots in den USA zum Beispiel, ausgestattet mit nicht viel mehr als der utopischen Vorstellung von einer repressionsfreien Welt und dem unbändigen Willen zur Veränderung des status quo.

Auch in den USA hat sich im Laufe der Jahrzehnte LSBTTIQ*-Bewegung immer mehr von den normativen Grenzen der Gesellschaft einhegen lassen. Der 2013 verstorbene kubanisch-amerikanischen Queertheoretiker José Esteban Muñoz kritisierte das in seinem Buch *Cruising Utopia: the Then and There of Queer Futurity* (New York, 2009). Daraus stammt der Satz: »Queerness ist in seiner Essenz die Zurückweisung eines Hier und Jetzt und das Beharren auf der Möglichkeit einer anderen Welt.« Dem Queersein selbst wohnt nach Muñoz die Utopie schon inne. Wer schräg ist, wer aus dem Rahmen fällt, als »unnormal« definiert oder anders markiert wird, der ist bereits aufgrund seiner Existenz ein Versprechen auf eine utopische Zukunft.

Um zu verstehen, warum die LSBTTIQ*-Bewegung von ihren utopischen Anfängen, der Phase der späten Sechziger bis Mitte der Achtziger Jahre, heute so weit entfernt ist, hilft ein Blick auf den Begriff der »Verwalteten Welt«, den Theodor W. Adorno zur Beschreibung des gesellschaftlichen Ist-Zustands der Fünfzigerjahre eingeführt hat. Adorno verstand darunter eine Welt, in der freie Individuen nicht durch Ideologie, Terror und Gewalt unterjocht werden, wie im Faschismus oder Stalinismus, »sondern in der verwalteten Welt herrschen die Systeme als Zwangsvergesellschaftung und Anonymisierung von Herrschaft, die auf die Liqui-

dierung des Individuums und die Eliminierung des Nichtidentischen abzielt. Durch die ihr eigene Tendenz, alle Spontaneität abzuwürgen, lässt die verwaltete Welt alle ›Schlupfwinkel‹ verschwinden.«³ Es findet eine totale Kontrolle, eine widerstandslose Integration der gleichgeschalteten Individuen statt. In einem Radio-Gespräch aus dem Jahr 1958 geht Adorno noch einen Schritt weiter. Nicht nur Staat und Wirtschaft unterwerfen Menschen der verwalteten Welt, sie selbst tun es: »Es gibt keine Auswegmöglichkeiten mehr und deshalb tendieren die Menschen dazu, alle jene Prozesse der Verwaltung in sich selber zu wiederholen, die ihnen von außen angetan werden. Jeder Einzelne wird sozusagen zum Verwaltungsfunktionär seiner selbst.«⁴

Wenige Jahre nach dieser Erkenntnis machte sich die von der Kritischen Theorie inspirierte 68er-Generation – und ab 1971 auch die zweiten deutschen Schwulen- und Lesbenbewegungen – auf den Weg durch die Institutionen. Meine These lautet: In der Zeit vor 1968 beherrschte die verwaltete Welt zwar fast alle Lebensbereiche, nicht aber die queeren Utopien. Was seitdem passiert ist, beschreibe ich mit dem Begriff der ›Verwalteten Utopie‹. So wie Friedrich Engels in den 1880ern postulierte, dass mit dem wissenschaftlichen Sozialismus nun die klassenlose Gesellschaft nicht mehr Utopie sein müsse, sondern es eben einen Weg dahin gebe, den der Marxismus vorgebe, so haben die sozialen Bewegungen in den vergangenen 50 Jahren Systeme geschaffen, um Queerness wissenschaftlich zu vermessen, in staatlichen Systemen zu verwalten und gesetzlich zu regeln. Von Identitätspolitik über Rechtsgleichheitsfragen bis hin zur *queer theory*: In dem Versuch, das Queere zu beschreiben, mit den Mitteln der Wissenschaft und der Bürokratie Handlungsanweisungen und Wege zu beschreiben, um das Utopische ins Hier und Jetzt zu transferieren, wurden die Utopien selbst den Systemen unterworfen, vergesellschaftet und der ›Verwalteten Welt‹ Adornos die ›Verwaltete Utopie‹ hinzugefügt, in der die Vermessenden in den Institutionen zu den Verwaltungsfunktionären ihrer selbst geworden sind.

Wer heute fragt, was queere Utopien sind, erhält oft sehr bescheidene Antworten. Gleiche Rechte, sagen die einen. Die anderen: *safe spaces*. Das alles sind Utopien, die eigentlich gar keine sind, denn sie wären in der Regel schon im Rahmen einer Gesetzesänderung, eines Workshops oder eines Uni-Seminars umsetzbar.

Als Thomas Morus sein Buch über den Inselstaat Utopia schrieb, machte er von einem Sprachspiel Gebrauch, das auf Englisch funktioniert. Das griechisch-basierte Utopia kann nämlich, auf Englisch ausgesprochen, sowohl »kein Ort«

³ Theodor W. Adorno: Gesammelte Schriften, Bd. 8: Soziologische Schriften 1. 3. Aufl., Suhrkamp, Frankfurt am Main 1990, S. 145.

⁴ Verschriftlicht in: Max Horkheimer: Gesammelte Schriften, Bd. 13, Frankfurt am Main 1985, S. 121–143.

bedeuten als auch »schöner Ort«. Utopia ist beides gleichzeitig. Es ist der schöne Ort, den es nicht geben kann. Utopia zeichnet sich durch seine Unerreichbarkeit aus. Ohne das Unerreichbare bleibt die Welt aber unvollständig. Oscar Wilde hat die Erkenntnis so formuliert: »Eine Weltkarte, in der das Land Utopia nicht verzeichnet ist, verdient keine Beachtung, denn sie lässt die Küste aus, wo die Menschheit ewig landen wird.«

Ewig landen. Das ist bemerkenswert. Denn zum Ewigen-Landen gehört das Niemals-Ankommen. Allen utopischen Entwürfen, von Platos Republik über Thomas Morus' Utopia, den Sonnenstaat Campanellas oder die Schriften Saint-Simons, wohnt einerseits diese Überzeugung inne, von der Muñoz spricht: Es gibt die Möglichkeit einer anderen Welt. Einer Welt absoluter Gleichheit, absoluter Gerechtigkeit, einer Welt ohne Hass, ohne Gewalt, einer Welt, in der jede und jeder so sein darf, wie er oder sie oder Mensch sein möchte. Andererseits aber auch die Einsicht in deren Unerreichbarkeit.

Muñoz entkommt diesem Widerspruch mittels des von Ernst Bloch geprägten Begriffs der »konkreten Utopie«. Bloch kritisierte mit dem Begriff ursprünglich die Idee von Engels, man müsse Utopien vom Kopf auf die Füße stellen, es gebe einen wissenschaftlichen Weg zum Sozialismus. Stattdessen sagt Bloch: »Es geht um den Umbau der Welt zur Heimat, einem Ort, der allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war.« Die konkrete Utopie ist der Prozess der Verwirklichung, in dem die näheren Bestimmungen des Zukünftigen tastend und experimentierend hervorgebracht werden – und ich möchte hinzufügen, im Bewusstsein, sie nie ganz erreichen zu können.

In den Anfängen meiner eigenen Sozialisation als schwuler Aktivist in den frühen Achtzigern in Berlin war für Utopien noch Platz. Das schimmerte durch in CSD-Slogans, die damals auf Demonstrationen skandiert wurden, wie etwa: »Wir bleiben unserem Motto treu, schwul, pervers und arbeitsscheu«. Aktivist*innen träumten von einer Welt ohne Diskriminierungen, aber auch einer Welt der freien Liebe und der Freiheit von Zwängen. Eine Gegenwelt zu der, die sie vorfanden, der spießigen Enge der Zwangsheterosexualität. Gefunden haben sie diese Welt in bestimmten Momenten – vor allem aber an bestimmten Orten wie dem *SchwuZ*, den besetzten »Tuntenhäusern« in Berlin, in denen Freiräume möglich wurden, in denen eine freiere Sexualität in neuen Beziehungsformen ausprobiert werden konnte, in lesbischen Landkommunen, wo Leben und Arbeiten eins werden sollte. Später fand sich konkrete Utopie auch in den direkten Aktionen der Aids-Aktivist*innen von *Act-Up*. Sie findet sich aber auch in spirituellen queeren Bewegungen, wie den *Radical Faeries*, deren *Sanctuaries* genannte Orte wie Wolfs Creek in Oregon oder Short Mountain in Tennessee wiederum Freiräume sind, in denen das Experimentieren mit der eigenen Sexualität und Spiritualität möglich wird.

»Die queere Community war immer sehr gut darin, sich ihre eigenen Utopias zu erschaffen«, sagt der US-amerikanische Queerkünstler und Aktivist Leo Herrera, der gerade an einem filmischen queeren Utopia arbeitet. Für seine *mockumentary* FATHERS (2018) erfindet er eine Welt, in der es Aids nie gegeben hat. Den Grund für die utopische Schaffenskraft queerer Menschen sieht Herrera darin, »dass wir alle in der Unterdrückung aufgewachsen sind und unsere ersten Momente der Freiheit und des Glücks empfinden, wenn wir an Orten zusammenkommen, die wir zu unseren eigenen gemacht haben. Alle diese Orte – Nachtclubs, wie das *Pulse* in Orlando, queere Zentren, Festivals wie *Burning Man* – sind unsere Utopias.«

Erst in diesen queeren Freiräumen, die mehr sind als die rein defensiv ausgerichteten *safe spaces* unserer Tage, wird die konkrete Utopie möglich, die sich aus dem Erleben queerer Politik, queerer Spiritualität und queerer Sexualität speist und die in direkte Aktionen mündet. Der Freiraum ist im Unterschied zum *safe space* kein Selbstzweck, sondern schafft überhaupt erst die notwendige Voraussetzung für die konkrete Umsetzung von queerem Aktivismus in direkte Aktion.

Zur Bestätigung dieser These bietet die Geschichte queerer Bewegungen genügend Beispiele. Aus den Berliner ›Tuntenhäusern‹ heraus entstanden zum Beispiel Widerstandsformen wie die einer queeren Spaßguerilla. Ich erinnere mich an eine lautstarke Gegendemonstration von Berliner Tuntinnen, die nach den Mairkrawallen 1987 auf dem Kurfürstendamm mit Trillerpfeifen, Rasseln und Sprechchören wie »Von Kreuzberg bis nach Düppel, Gummi übern Knüppel« einen Schweigemarsch der Ehefrauen von Polizisten zur Unterstützung ihrer Ehemänner aufrollten.

Bei *Act-Up* kamen vor dreißig Jahren weiße Schwule mit bildungsbürgerlich-liberalem Hintergrund, Linke, Latinos und Schwarze mit Bürgerrechts-Background und feministische Lesben aus der Gesundheitsbewegung zusammen, um den politischen Kampf um den Zugang zu Aids-Medikamenten durch direkte Aktionen voranzutreiben. In der verwalteten Utopie unserer Tage hätten die Beteiligten wahrscheinlich ihre ideologischen Unterschiede ausdiskutiert, es hätte kein einziges *die-in* gegeben, kein Plakat, kein »Silence=Death«, keine Nachfolgegruppen wie die *Queer Nation* oder die *Lesbian Avengers*. Und ohne das damals autonom agierende *Gay Community Center* in New York als Freiraum hätte es *Act-Up* wahrscheinlich ebenso wenig gegeben, es hätte aus einer verwalteten Utopie nicht entstehen können.

Auch Hannah Arendt spricht von der Notwendigkeit von Orten, an denen der Dissens und der Versuch des Neuen möglich ist, womit sie die Auflehnung gegen die Systeme meint, wenn sie über zivilen Ungehorsam spricht: »Ziviler Ungehorsam heißt nicht einfach das Gesetz zu brechen, manchmal braucht

man zivilen Ungehorsam, um das Gesetz erst zu dem zu machen, was es sein soll.«⁵

Ein neuer queerer Aktivismus braucht also all das: Queere Räume als Voraussetzung, um queere Spiritualität, queere Sexualität und queere politische Prozesse zu erleben und die aus all dem entstehende direkte Aktion zu planen und umzusetzen. Vor allem aber muss er im Sinne Arendts wieder politisch handlungsfähig werden, sich also frei machen vom Primat akademischer Diskurse, dem Diktat bestimmter Kulturtheorien und stattdessen Politik, in den Worten von Arendt, als »Tatsache der Pluralität von Menschen«⁶ anerkennen. Zu wenigen Aktivist*innen in Deutschland gelingt es allerdings bisher, sich im Streit der akademischen Richtungen, der zunehmend mit einem gegenseitigen Vernichtungswillen geführt wird, unabhängig zu halten, geschweige denn, darüber hinaus echten queeren Aktivismus zu entwickeln.

Um es klar zu sagen: Es geht nicht um eine grundsätzliche Absage an Wissenschaft. Es kann durchaus lohnend sein, politische Herausforderungen mal mit klassisch-identitätspolitischer Brille, mal mit queer-feministischer Brille zu betrachten. Queer-feministisches Denken ermächtigt dazu, empathischer zu werden, das lesbisch-schwule Denken um Trans*, Inter- oder Rassismus-Fragen zu erweitern. Gleichzeitig sind die Erfolge klassischer Identitätspolitik auf der Basis des kritischen Individuums als revolutionärem Subjekt unübersehbar und haben überhaupt erst möglich gemacht, auf dem heutigen Niveau zu diskutieren.

Wenn Kultur- und Sozialtheorien aber weiter von sich formierenden akademischen Sekten als pseudoreligiöse Wahrheiten missbraucht werden, um queeren Aktivismus zu verwalten und zu ersetzen, dann droht der Bewegung angesichts eines rechten politischen Rollbacks der Weg in die Bedeutungslosigkeit. In den USA zeichnet sich zwar unter den Bedingungen des Trump-Regimes eine Rückkehr der Bewegung zu aktivistischen Formen und *grassroots*-Koalitionen ab, doch dort ist die Ausgangslage eine andere. Im staatsfinanzierten und zivilgesellschaftlich viel weniger dynamischen Deutschland wäre eine Machtübernahme rechter Kräfte wahrscheinlich das rasche Ende. Erich Kästner sagte: »Die Ereignisse von 1933 bis 1945 hätten spätestens bis 1928 bekämpft werden müssen. Später war es zu spät. [...] Es ist eine Angelegenheit des Terminkalenders, nicht des Heroismus.«⁷ Wenn er richtig liegt, ist jetzt die Zeit zu handeln.

⁵ Hannah Arendt: *Ziviler Ungehorsam* (1969), in: Andreas Braune (Hg.): *Ziviler Ungehorsam – Texte von Thoreau bis Occupy*. Stuttgart 2017, S. 137.

⁶ Ebd., S.146

⁷ Erich Kästner: *Über das Verbrennen von Büchern*, Zürich 2013, S. 12.

Nicht stören!?

Über Kritik an Identitätspolitik und postmodernen Theorien

Andrea Geier

lichtung
manche meinen
lechts und rinks
kann man nicht
velwechsern.
werch ein illtum!

Ernst Jandl

ES IST NICHT ZU LEUGNEN: Identitätspolitik hat eine schlechte Presse. Spätestens mit der Wahl von Donald Trump zum 45. Präsidenten der USA stehen liberale Politikkonzepte, zu deren Grundsätzen die aktive Unterstützung von Minderheiten und die Anerkennung von Vielfalt gehören, im Verdacht, den zunehmenden Erfolg von rechtspopulistischen Kräften ermöglicht zu haben. Durch falsche politische Prioritäten hätten die Demokraten die Interessen und Werte der Mehrheit der US-Wähler*innen ignoriert: »In recent years American liberalism has slipped into a kind of moral panic about racial, gender and sexual identity that has distorted liberalism's message and prevented it from becoming a unifying force capable of governing«, schrieb beispielsweise der US-amerikanische Politik- und Wirtschaftswissenschaftler Mark Lilla 2016 in einem viel beachteten Artikel in der *New York Times*.¹ Die aus dieser Diagnose abgeleitete Forderung »the age of identity liberalism must be brought to an end« hat auch in Deutschland einige Anhänger*innen. Wer eine monokausale, eher schlicht anmutende Erklärung für die Wahl-Erfolge der AfD sucht, zeigt mit dem Finger auf eine diversitätsorientierte Politik.

Damit schließt sich scheinbar ein Kreis. Denn obwohl weite Teile dieser Kritik für sich in Anspruch nehmen, die »wahre« Idee einer liberalen Gesellschaft gegen eine (drohende) Radikalisierung zu verteidigen, klingt sie irritierenderweise ge-

¹ Hillary Clintons »rhetoric of diversity, calling out explicitly to African-American, Latino, L.G.B.T. and women voters at every stop« sei ein zentraler Wahlkampffehler gewesen. Dass hier Frauen als »Minderheit« betrachtet werden, ist eines von vielen offensichtlichen Problemen dieser Diagnose. Zu finden bei: Mark Lilla: The End of Identity Liberalism, in: The New York Times (18. 11. 2016).

nauso wie die pauschale Kritik von Rechtspopulist*innen. Diese werben um Stimmen aus der Mitte der Gesellschaft, welche sich ihrer Ansicht nach als Verliererin ›linker‹ Identitätspolitik erkennen soll.

Es sollte selbstverständlich sein, dass ein an liberalen Werten orientiertes Milieu weiterhin für die Gleichberechtigung aller Bürger*innen eintritt. Das bedeutet erstens, weiterhin konkrete politische Antidiskriminierungs- und Empowerment-Strategien zu bejahen, mit denen gleiche Partizipationschancen erreicht werden sollen. Zweitens, dem Narrativ der ›falschen Priorität‹ zu widersprechen: Die Forderung, die soziale Frage stärker zu berücksichtigen, lässt die Erkenntnis vermissen, dass soziale Fragen vielfältig verbunden sind mit ethnischer Herkunft, Geschlechterordnungen, Religionszugehörigkeit und allen weiteren Faktoren, die man unter dem Schlagwort Diversität versammeln kann. Drittens, die im öffentlich-medialen Streit kursierenden falschen Darstellungen von Identitätspolitik zu korrigieren. Genau dies geschieht jedoch kaum. Wie ist das zu erklären?

Manchen mag eine empathische Betonung von Identität suspekt erscheinen, seit Rechtspopulist*innen in Europa mit nationalistischen Identitätskonzepten Erfolge feiern. Andere Kritiker*innen mahnen, jede Identitätspolitik habe dieselben Probleme: Es sei eine essentialisierende und ideologisch-fundamentalistische Tendenz zu beobachten, die das liberale Projekt im Kern beschädigt habe. Der ›1968‹ begonnene Kampf um die Anerkennung vielfältigerer Lebensstile sei aus den Augen verloren worden. Statt um Gleichberechtigung und Überwindung von Differenz würden vor allem Kämpfe um die Anerkennung von Identitäten geführt. Insbesondere in Kunst und Kultur(politik)² versuchten Minderheiten, mittels ›Political Correctness‹ die Gesellschaft nach ihren Vorstellungen von angemessener Repräsentation und Gedächtnispolitik umzugestalten. Das Bemühen um eine diskriminierungsfreie Sprache als ›Zensur‹ und ›Blockwartmentalität‹ zu diskreditieren, ist aber nun weder hilfreich für die Debattenkultur noch für die Lösung des tatsächlichen Problems. Die Meinungsfreiheit ist gerade nicht in Gefahr, wenn Kritik geübt wird, sondern sie wird ausgeübt. Und wer die Berichterstattung über einzelne scheinbar spektakuläre Fälle verfolgt, wird beobachten, dass sowohl Kritik als auch Reaktionen auf Kritik weiterhin einem andauernden Aushandlungsprozess unterliegen.

Es ist gleichwohl ein Alarmsignal, wenn ganz unterschiedliche politische und zivilgesellschaftliche Akteur*innen darin übereinstimmen, dass Identitätspolitik heute ein Problem sei. Die Begründungen der Kritik mögen verschieden sein: Wo die einen Strukturähnlichkeiten sehen, bedauern andere den Verfall eines

² Exemplarisch aus dem Chor dieser Stimmen: Tina Uebel: Der große Verlust. Wie die politische Korrektheit meine Arbeit als freie Schriftstellerin einschränkt, in: Die Zeit Nr. 25/2018 (14. 6. 2018).

ursprünglich fortschrittlichen Konzepts. Im Ergebnis ergibt sich nolens volens eine fatale Wahlverwandtschaft zwischen Positionen, die sich im Hinblick auf ihre Menschenbilder als auch ihre Vorstellungen von Gesellschaft (Diversität und gelebte Vielfalt vs. Nationalismus) weiterhin deutlich unterscheiden. Aber ist die Tatsache, dass rechte Identitätspolitik politische Erfolge verzeichnen kann, tatsächlich ein Indiz dafür, dass jede Identitätspolitik problematisch ist? Und betrifft dies auch die postmodernen Theorien als legitimierende Grundlage für emanzipative Politikkonzepte? Denn diese werden gegenwärtig ebenfalls nicht nur gesellschaftspolitisch-strategisch und mit offensichtlich diffamierenden Absichten in Frage gestellt. Es melden sich gerade auch Akteur*innen zu Wort, die sich ernsthaft Gedanken um die gesellschaftliche Position von Minderheiten und die Zukunft eines emanzipativen politischen Aktivismus machen. Was ist eigentlich passiert, wenn, wie Dirk Ludigs schreibt, Theoriedebatten innerhalb von LGBTIQ*-Communities als fruchtlos bis kontraproduktiv empfunden werden – obwohl queerer Aktivismus in der Vergangenheit eine enge Verbindung mit akademischen Diskursen eingegangen ist? Sind Forderungen nach diskriminierungsfreier Sprache oder kritische Einsprüche gegen Cultural-Appropriation-Praktiken, zwei besonders häufig als Zumutungen gegenwärtiger Identitätspolitik genannte Aspekte, wirklich neuralgische, bislang nicht erkannte Probleme postmoderner Theorien zu Identität und Differenz? Auf welcher Ebene liegt das Problem, der politischen Praxis oder der postmodernen Konzepte, mit denen sie begründet werden?

Wir leben in einer mit Differenzen obsessiv beschäftigten Gesellschaft. Dies ist aber nicht denen zuzuschreiben, die auf die Effekte dieses Differenzdenkens hinweisen, sondern einer Gesellschaft, die sich blind stellt gegenüber ihrer eigenen Obsession. Diese Gemengelage genauer zu betrachten, ist mir als Bürgerin und als Wissenschaftlerin ein Anliegen. Als Bürgerin beobachte ich besorgt einen zunehmend alarmistischen und apokalyptischen Ton in der Auseinandersetzung über das Funktionieren der Demokratie und die Herausforderungen einer pluralistischen Gesellschaft. Als kulturwissenschaftlich arbeitende Literaturwissenschaftlerin befasse ich mich mit historischen wie auch theoretischen Debatten über Konzepte von Kultur, Identität und Differenz. Das Anregungspotential poststrukturalistischer, dekonstruktiver Theorieansätze für das Nachdenken über Interdependenzen von ›Geschlecht‹, ›Ethnizität‹ und ›Klasse‹ steht für mich außer Frage. Konkurrierende Theorieströmungen und innerfeministische Debatten über Konzepte von Emanzipation führen deutlich vor Augen, warum es keine Analyse des Zusammenhangs von Körperlichkeit, Sexualitäten, Geschlechtsidentitäten und Geschlechterrollen mehr geben kann, die ohne intersektionale Perspektive auskommt. Das fruchtbarste Ergebnis der Theorieentwicklungen der letzten Jahrzehnte ist ja, dass wir uns davon verabschiedet haben, Subjektpositionen innerhalb binärer Denkmodelle zu betrachten – Männer vs. Frauen, Heterosexualität vs. Homosexualität –, und

verstanden haben, dass sie durch komplexe Machtkonstellationen geformt werden: komplex deshalb, weil sich Privilegierung und Diskriminierung auch für einzelne Subjekte jeweils nur konkret in Bezug auf Verschränkungen von klassen- und geschlechtsspezifischen, sexuellen und ethnischen Kategorisierungen bestimmen lassen. Das fordert immer wieder aufs Neue die Frage heraus, ob und inwiefern sich die Komplexität dieser theoretischen Perspektiven, die zum Ziel haben, Machtverhältnisse, subjektkonstitutive, grob: lebenspraktische Aspekte in verschiedensten Dimensionen beschreibbar zu machen, eigentlich zu dieser Lebenspraxis verhält und wie sie politisch wirksam werden können.³

Erstaunt beobachte ich seit einiger Zeit, dass öffentlich geführte Diskussionen über den (Un-)Wert von Identitätspolitik begleitet werden von Positionsbestimmungen, die akademisch-theoretisch orientiert sind bzw. das Verhältnis zwischen emanzipatorischen Bewegungen und Theoriedebatten befragen. Sie sind Teil einer Wissenschaftskommunikation, die vor den Augen einer breiteren Öffentlichkeit und für diese über die Bedeutung und Leistung zumeist als postmodern etikettierter Theorien und deren Effekte urteilt. Eine populär gewordene Krisendiagnose lautet: Die Konzepte Identität und Differenz, die im politischen Raum seit einiger Zeit problematische Wirkungen entfalteten, verdanken ihre Karriere postmodernen Theorien, und diese schlugen nun gegen sie selbst zurück. So behauptete kürzlich René Scheu, dass »Jacques Derrida 1968 einen Begriff prägte, der rechts Karriere machen sollte.«⁴ Diese Genealogie fußt auf der Unterstellung, es gebe eine Linie von Derridas »différance« zu einem ethnisch-kulturellen Differenz-Denken und, noch weitergehend, zu einem »Differenzkult«. Die offensiv vorgetragene Schuldzuweisung lautet: »Wer die Identität schwächt, stärkt die Identitären – auch das ist »différance«. Aus Befreiung wird Einkerkelung, aus der Verflüssigung Verfestigung.« Eine solch drastische Fehlinterpretation ist zwar eher die Ausnahme, aber die Stoßrichtung bezüglich genealogischer Neuerzählungen poststrukturalistischer Theorien und ihrer angeblich fatalen Wirkungen ist durchaus typisch: Stillstellung statt Dynamisierung, Verfestigung statt Durchlässigkeit. Solche Argumentationen leisten einer schlichten Gleichsetzung von linker und

³ In diesem Sinne sind auch grundlegende Begriffe wie Emanzipation in der Diskussion. Siehe die internationale Tagung *Emanzipation* (25.-27. Mai 2018), organisiert von Prof. Dr. Sabine Hark (TU Berlin), Prof. Dr. Rahel Jaeggi (HU Berlin), Dr. des. Kristina Lepold (Goethe-Universität Frankfurt am Main) und Dr. Thomas Seibert (medico international e.V.) in Kooperation mit medico international e.V.

⁴ René Scheu: Das Spiel der Differenzen. Wie Jacques Derrida 1968 einen Begriff prägte, der rechts Karriere machen sollte, in: *Neue Zürcher Zeitung* (18. 7. 2018). Eher noch als kritischer Denkanstoß lesbar, der allerdings ebenfalls eine »Verwandtschaft« zwischen Denkfiguren der Identitären und Poststrukturalist*innen behauptet: Albrecht Koschorke: Die akademische Linke hat sich selbst dekonstruiert. Es ist Zeit, die Begriffe neu zu justieren, in: *Neue Zürcher Zeitung* (18. 4. 2018).

rechter Identitätspolitik Vorschub. Eine andere, ebenfalls auf Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften zielende Variante dieser Diagnose betrifft spezifischer akademisch interessierte linke Diskurse: So argumentiert etwa Dirk Ludigs, dass Theoriedebatten irrelevant geworden seien für die Weiterentwicklung eines politischen queeren und feministischen Aktivismus. Sie gingen »spurlos an all jenen vorbei, zu deren Verbesserung der Verhältnisse sie angeblich geführt werden« (S. 79). Gezielt wird hier auf intersektionale Ansätze: Sie werden als eine Verkomplizierung wahrgenommen, mit denen eine notwendige Veränderungsdynamik gewissermaßen ausgebremst werde. Die niederschmetternde Empfehlung lautet daher, dass sich emanzipatorische Bewegungen besser insgesamt von einem sogenannten »Stellungskrieg der Kulturtheorien« (ebd.) fernhielten. Hier steht nicht weniger auf dem Spiel als die Bündnisfähigkeit zwischen universitären Diskursen, die sich dem kritischen Denken verpflichtet sehen, und queerem Aktivismus. Mir steht es nun weder zu, den status quo der queeren Bewegung zu beschreiben, noch gar konkrete (Handlungs-)Empfehlungen für die Zukunft zu geben. Ebenso wenig kann ich in diesem Rahmen einzelne Theoriensätze genauer darstellen. Stattdessen möchte ich im Anschluss an meine Debattendiagnose eine andere Lesart der Identitätspolitik vorschlagen und erläutern, warum ich denke, dass der vermeintlich festgefahrene »Stellungskrieg« der Theorien in dieser Form nicht existiert und auch nicht das eigentliche Problem ist.

Der Umgang mit gruppenspezifischen Kategorisierungen spielt im politischen Diskurs eine zentrale Rolle, und dabei gilt die einfache Formel: »Wenn zwei das Gleiche tun, ist es nicht dasselbe«. Rechtspopulistische und rechtsextreme Konzepte von Identität fordern qua Gruppenzuordnung bestimmte soziale Platzanweisungen für Menschen. Sie leiten aus einem ethnisch begründeten Begriff von nationaler Identität soziale, ökonomische, rechtliche und kulturelle Privilegien, kurz: einen Anspruch auf Hegemonie deutscher, weißer Bürger*innen gegenüber Migrant*innen ab. Sie erklären Angehörige (post-)migrantischer Minderheiten zu »Fremden« und bestreiten damit, dass diese das gleiche Recht auf Zugehörigkeit haben. Ein prominent gewordener Ausdruck hierfür ist der Begriff »Pasdeutsche«, der Weißsein und Deutschsein gleichsetzt und sich aus dem historischen Langzeitphantasma einer ethnisch homogenen deutschen Nation speist. Darüber hinaus reklamieren Rechte, auch ein auf Anerkennung zielendes Verständnis von Differenz zu haben: Aus der Gleichberechtigung aller Menschen wird im rechten politischen Diskurs die »Gleichwertigkeit« von Männern und Frauen. Dies fußt auf der Idee einer »natürlichen« Zweigeschlechtlichkeit und wirkt ausschließend und repressiv, da sowohl die Existenz non-binärer, trans- und intersexueller Menschen negiert als auch Homosexualität als »unnatürlich« behauptet wird.

Umgekehrt ist es keine segregierende, Differenz festschreibende Geste, wenn sich Angehörige von Minderheiten ihrerseits öffentlich sichtbar machen, indem

sie sich kritisch auf genau die Merkmale beziehen, die zu ihrer Ausgrenzung führen. Sie arbeiten mit den Kollektividentitäten und Merkmalen wie Hautfarbe, Herkunft, Geschlecht oder sexueller Orientierung, die ihnen von der Dominanzgesellschaft zugeschrieben werden und die deshalb einen wichtigen Teil ihrer lebensweltlichen Erfahrung darstellen. Auch Interventionen in sozialen Medien wie jüngst #mequeer haben zum Ziel, auf die realen, gewaltförmigen Effekte von dichotomischen Denkmustern, Wissensordnungen und sozialen Strukturen aufmerksam zu machen. Das langfristige Ziel ist die Anerkennung von Zugehörigkeit innerhalb einer Gesellschaft, die sich tatsächlich als pluralistisch versteht.

Das Nachdenken über Identitätskonstruktionen ist notwendig und unaufhebbar ambivalent: Machtverhältnisse, die über Stillstellung und Segregation funktionieren, müssen analysiert werden sowie ihre individualpsychologischen, leiblich-materiellen und ökonomischen Effekte beschrieben werden. Die Beschreibung ist aber auch eine Aufforderung zur Veränderung, zur dekonstruktiven Durchquerung. Es sind diese Impulse einer intellektuellen Bewegung, die Texte von Judith Butler oder Gayatri Chakravorty Spivak auszeichnen und weiterhin lesenswert machen: Ihr Potential liegt gerade in einer nicht nachlassenden Dynamik der Kritik. Sie erteilen allen Versuchen eine Absage, Bedeutungen ein für alle Mal festzustellen oder, um im Bild zu bleiben, Identität ein für alle Mal stillzustellen. Sie zielen auf Prozesse der Entgrenzung, des Widerspruchs, auf die Entdeckung unterschwelliger und Subjekten bewusster wie unbewusster Prozesse der Bedeutungskonstitution. Vielleicht ist es hilfreich, in dieser Situation einfach noch einmal an das Schlagwort vom strategischen Essentialismus zu erinnern. Damit ist gemeint, dass homogenisierende Kategorisierungen genutzt werden können, um deren negative Effekte aufzeigen und kritisieren zu können und Maßnahmen dagegen fordern zu können. Dafür braucht es das Bewusstsein, dass es keine einheitlichen Gruppen ›Frauen‹, ›Homosexuelle‹ oder ›Migrant*innen‹ gibt. Dies eröffnet umgekehrt wiederum die Möglichkeit für flexible Bündnisse, wenn sich alle Personen darin einig sind, dass sie zu bestimmten Zwecken exklusiv bestimmte Kategorisierungen in einem ›als ob‹-Modus betonen, um spezifische Formen von Ungleichheit gemeinsam zu bekämpfen. Dass dieses Paradox immer wieder zu Reibungen führt, ist unvermeidlich. Im Bereich der Universität gehört dazu die Einsicht, dass gender- und diversity-orientierte Maßnahmen gleichermaßen wichtig sind, aber durchaus zueinander in Konkurrenz stehen können. Dies ist eine der zentralen Zukunftsaufgaben: Dass wir uns darüber Gedanken machen, wie wir Dichotomien auflösen und zugleich über Konkurrenzen sprechen: Wie kann man etwa über Sexismus und sexuelle Übergriffe anlässlich von ›Köln‹ sprechen, ohne rassistische Klischees zu bedienen? Der innerfeministische Streit um das Verhältnis von Sexismus- und Rassismus-Kritik bis hin zum Versuch Rechter, eine ›feministische‹ Position für ihren Rassismus zu reklamieren, legte eindrücklich offen, dass

es kein einfaches rhetorisches Konzept gibt, mit dem man der Wirkmächtigkeit von Komplexitätsreduktion im öffentlichen Diskurs begegnen kann.

Wird in Aushandlungsprozessen über Marginalisierung oder Diskriminierung Identität zu einem Argument gemacht, kann dies essentialistisches Denken fördern. Negative Erfahrungen mit Exklusivitätsansprüchen, Rigorismus und Absolutheitsansprüchen dürfen allerdings keine Ausrede dafür sein, sich diesen Aushandlungen einfach nicht mehr zu stellen oder so zu tun, als stünden sich eben immer irgendwie unterschiedliche Auffassungen von Identität gegenüber, die per se nicht vermittelbar wären. Wer eine emanzipative, intersektionale Identitätspolitik als Ticket-Mentalität oder übertriebene Rücksichtnahme diskreditiert oder Sprachmacht gegen Materialität auszuspielen versucht, sichert lediglich Privilegien derer, die unbehelligt bleiben wollen von den Ansprüchen anderer – auch anderer Marginalisierter. Gerade angesichts der Erfolge rechter und rechtspopulistischer Parteien sollten weder Differenzdenken ressentimentgeleitet abgewehrt noch bloß eigene Lebensstile und -entwürfe verteidigt werden. Dass homosexuellenfeindliche Stimmungen derzeit eher noch zunehmen, ist vielmehr ein starkes Argument für Solidarität im Bewusstsein von Verschiedenheit. Der Aufruf zu geeintem Kampf darf daher nicht instrumentalisiert werden, kritische Perspektiven auf bestimmte Repräsentationen von Queerness oder ihrer Gedächtnispolitik pauschal als ›Störfaktoren‹ zu qualifizieren. Eine gemeinsame Position gegen Rechtspopulismus und Rechtsextremismus bedeutet nicht, dass eine Kritik des ›weißen Feminismus‹ und ›weißer Queerness‹ weniger wichtig wäre. Dass man das eine tun kann und das andere nicht lassen, ist eine Binsenweisheit, die zur Zeit an Zustimmung zu verlieren scheint.

Klagen über sogenannte ›PC-Effekte‹ und das Beharren darauf, dass alle eben nur eine ›Meinung‹ vertreten, verraten nur allzu oft den Wunsch, sich nicht in Frage gestellt zu sehen. Die Anerkennung von Pluralität und unterschiedlichen Erfahrungen innerhalb mehrfacher, miteinander verwobener Differenzkonstruktionen ist Voraussetzung für das Zusammenleben in einer pluralistischen, kosmopolitisch orientierten Gesellschaft. Statt sich Vorwürfe wie »Retribalisierung« (S. 79) um die Ohren zu schlagen und zu behaupten, dass sich ein ursprünglich machtkritischer Diskurs in einen fundamentalistischen Diskurs verwandelt habe, wäre es angezeigt, gemeinsam über Machtverhältnisse in allen sozialen Zusammenhängen und Interaktionen und über den Zustand unserer Debattenkultur nachzudenken. Allen Beteiligten darf abverlangt werden, sich ihrer Sprechsituation und ihres eigenen Erfahrungshorizontes zwischen Privilegierung und Diskriminierung bewusst zu werden. Und sollte sich fragen: Habe ich einen Handlungsspielraum, um an der Marginalisierung bestimmter Positionen und Erfahrungen in spezifischen Kontexten etwas zu ändern? Für die Rückkehr zu den ›Wurzeln‹ des eigenen Aktivismus und ›Freiräume‹ zu plädieren, ist nur einleuchtend, wenn

auch diese Wurzeln kritisch in Bezug auf Teilhabemöglichkeiten und Repräsentationslogiken befragt werden. Andernfalls lassen sich daraus keine überzeugenden Utopiekonzepte ableiten.

Klingt anstrengend, ja nervig? Das dürfte eine geteilte Empfindung sein. Die schlechte Nachricht ist: Es gibt dazu keine Alternative. Statt den Blick also ausschließlich auf (angebliche) Essentialisierungen linker Identitätspolitik zu richten und einmal mehr das Bild des akademischen Elfenbeinturms zu bedienen, gilt es, mit intersektional geschärftem Blick weiter zu diskutieren. Dann gerne auch über Utopien.

Briefwechsel Günter Maschke-Theodor W. Adorno (1968/69)

La Habana, den 18.11.68

Lieber Herr Professor Adorno,

wie Sie vielleicht noch garnicht wissen, sollen einige Ihrer Schriften jetzt hier in Kuba verlegt werden. Und zwar die "Minima Moralia" und dann eine Auswahl(?) die anscheinend in Spanien erschienen ist.

Hierzu soll ich Einleitung, Notizen etc. schreiben - ueber Life and Werk berichten. Das ist ja keine unlesbare Aufgabe - aber evtl. schreiben Sie mir einmal was ich unbedingt nicht machen darf ?

Auch Marcuse wird jetzt hier aufgelegt ("Der eind. Mensch", "Eros und Kultur" und "Sowjetmarxismus"), sowie Kefler "Die Wissenschaft von der Gesellschaft", Max Weber "Wirtschaft und Gesellschaft" etc. Das Interesse an diesen Dingen ist sehr, sehr rege und es gibt so gut wie keine Reglementierung... Man hat hier sehr gut begriffen "wie weit" man mit der "Stoffhuberei des Diamant" - so aehnlich drueckten Sie sich einmal aus - kommt.

Ueberhaupt kommen : warum versuchen Sie nicht einmal, ~~Kuhxxxx~~ hierherzukommen? Sie wuerden feststellen, dass der alte Seume zumindest in Bezug auf Kuba recht hatte.

Ich selber bin jetzt 9 Monate hier (polit. Asyl, nachdem Oesterreich mich ausliefern wollte) und fuehle mich in einem gaenzlich unverdaechtigem Sinne wohl. An der Niederschrift meiner "Impressionen" arbeite ich - und werde Sie, falls etwas abgeschl-essener, damit behelligen.

Herzliche Gruesse

Günter Maschke

PS - Entschuldigen Sie die schon sehr alte portable

8. Januar 1969

Sehr geehrter Herr Maschke,

schönsten Dank für Ihren Brief - wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, so kennen wir uns aus Wien.

Tatsächlich ist allerhand in Spanien erschienen, und ich wäre natürlich sehr froh, wenn das auch in Kuba herauskäme. Vielleicht haben die Zuständigen die Freundlichkeit, sich deswegen mit dem Suhrkamp Verlag in Verbindung zu setzen, der ja über die Rechte verfügt. Besonders froh wäre ich auch über eine Ausgabe der "Minima Moralia"; hier aber müßte ich den größten Wert darauf legen, daß das Buch integral, also nicht in Auswahl, erscheint. Die italienische Ausgabe hat da, und zwar im Stalinistischen Sinn, sehr gesündigt.

Was meine sogenannte Biographie, und eine Angabe meiner größeren Publikationen anlangt, so füge ich Ihnen ein kleines Dokument bei, das da weiterhelfen mag. Unterdessen habe ich noch ein Buch über Alban Berg publiziert (im Österreichischen Bundesverlag) und eine große Einleitung zu dem bei Luchterhand herauskommenden Dokumentationsband über den Positivismusstreit in der gegenwärtigen deutschen Soziologie verfaßt. — Fußnoten müßten wohl vor allem sich beziehen auf Stellen, von denen nicht vorausgesetzt werden kann, daß ein Kubaner ohne weiteres versteht, worauf sie sich beziehen; ich würde mich da auf rein stoffliche Information beschränken. Was die Einleitung anlangt, so ist es sehr schwer, in abstracto etwas Vernünftiges vorzuschlagen. Wenn es nicht unbescheiden ist, so würde ich raten, daß Sie mir, wenn Sie einen Entwurf gemacht haben, mir diesen schicken - möglichst bitte in einem Maschinemanuskript mit breitem Rand, so daß ich meine Annotationen dazu machen kann.

Einige unserer jungen Mitarbeiterinnen sind, wie Sie vielleicht wissen, in Kuba gewesen und haben sehr Interessantes berichtet. Ich selbst - der ich übrigens das Land kenne, ich habe dort meine Eltern im Anfang der Emigration, 1939, besucht - würde sehr gern kommen. Aber im Augenblick ist es mir ganz unmöglich wegen des Abschlusses meines großen Ästhetikbuchs, den ich nun unter keinen Umständen mehr hinauszögern möchte. Außerdem habe ich, ehrlich gesagt, ein wenig Angst wegen der sanitären Verhältnisse, vor allem wegen des Wassers - die Damen, von denen ich Ihnen sprach, kamen mit gewissen Schläden, eine mit Gelbsucht zurück, und da ich weder der Jüngste noch der Gesündeste bin, und ganz gern noch ein bißchen am Leben bleiben möchte, so möchte ich mich solchen Dingen nicht gern aussetzen. Doch mag diese Situation sich ändern. Jedenfalls würde es mich sehr interessieren, wegen eines solchen Projekts bald wieder von Ihnen zu hören. Enzensberger ist ja wohl jetzt drüben.

Übrigens, wenn ich eines sagen darf: mit Kofler möchte ich nun wirklich nicht in einen Topf geworfen werden. Das Niveau ist doch arg, arg niedrig.

Mit den freundlichsten Grüßen
Ihr

ZMK 9|2|2018

Die Verschlimmerung von Mitteleuropa. Über heroische und postheroische Intellektuelle

Kommentar zum Briefwechsel zwischen Günter Maschke und
Theodor W. Adorno

Philipp Felsch

IN EINEM SEINER SPÄTEN GEDICHTE hat der kubanische Lyriker Heberto Padilla Theodor W. Adorno kurz nach dessen Tod als dekadenten Bourgeois auf die Erde zurückkehren lassen. Adorno klimpert am Klavier und trinkt Tee mit alten Gräfinnen, die ihm »Klatsch über Horkheimer« zuzischeln, bevor sein Blick an den nackten Brüsten einer Studentin hängen bleibt. Die Szene spielt in Wien, der Stadt, die Adornos großbürgerlichen Neigungen in Padillas Augen wohl die ideale Kulisse bot – »derselben Stadt«, dichtet er, »die fast Günter Maschke verschlang«.¹

Günter Maschke war Adorno bei einer Vortragsreise 1967 tatsächlich in Wien begegnet. Maschke, Aktivist, Mitbegründer der »Subversiven Aktion«, mit Gudrun Ensslins jüngerer Schwester Johanna verheiratet, hatte sich dem Gestellungsbefehl der Bundeswehr durch Flucht nach Österreich entzogen. In Wien, wo ihn die Aura des politisch Verfolgten umwehte, standen die Chancen, ein österreichischer Dutschke zu werden, nicht schlecht. Am Rande der Abendveranstaltung, auf der Adorno »Anmerkungen zum philosophischen Denken« vortrug, muss es ein Gespräch gegeben haben. Adorno hatte den Eindruck, einem »genialen Jungen« zu begegnen.² Ein gutes Jahr später, im Januar 1969, als er auf einen Brief Maschkes aus Kuba antwortet, geht er gegenüber dem vertraulichen Ton des Jüngeren allerdings schon wieder auf höfliche Distanz.

Die Erinnerung an Achtundsechzig ist in diesem Jahr seltsam blass geblieben: keine nennenswerten neuen Thesen, keine autobiografisch gedeckten Apologien oder Abrechnungen, keine öffentliche Debatte, die diesen Namen verdient. Fast könnte man den Eindruck gewinnen, dass uns die ebenfalls in diesem Jahr erinnerte Katastrophe von 1618 näher liegt. Jedenfalls vermögen der Dreißigjährige

¹ Heberto Padilla: Theodor W. Adorno kehrt vom Tode zurück, in: ders.: Außerhalb des Spiels. Gedichte, hrsg. u. übers. v. Günter Maschke, Frankfurt am Main 1971, S. 111.

² Vgl. Willi Winkler: Die Versuchung, Amok zu laufen. Ein deutsches Milieu: Wie lebt ein rechter Kommunist heute?, in: Süddeutsche Zeitung (18.09.1998), S. 3.

Krieg und die Auflösung der europäischen Staatenordnung im 17. Jahrhundert eine stärkere publizistische Resonanz hervorzurufen. Wenn es so etwas wie ein Leitmotiv des diesjährigen Gedenkens an Achtundsechzig gibt, dann wohl die Frage, wie sich der Aufstieg des Rechtspopulismus und die Krise der Demokratie zur Studentenrevolte verhalten: Benötigen wir mehr von ihrem kritischen Geist, um diese Krise zu bewältigen, oder reichen einige von deren Wurzeln gerade ins Jubiläumsjahr zurück? Die Kritik an der verwalteten Welt, die die Achtundsechziger als Markenzeichen pflegten, ist unüberhörbar in die Hände der Neuen Rechten übergegangen, und die Devise vom »Marsch durch die Institutionen«, die Rudi Dutschke ausgab, ruft heute weniger revolutionäre Hoffnungen als politisches Unbehagen hervor.

Aus diesem Grund berührt die kurze Korrespondenz, die Theodor W. Adorno und Günter Maschke 1968 führten, den neuralgischen Punkt unserer aktuellen Erinnerungssituation. Denn bekanntlich gehört Maschke zu denen, die nach der Erfahrung der Revolte das politische Lager gewechselt haben. In den 1970er Jahren wurde er erst zum Carl-Schmitt-Exegeten, bevor er in den 1980er Jahren als Autor von Aufsätzen über das »Gefängnis« des Grundgesetzes, den »Autogenocid« des deutschen Volkes und den »Totalitarismus« der Bundesrepublik hervortrat.³ Heute publiziert er bei jenen Verlagen, an deren Ständen sich bei der Buchmesse Krawalle ereignen. Der Mann scheint von allen guten Geistern verlassen. Hat das irgendetwas mit seiner Vergangenheit als Achtundsechziger zu tun?

Auch in Wien konnte Maschke nicht lange bleiben. Als ihm die österreichischen Behörden mit der Auslieferung in die Bundesrepublik drohten, bat er beim kubanischen Botschafter um politisches Asyl. Hans Magnus Enzensberger, der, wie Adorno in seinem Antwortschreiben bemerkt, im Januar 1968 ebenfalls nach Kuba reiste, hat in seinen Memoiren anschaulich geschildert, wie das Leben eines westdeutschen Revolutionstouristen in Havanna aussah: Er saß in einem baufälligen Grand Hotel herum, begegnete Revolutionären und Kriminellen aus aller Welt und genoss die elektrisierende Atmosphäre des »politischen Karnevals«.⁴ Maschke, nicht als prominenter Staatsgast, sondern als Flüchtling auf der Insel, blieb näher an der Basis, lernte Spanisch, unterrichtete Deutsch und arbeitete als Lektor und Übersetzer. Natürlich lernte er Enzensberger kennen und freundete sich mit dem Dichter Heberto Padilla an.

Wie aus seinem Brief hervorgeht, träumte in den späten 1960er Jahren nicht nur die Frankfurter Linksintelligenz von Kuba. Offenbar waren die Genossen in Havanna ebenso an Frankfurt interessiert. Nicht nur, dass der ebenso revolutionäre

³ Vgl. Günter Maschke: *Das bewaffnete Wort. Aufsätze aus den Jahren 1973–1993*, Wien und Leipzig 1997.

⁴ Hans Magnus Enzensberger: *Tumult*, Berlin 2014, S. 136f., 157ff.

wie revolutionskeptische Padilla Adorno nebst den anderen Meisterdenkern der Kritischen Theorie als »hartnäckigen Restaurator des Nichts« in seinen Gedichten auftreten ließ.⁵ Darf man Maschke glauben, dann herrschte ein regelrechter Run auf gute deutsche Theoriearbeit: Ob Marcuses *Eindimensionaler Mensch*, Max Webers *Wirtschaft und Gesellschaft* oder Adornos *Minima Moralia*: »Das Interesse an diesen Dingen ist sehr, sehr rege.«

In den Briefen fände sich genug Material, um kleine Psychogramme ihrer Verfasser zu skizzieren: Hier der ein wenig präpotente Maschke, ebenso darum bemüht, seinen theoretischen Durchblick wie die Tatsache unter Beweis zu stellen, dass er sich von Adornos Autorität nicht einschüchtern lässt; dort Adorno, von seiner eigenen Bedeutsamkeit durchdrungen, der sich weder dafür zu schade ist, seine Bibliografie zu vervollständigen, noch klarzustellen, dass er den marxistischen Soziologen Leo Kofler für theoretisch minderbemittelt hält. Doch Adornos Eitelkeit ist längst Folklore. Der Moment der Wahrheit blitzt in diesem Briefwechsel an anderer Stelle auf. Zwischen Maschkes Einladung und Adornos Ablehnung, nach Kuba zu kommen, verläuft eine in ihrer Bedeutung für die Geschichte der Intellektuellen kaum zu überschätzende Front.

Was Adorno betrifft, so scheint Maschke sein Interesse geweckt zu haben. Das liegt nicht nur daran, dass er mit Kuba Erinnerungen an seine Eltern verbindet. Der Kulturkongress, an dem Enzensberger und viele andere prominente Intellektuelle zu Beginn des Jahres in Havanna teilgenommen haben, hatte die Botschaft in der westlichen Welt verbreitet, dass der kubanische anders als der sowjetische Sozialismus dem Geist und der Kunst ihre Autonomie beließ. Wenn Adorno in Aussicht stellt, in Zukunft auf Maschkes Vorschlag zurückzukommen, steckt darin insofern vielleicht mehr als reine Höflichkeit. Doch abgesehen davon, dass zuerst die *Ästhetische Theorie* fertig werden muss, erfüllen ihn die »sanitären Verhältnisse« mit Sorge. Um welche Mitarbeiterinnen es sich handelte, die mit Gelbsucht und anderen »Schäden« aus Havanna zurückgekehrt sein sollen, ist nicht bekannt. Doch wie man Enzensbergers Memoiren entnehmen kann, waren die Wasserverhältnisse in Havanna tatsächlich miserabel. Und Enzensberger logierte im Grand Hotel.

Mit Blick auf die Sowjetunion schrieb der Ökonom John Maynard Keynes in den dreißiger Jahren, »die subtile, beinahe unwiderstehliche Verlockung des Kommunismus« bestehe darin, »dass er verspreche, die Dinge schlimmer zu machen«. Es handele sich um einen »Protest gegen die Hohlheit ökonomischen Wohlergehens«, mit anderen Worten: um einen »Appell an den Asketen in uns«.⁶ Es wäre

⁵ Padilla: Theodor W. Adorno kehrt vom Tode zurück (wie Anm. 1), S. 111.

⁶ John Maynard Keynes: Wirtschaftliche Möglichkeiten unserer Enkelkinder, in: ders.: Politik und Wirtschaft. Männer und Probleme. Ausgewählte Abhandlungen von John Maynard Keynes, Tübingen/Zürich 1956, S. 267. Zitiert nach Gerd Koenen: Die Farbe Rot. Ursprünge und Geschichte des Kommunismus, München 2017.

aufschlussreich, die Intellektuellen des 20. und 21. Jahrhunderts danach einzuteilen, ob sie für diese Verlockung empfänglich waren oder nicht. Eine solche Einteilung würde sich nicht mit der Unterscheidung in Linke und Rechte decken. In vielen Fällen verlief sie sogar quer dazu. Schließlich ging – und geht – das Versprechen, die Dinge im Sinne von Keynes zu verschlimmern, nicht nur vom Kommunismus aus.

Adornos Bekenntnis zu sanitärem Komfort ist unmissverständlich: Selbst für die Aussicht, die kubanische Revolution aus der Nähe kennen zu lernen, war er nicht bereit, das Risiko einer Infektion einzugehen. Von solchen Anekdoten lebt bis heute eine Adorno-Satire, die – das von Georg Lukács geprägte Motiv vom »Grand Hotel Abgrund« variierend – ihre Komik aus der Diskrepanz zwischen der radikalen Geste seiner Theorie und seinem Hang zu körperlichem Wohlbefinden gewinnt. Keine Frage: Genau wie in Kalifornien, wo er große Teile der *Minima Moralia* verfasst hatte, diagnostizierte Adorno auch in der westdeutschen Wohlstandsgesellschaft das falsche Leben. Insofern sie garantierte, was er als das Wichtigste erachtete, nahm er sie dennoch als historische Chance wahr. »Wir befinden uns in einer Art geschichtlicher Atempause«, hatte er den Hörern seiner Vorlesung im Wintersemester 1965/66 erklärt. »Wir sind in einer Lage, in der im Ernst nachzudenken uns den materiellen Voraussetzungen und auch einer gewissen Friedlichkeit der Zustände nach, jedenfalls soweit es sich um die Bundesrepublik handelt, wieder möglich ist.«⁷

Für Maschke dürften Adornos Bedenken dagegen lediglich ein weiteres Indiz für dessen »vollendete Resignation« gewesen sein.⁸ Genau wie in Havanna kam auch später in Lima, wo er zu Beginn der 1990er Jahre mitten im Bürgerkrieg zwischen Regierungsanhängern und den Rebellen vom Leuchtenden Pfad als Dozent an der Marineakademie seinen zweiten politischen Frühling erlebte, nur für wenige Stunden am Tag braunes Wasser aus dem Hahn. Doch konnten ihn solche Beschwernisse nicht schrecken. Im Gegenteil: Sie trugen zum Reiz des Ausnahmezustands bei.⁹ Während Adorno sich – mit wie viel Unbehagen auch immer – im Posthistoire der Überflussgesellschaft eingerichtet hatte, verkörpert Maschke intellektuellengeschichtlich im Grunde einen älteren Typ.¹⁰ Das Politische war für ihn untrennbar mit einer Aura von Gefahr und Entbehrung verbunden. Das zeichnet ihn als Enkel der »heroischen Moderne« aus.

⁷ Theodor W. Adorno: Nachgelassene Schriften. Abteilung IV/16: Vorlesung über Negative Dialektik. Fragmente zur Vorlesung 1965/66, Frankfurt am Main 2003, S. 88.

⁸ Persönliche Mitteilung.

⁹ Persönliche Mitteilung.

¹⁰ Dass Adorno im Prinzip mit Arnold Gehlens Diagnose des Posthistoire übereinstimmte, wird hervorgehoben von Wolf Lepenies: Kultur und Politik: Deutsche Geschichten, München/Wien 2006, S. 318–324.

Der Historiker und Geschichtstheoretiker Heinz Dieter Kittsteiner hat diesen Begriff geprägt, um die geistesgeschichtliche Zäsur zwischen Hegel und Nietzsche zu markieren. Gingen die Intellektuellen von Hegel bis Marx noch mit grenzenlosem Optimismus davon aus, sich im Bund mit dem Weltgeist zu befinden, fanden spätere Generationen ihr Selbstverständnis darin, als rebellische »Unzeitgemäße« (Nietzsche) *gegen* den Lauf der Dinge zu agieren. Weil nicht länger mit einer Überwindung der die Geschichte vorantreibenden Widersprüche gerechnet werden konnte, galt es, den Habitus des Einzelkämpfers auf verlorenem Posten auf Dauer auszubilden.¹¹ »Ich war eigentlich von Jugend an immer ›dagegen«, hat Günter Maschke im Interview gesagt. Nicht, um das Marxsche Reich der Freiheit zu verwirklichen, sei er in den späten 1950er Jahren Kommunist geworden. Stattdessen habe er es auf Rache an den in der jungen Bundesrepublik allgegenwärtigen alten Nazis angelegt: »Es gibt so eine Spießler-Attitüde, die sagt, der Kommunismus ist sehr schön, aber die Wirklichkeit des Kommunismus war so schlimm. Darauf würde ich antworten: Wenn der Kommunismus wahr würde, wäre das wahrscheinlich schlimmer als Stalin und Pol Pot zusammen.«¹²

Wie schlimm der Kommunismus wirklich war, erfuhr Maschke aber erst in Havanna. »Sie wuerden feststellen«, schreibt er, um Adorno zu einer Reise in die Karibik zu bewegen, »dass der alte Seume zumindest in Bezug auf Kuba Recht hatte«. Johann Gottfried Seume, der Aufklärer und Republikaner, gelangte zwar als Söldner in den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und wanderte zu Fuß bis nach Sizilien. Eine Äußerung über Kuba ist von ihm aber nicht belegt. Daher spricht viel dafür, dass Maschke sich hier auf eine Stelle aus Seumes *Apokryphen* bezieht, die Adornos ehemaliger Assistent Hermann Schweppenhäuser 1966 im Insel Verlag herausgegeben hatte. In vielen dieser zwischen 1806 und 1807 verfassten Aphorismen artikuliert Seume seine Ernüchterung angesichts des politischen Zeitgeschehens: »Der Anfang der französischen Revolution rächte das Volk an der Regierung und das Ende die Regierung an dem Volke: und beide scheinen weder besser noch klüger geworden zu sein.«¹³ Sätze wie diese dürften für den Asylanten in Havanna im November 1968 von hoher Aktualität gewesen sein.

Maschke hat seine ideologische Konversion später auf die Erfahrung des kubanischen Sozialismus zurückgeführt, in dessen Geschichte das Jahr 1968 in der Tat

¹¹ Vgl. Heinz Dieter Kittsteiner: Die heroische Moderne. Skizze einer Epochengliederung, in: Neue Zürcher Zeitung (10. 11. 2001), S. 83.

¹² »Ich war eigentlich von Jugend an immer ›dagegen«. Gespräch mit Günter Maschke, in: Bye-Bye '68 ... Renegaten der Linken, APO-Abweichter und allerlei Querdenker berichten, hrsg. v. Claus-M. Wolfschlag, Graz/Stuttgart 1998, S. 29-48.

¹³ Johann Gottfried Seume: Apokryphen. Mit einem Essay v. Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt am Main 1966, S. 10. Für den Hinweis auf Seumes Apokryphen danke ich Dirk Sangmeister.

eine Wende markiert. Noch im Januar war Fidel Castro persönlich auf dem Kulturkongress in Havanna erschienen, um die »pseudo-revolutionäre Kirche« in Moskau zu attackieren. Doch die Verschärfung der ökonomischen Krise führte in den folgenden Monaten zu einer Kurskorrektur. Im selben Maß, wie sich das Regime genötigt sah, die Lebensmittelzuteilungen zu reduzieren, nahmen ab Frühjahr 1968 die Repressalien gegen vermeintliche Kritiker zu. Im November, wenige Tage bevor Maschke seinen Brief an Adorno adressierte, wurde auch sein Freund Heberto Padilla zur Zielscheibe der neuen Sicherheitspolitik. Der Verband der kubanischen Schriftsteller und Künstler, der ihm für den Gedichtband *Fuera del Juego* gerade erst seinen jährlichen Lyrikpreis verliehen hatte, distanzierte sich plötzlich von den »konterrevolutionären Elementen« in seinem Werk. Es folgten eine schmutzige publizistische Kampagne und ein faktisches Publikationsverbot. Zum Entsetzen einer internationalen literarischen Öffentlichkeit wurde Padilla wegen »subversiver Tätigkeiten gegen die Regierung« 1971 schließlich festgenommen. Den offenen Brief, den Enzensberger, Susan Sontag und viele andere an ihn richteten, quittierte Castro mit der Bemerkung, »schamlose Pseudolinke und Agenten des CIA« wie sie seien in Kuba fortan unerwünscht.¹⁴

Zu diesem Zeitpunkt war auch Maschke längst aus der Gunst seiner Gastgeber gefallen. 1969 wurde er ausgewiesen, kehrte nach Deutschland zurück und saß wegen Fahnenflucht 13 Monate in der Festung Landsberg ab. Nach seiner Freilassung übersetzte er Padillas Gedichte ins Deutsche, holte sein Abitur nach und begann – nun bereits offiziell Renegat – als freier Autor für die *FAZ* zu schreiben. Im Zuge seiner politischen Suchbewegungen wurde er sogar für kurze Zeit SPD-Mitglied. Wie andere enttäuschte Kommunisten vor ihm hätte er sich in dieser Phase auch in einen militanten Liberalen verwandeln können. Doch stattdessen entdeckte er Carl Schmitt und die katholischen Reaktionäre des 19. Jahrhunderts und schrieb sich langsam, aber sicher an den rechten Rand. Politik war für ihn nach wie vor mit dem Versprechen verbunden, die Dinge schlimmer zu machen. Sich – auf welche Weise auch immer – mit der postheroischen Bundesrepublik zu arrangieren, ließen Maschkes heroische Reflexe nicht zu.

Gerade unter Intellektuellen sind solche Reflexe gegenwärtig wieder an der Tagesordnung. Es ist möglich, dass manche akademischen Sympathisanten der AfD, Unterzeichner der Dresdner »Erklärung 2018« oder Diagnostiker der »Überfremdung« auf die diffusen Ängste in der Abstiegs-gesellschaft reagieren. Doch

¹⁴ Vgl. Günter Maschke: Dokument einer verratenen Revolution, in: Heberto Padilla: Außerhalb des Spiels. Gedichte, hrsg. u. übers. v. Günter Maschke, Frankfurt am Main 1971, S. 143–159. Vgl. auch den Spiegel-Artikel: Die Tür ist zu. Fidel Castro begann einen Kampf gegen Kubas Intellektuelle und – mit einem »Gesetz über Bummelei« – gegen alle »parasitären Elemente«. Angedrohte Strafe: Zwangsarbeit, in: Der Spiegel 20 (1971), S. 100–105.

viele ihrer Wortmeldungen haben einen anderen Hintergrund. Zum Habitus des heroischen Intellektuellen gehört es nicht nur, sich gegen den vermeintlichen Mainstream aufzulehnen, sondern ebenso, gegen die »Not der Notlosigkeit« (Heidegger) zu mobilisieren. Doch der Kredit des Kommunismus ist in dieser Hinsicht lange ausgeschöpft. Für alle, die mit Phantasien der Verschlimmerung liebäugeln, bietet sich unter Rechten neuerdings ein aussichtsreiches Betätigungsfeld.

Linksruck der Fakten

Albrecht Koschorke

1. Historisierung der 1970er Jahre

Gedenkjahre haben häufig den paradoxen Effekt, dass sie das, was sie durch rituelles Erinnern nahezubringen versuchen, als fremdgeworden vor Augen führen. Das Gedenken an 1968 ein halbes Jahrhundert danach ist ein bezeichnendes Beispiel dafür. Nicht mehr ganz junge Zeitgenossen konfrontiert es mit der Erfahrung, eine Welt, die zumindest in ihren kulturellen Ausläufern noch für sie prägend war, in das Halbdunkel einer zwar irgendwie wiedererkennbaren, aber im Innersten nicht mehr zugänglichen Vergangenheit gerückt zu finden. Ein Anzeichen dafür liefert schon das amüsierte Unbehagen, mit dem man Jugendfotos von damals ansieht oder auf Gesinnungen und Lebensweisen zurückblickt, wie sie Sven Reichardts Studie *Authentizität und Gemeinschaft: Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren* in Erinnerung ruft.¹ Indessen betrifft das Befremden, das sich mit der Kommemoration von 1968 verbindet, nicht nur Stilfragen. Es hat nach einer Phase der Latenz verstärkt wieder politische Züge angenommen und gewinnt zudem – durch Bücher wie Ulrich Raulffs *Wiedersehen mit den Siebzignern. Die wilden Jahre des Lesens* oder Philipp Felschs aufsehenerregende Chronik *Der lange Sommer der Theorie* – erneuerte Bedeutung in der Historiografie der akademischen Sphäre.² Das ist von weit mehr als bloß anekdotischem oder wissenschaftsgeschichtlichem Interesse, denn anders als Frisuren, Kleidermode, Körperkultur und Wohnambiente gelten die Theorien der Jahre um und nach 1968 vielfach noch heute als aktuell. Vor allem anderen trifft dies auf den Poststrukturalismus als Sammelname für die in den *humanities* seit zwei Generationen tonangebenden Tendenzen der sogenannten *French theory* zu.

Auch auf akademischem Gebiet jedoch ist die wachsende historische Distanz unübersehbar. Sie lässt sich nicht allein an der gesteigerten Mühe ablesen, die es kostet, Studenten im heutigen Seminarbetrieb das Anliegen von Denkern wie

¹ Sven Reichardt: *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Frankfurt am Main 2014.

² Ulrich Raulff: *Wiedersehen mit den Siebzignern. Die wilden Jahre des Lesens*, Stuttgart 2014; Philipp Felsch: *Der lange Sommer der Theorie*, München 2015.

Barthes, Derrida oder Baudrillard begreiflich zu machen. Zu diesem allgemeinen Schicksal, das früher oder später die meisten Theoretiker ereilt, gesellt sich eine andere, spezifischere Schwierigkeit. Das Problem sowohl mit dem historischen Fremdwerden als auch mit der fortgeltenden Aktualität poststrukturalistisch-postmoderner Denkweisen besteht darin, dass viele ihrer Elemente heute unter veränderten Vorzeichen, in einem weiträumig veränderten politischen Koordinatensystem, wieder auftauchen. Die brisantesten Konsequenzen zeitigt dies auf dem thematischen Feld, dem das vorliegende Heft gewidmet ist: auf dem Feld des Diskurses über die – in kulturwissenschaftlichen Studien gern in Anführungszeichen gesetzte – »Realität«.

2. Der Herbst des Kolonialismus und der Sommer der Theorie

In welches Licht rückt der Poststrukturalismus, wenn man ihn nicht sozusagen von innen her rezipiert und dadurch fortschreibt, sondern mit befremdetem Blick von seinen historischen Determinanten her zu begreifen versucht? Als die elaborierteste theoretische Ausprägung der Postmoderne fällt er in die Zeit unmittelbar nach dem Algerienkrieg und den Unabhängigkeitserklärungen der meisten europäischen Kolonien. Er zieht den Schlussstrich unter eine Entwicklung, in deren Verlauf Europa nicht nur machtpolitisch, sondern auch ideell seine globale Vormachtstellung verliert. Seine Stoßrichtung besteht dementsprechend in der Kritik und Selbstdemontage europäischer Denktraditionen. Hauptgegenstand dieser Kritik ist die abendländische Metaphysik mit ihren auf Fundamentalkategorien wie Ursprung, Grund, Präsenz, Sinn, Identität, Zentrum, Einheit, Vernunft und Wahrheit aufruhenden Weltmodellen. Gegen sie wird ein neues und bis heute wirkungsmächtiges Vokabular entworfen, das die Exzentrierung, die Zirkulation, den unendlichen Tausch, die Verschiebung oder den Aufschub, die Pluralität und Relativität privilegiert.

Wer heute die damals vielgelesenen Theoriebände in die Hand nimmt, wird die Nähe zwischen zwei nicht leicht miteinander vereinbaren Textgesten auffällig finden. Die eine von beiden laboriert noch am Tod Gottes und in seiner Folge am Verlust metaphysischer Weltverbürgung oder, poststrukturalistisch gesprochen, am Entzug des transzendentalen Signifikats. Obsessiv wird wieder und wieder betont, dass die Kette sprachlicher Signifikanten sich vom Signifikat gelöst habe, auf nichts außerhalb des Textes und damit auf keine Referenz mehr verweise. Zum Teil überlagert sich dies mit dem Befund, dass auch der Kapitalismus in das Stadium einer reinen, vom Gebrauchswert der Dinge und den Bedürfnissen der Menschen abgelösten Tauschwertzirkulation übergegangen sei. Kapitalismus- und Medienkritik vereinigen sich dann zu der These, die gesellschaftliche Sphäre als

ganze habe den Charakter eines Simulakrums angenommen (Jean Baudrillard). So globalisierend solche Zeitdiagnosen daherkommen, so unübersehbar ist ihr nostalgischer Kern. Lyotard etwa, der das Bild der Postmoderne als einer eigenen Epoche entscheidend mitgeprägt hat, führt mit seinen Co-Autoren beredete Klage darüber, dass wir nie mehr »unmittelbar in die Wirklichkeit« eingreifen könnten, dass der »manuelle, visuelle und geruchsmäßige Kontakt mit dem Material« verloren gegangen sei und selbst die »gute alte Materie« sich »in komplizierte Formeln aufgelöst« habe.³

Von dieser Seite her steht auch der Poststrukturalismus noch in der Tradition der Kulturkritik und des Leidens an der Moderne als einer Epoche der Entfremdung. Er knüpft an Theorielinien sowohl des späten Marxismus, insbesondere der Frankfurter Schule, als auch des Existentialismus an und schöpft aus einem bis an die Anfänge der Moderne um 1800 zurückreichenden Reservoir. Auf der anderen Seite jedoch verfolgen die Theoretiker des Poststrukturalismus, wenn sie die Dekonstruktion von Essenzialismen betreiben, absolute Wahrheitsansprüche zu Sprachspielen herabstufen und der Subversion von Sinn das Wort reden, ein antihegemoniales, gegen den repressiven Charakter bestehender Strukturen aufbegehrendes Projekt. Sie ratifizieren damit die postkoloniale Situation, die bei einigen von ihnen – allen voran Derrida – eine unmittelbare biografische Realität war, und stehen im Austausch mit vielfältigen Bestrebungen in der damaligen Dritten Welt, die Vorherrschaft einer durch die wissenschaftlich-technische Zivilisation des Westens diktierten Weltsicht anzugreifen. Im Spektrum postkolonialer Theorien werden diese Ansätze bis heute fortentwickelt. Sie sind in dem Sinn relativistisch zu nennen, als sie nach Jahrhunderten der Fremdbestimmung die Sprachmacht peripherer beziehungsweise subalternen Akteure zu stärken und dem Monopol des westlichen Realitätsprinzips das Eigenrecht alternativer Ontologien beziehungsweise – neuerdings – »Epistemologien des Südens« (Sousa Santos)⁴ gegenüberzustellen versuchen.

Ein linker Grundtenor verbindet so die zuweilen nostalgisch gefärbte poststrukturalistische Substanzenkritik mit den Emanzipationsbestrebungen der vormaligen Dritten Welt. Dennoch sind weder die Problemlagen noch die diskursiven Bedingungen dieser beiden Tendenzen, die jede für sich global erfolgreich sind, vollständig miteinander zur Deckung zu bringen. Erkennbar haben die jungen Gesellschaften, die sich aus der europäisch-westlichen Dominanz zu lösen versuchen, andere und konkretere Probleme als, sagen wir, den abendländischen Logozentrismus. Insoweit sie ihre Lage durch die praktischen Erfordernisse von

³ Jean-François Lyotard u. a.: *Immaterialität und Postmoderne*, Berlin 1985, S. 10f.

⁴ Boaventura de Sousa Santos: *Epistemologies of the South. Justice Against Epistemicide*, Boulder, CO 2014.

Modernisierung und Institutionenbildung bestimmt finden, kämpfen sie für Ziele, die aus Sicht der Postmodernen obsolet sind: Aufklärung, Fortschritt, Selbstbestimmung, Herstellung einer eigenen, gesicherten Identität ... Leicht stellen sich in diesem Zusammenhang eine erneuerte Ungleichzeitigkeit und damit eine erneuerte Machtasymmetrie her, wenn der Eindruck entsteht, als sei die Gedankenwelt des – letztlich noch immer auf Europa zentrierten – Anti-Eurozentrismus ›radikaler‹ und ›weiter‹, auf jeden Fall akademisch elaborierter als ähnlich gerichtete Bestrebungen außerhalb der nordatlantischen Wissenschaftswelt.

Überhaupt scheint es ratsam, für die Einsicht empfänglich zu sein, dass noch die globalisierte *postcolonial theory* sehr stark auf innereuropäische Auseinandersetzungen rekurriert und von deren Horizont gekennzeichnet bleibt. Für einen Zeitraum von drei bis vier Jahrzehnten bot sie damit für Denker aus den früheren Kolonien, die in der Mehrzahl durch das angelsächsische Bildungssystem gegangen waren und zu Positionen in den USA oder in Großbritannien gelangten, einen diskursiven Ort gleichsam auf halbem Weg von der Subalternität der Kolonisierten zu den Institutionen und Denkstilen des westlichen Hegemons. Inzwischen ist spürbar, dass sich mit dieser hegemonialen Konstellation auch die auf sie gerichteten kritischen Potenziale abschwächen. Vieles, was heute auf der Weltbühne geschieht – von der wachsenden Dominanz Chinas bis hin zur Ausbreitung fundamentalistischer Denkweisen –, ist nur noch mit allenfalls begrenztem Gewinn postkolonial entzifferbar. Und viele Leitideen des westlich-antiwestlichen Denkens verlieren ihren Sinn in dem Maß, in dem sie nicht mehr über das abendländische kulturelle Gedächtnis dekliniert werden. So etwa die Arbeit an Denkmodellen einer zentrumslosen Ordnung, die für zerfallende Imperien in ihrer postmetaphysischen Trauerarbeit unmittelbar plausibel sein mögen, nicht aber für ein Land wie China, das in neoimperialen Träumen schwelgt. Auch Lyotards große Erzählung vom Ende aller großen Erzählungen, bis heute immer wieder zustimmend zitiert, verstellt den Blick auf den eigentlich offen zutage liegenden Sachverhalt, dass nicht nur andernorts, sondern auch mitten in Europa überwunden geglaubte *grands récits* proliferieren: im Umkreis des Islamismus ebenso wie bei der zunehmenden, auch narrativen Militarisierung ethnonationalistischer Strebungen. Und vor allem natürlich in der Popkultur, die sich sehr kreativ darin zeigt, dystopische, näherhin apokalyptische Erzählformate als generalisierbare Deutungsmuster im Umlauf zu halten.

3. Kontroversen um den Konstruktivismus

Von Anfang an hat die ›poststrukturalistische Wende‹ heftige Polemiken auf sich gezogen. In frühen Reaktionen bezichtigte man ihre Vertreter des Obskurantismus, Irrationalismus und der »Zerstörung der Vernunft« (Jürgen Habermas, Manfred Frank). Länger noch haftete der Makel einer in ihren Konsequenzen gefährlichen Beliebigkeit an den poststrukturalistischen Theoremen. In den sogenannten *science wars* der 1990er Jahre wurde der dekonstruktiven Infragestellung von Wahrheit und Wirklichkeitsreferenz ein klassisches, an unbezweifelbaren Fakten orientiertes Wissenschaftsverständnis entgegengehalten. Bei Autoren wie Alan Sokal, der mit seinem berühmten Hoax und den nachfolgenden Publikationen gegen den naturwissenschaftlichen Dilettantismus prominenter Poststrukturalisten polemisierte,⁵ speiste sich diese Gegnerschaft aus einem linken Selbstverständnis klassischer Prägung, das sich den Glauben an wissenschaftlichen Fortschritt nicht ausreden lassen wollte. Ein ähnlicher politisch-moralischer Impuls wird Paul Boghossian zehn Jahre später zu seinem Versuch bewogen haben, den kulturellen Relativismus der *French theory* mit den Mitteln der analytischen Philosophie zu widerlegen.⁶ In den USA war die Sorge um die Aufrechterhaltung wissenschaftlicher Objektivitätsstandards vor allem wegen religiöser Widerstände gegen die Evolutionstheorie schon zu jener Zeit sehr viel virulenter als in der vergleichsweise ungefährdeten akademischen Welt Mittel- und Westeuropas.

Dass solche Gegnerschaften der erfolgreichen Kanonisierung der dem Poststrukturalismus zugerechneten Autoren von Jacques Lacan und Roland Barthes bis hin zu Judith Butler und Homi Bhaba keinen Abbruch taten, hat unterschiedliche Gründe. Zum Teil wurden die in diesem Zusammenhang vorgebrachten Argumente schlichtweg als naiv und rückwärtsgewandt angesehen, oft geradezu als Symptom der zu überwindenden europäisch-westlichen Suprematie verstanden. Hinzu kommt, dass sich die diskursiven Prämissen der *humanities* und der *sciences* so weit auseinanderentwickelt haben, dass sie sich im akademischen Alltag – abgesehen von einer schmalen, vorwiegend von Grenzgängern bevölkerten

⁵ Alan D. Sokal: *Transgressing the Boundaries. Towards a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity*, in: *Social Text* 46/47 (1996), S. 217–252; Alan D. Sokal und Jean Bricmont: *Impostures Intellectuelles*, Paris 1997 (amerikanische Ausgabe: *Fashionable Nonsense. Postmodern Intellectuals' Abuse of Science*, New York 1998).

⁶ Paul A. Boghossian: *Fear of Knowledge. Against Relativism and Constructivism*, Oxford u. a. 2006. Boghossian, armenischer Abkunft, hatte bei seiner Kritik am Relativismus auch die Leugnung des türkischen Genozids an den Armeniern vor Augen. Vgl. Khatchig Mouradian: »Fear of Terminology«. An Interview with Paul Boghossian, in: *Aztag Daily*, unter: <http://headoverhat.blogspot.de/2007/06/interview-with-paul-boghossian.html> (03.06.2007).

Zone – wechselseitig kaum mehr beeinträchtigen. Für die sich im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts formierenden Kulturwissenschaften stand das Anliegen im Vordergrund, eine Theoriesprache zu entwickeln, die dem Erfordernis einer pluralen, dezentrierten Epistemologie jenseits einer fortgesetzten wissenschaftlichen Kolonisierung der Welt durch den Westen und seine Meinungsführer (mehrheitlich die notorisch alten weißen Männer) Genüge tat. Mit dem Imperativ der Berücksichtigung von Minderheiten, hybriden und migrantischen Existenzen samt ihren jeweiligen Wirklichkeiten war ein monolithisches Wissenschaftsverständnis nicht in Einklang zu bringen. Daraus ergab sich fast zwangsläufig, im Spektrum methodologischer Positionen für einen pluralistischen Konstruktivismus zu optieren statt für einen vereinheitlichenden Realismus, der unter geübten Kulturwissenschaftlern schon fast routinemäßig die Gegenfrage auslöste, *wessen* Wirklichkeit als ›realistisch‹ privilegiert werde. Den Einspruch, auch die gesellschaftliche Wirklichkeit könne nicht *nur* konstruiert und ihre Interpretation nicht gänzlich der Willkür sozialer Akteure anheimgestellt sein, fing man durch Kompromissformeln ab: in der Art, dass es zwar so etwas wie einen ›harten Kern‹ des Realen gebe, dass dieser aber wiederum nur durch sprachliche Repräsentation und kulturelle Anverwandlung sozial wirksam werde. Dieser vielfach variierte Kompromiss hielt das Problem in der Schwebel, bot aber letztlich keine Lösung dafür.⁷

Ein weiterer Grund für den Erfolg des poststrukturalistischen Paradigmas tritt erst in unseren Tagen deutlich hervor. Er besteht in der vergleichsweise hohen Stabilität der unmittelbaren politischen Rahmenbedingungen, innerhalb dessen sich dieses Paradigma entfalten konnte. Im Rückblick wird deutlich, dass der Konstruktivismus auf dem Boden einer liberalen Ordnung gedieh und dessen benevolenten Pluralismus, die Hochschätzung von Abweichung und Diversität, als stillschweigende Voraussetzung mitführte. Auch innerhalb der akademischen Sphäre haben das »Dogma von einer ›konstruierten‹ Welt und die Euphorie ihrer ›Destabilisierung«⁸ von der nicht mitthematisierten Stabilität und sozialen Exklusivität der Institutionen profitiert, innerhalb deren sie sich entfalten konnten. Bezeichnenderweise richtete sich die kritische Energie vor allem gegen den westlichen Liberalismus selbst als gegen die damaligen totalitären Regime. Bei all dem schienen die politischen Rollen klar verteilt: Rechte Ideologien (Patriarchat, Rassismus, Nationalismus) galten als essenzialistisch, während deren Dekonstruktion (mit Derrida) oder genealogische Entzauberung (mit Foucault) ein machtkritisch-

⁷ Eingehender hierzu: Albrecht Koschorke: Das Mysterium des Realen in der Moderne, in: Helmut Lethen u. a. (Hg.): Auf die Wirklichkeit zeigen. Zum Problem der Evidenz in den Kulturwissenschaften. Ein Reader, Frankfurt am Main 2015, S. 13–38.

⁸ Hans Ulrich Gumbrecht: Derrida und die Folgen. Was ist aus der Dekonstruktion geworden? in: NZZ, unter: <https://www.nzz.ch/feuilleton/was-ist-aus-der-dekonstruktion-geworden-1.18657732> (06. 12. 2015).

linkes Unternehmen war. Getragen wurde dieses Unternehmen von der offenen oder stillschweigenden Zuversicht, dass ideologische Gebäude erschüttert oder gar zum Einsturz gebracht werden könnten, wenn man ihnen nachwies, dass sie im Kern aus referenzlosen, keinesfalls aus dem Wesen der Dinge oder aus der Tiefe eines Ursprungs hervorgehenden Sprechakten bestanden.

Wichtigster Stichwortgeber einer genealogischen Analyse von Herrschaftsansprüchen und den sie untermauernden Legitimationsstrategien war Friedrich Nietzsche. Doch war es derselbe Nietzsche, der die Parole ausgab, die politisches Handeln auch unter Bedingungen der Grund- und Substanzlosigkeit solcher Ansprüche erlaubt: die Parole vom »Willen zur Macht«. Insofern er sich um die Triftigkeit behaupteter Rechtfertigungen nicht schert und den Dezionismus seines Vorgehens bejaht, ist der Wille zur Macht nicht dekonstruierbar. Hierin liegt eine entscheidende Schwäche der poststrukturalistischen Herrschaftskritik, die nur unter der Prämisse verfängt, dass Strategien der ethnischen, rassistischen, nationalistischen oder geschlechtsbedingten Exklusion von der Bestandsfestigkeit der Gründe, die sie ins Feld führen, abhängen und dementsprechend durch Wegnahme ihres Fundaments geschwächt würden.

In der Praxis zeigt sich jedoch, dass die Waffen der Dekonstruktion stumpf sind. Ideologische Grenzziehungen mögen als substanzlose Konstruktionen enttarnt werden; das hindert sie nicht daran, sich immer wieder zu regenerieren, solange hinter ihnen ein »Wille zur Macht« steht und kollektive Energien auf sich zieht. Gegenüber solchen hegemonialen Praktiken befindet sich deren Kritik, so pertinent sie sein mag, in einer chronischen Defensive.

4. Von der Ideologiekritik zum »postfaktischen Zeitalter«

Inzwischen hat sich mit den politischen Rahmenbedingungen auch das Koordinatensystem theoretischer Aussagen massiv verschoben; ja, es ist nachgerade umgepolt worden. Dass sich ein in seiner politischen Ausrichtung linkssemantischer Kulturalismus falscher Freunde erwehren musste, war spätestens seit Samuel Huntingtons *Clash of Civilization* (1996) unübersehbar – ein Buch, das sich im Übrigen zustimmender Aufnahme bei Ethnonationalisten aller Couleur erfreute. Ähnlich erging es den Kritikern des westlichen Szientismus, die sich in unliebsamer Nachbarschaft mit Kreationisten und neuerdings den Leugnern des menschengemachten Klimawandels wiederfinden. In diesem Stil sind immer größere Bestände des linken politischen Diskurses sozusagen in rechten Besitz übergegangen. Kritik am Freihandel und an den sozialen Folgen der Globalisierung, lange Zeit einer linksalternativen Protestszene vorbehalten, wird mit weit größerer Wucht von rechts politisch instrumentalisiert und kann auf diesem Weg

Wahlen entscheiden. Die Linken finden sich mit der verwirrenden Tatsache konfrontiert, genau die Verhältnisse, die sie dem Neoliberalismus und damit einer als rechts identifizierten politisch-ökonomischen Praxis anlasten, nun von rechts-außen kritisiert zu finden. Mit ihrer Anklage gegen *big business* und *big money* machen sich rechtspopulistische Politiker verbreitete antikapitalistische Ressentiments zunutze, deren Kontrolle den vormals sozialistischen Parteien entglitten ist; nur hinsichtlich *big government* und *big labor* gehen die politischen Richtungen wieder klar auseinander. Sogar die Kritik an Verfahren politischer Repräsentation, das heißt der beanspruchten Stellvertreterschaft und Rede für andere, die eine Herzensangelegenheit der *French theory* war, wird nun, mit größerer politischer Breitenwirkung, von Rechtspopulisten vorgetragen – nicht ohne ein Element anarchischer Zerstörungsfreude, wie sie seit den 1960er Jahren die linke Kultur geprägt hatte. Die poststrukturalistisch grundierte Demokratie- und Institutionenkritik hat auf diese Weise unwillkommene ›Verbündete‹ bekommen, und das nicht erst seit Stephen Bannons berüchtigter Ankündigung, den amerikanischen Staat zu »dekonstruieren«.

Die Gesellschaftstheorien der 1960er Jahre standen im Zeichen einer noch aus der marxistischen Überbaulehre abgeleiteten Ideologiekritik. Der Ideologiekritiker klassisch-marxistischer Prägung prangert falsches Bewusstsein in der Zuversicht an, dies vom Standpunkt des richtigen Bewusstseins her zu tun. In den verschiedenen Spielarten des Poststrukturalismus verfiel der Anspruch, von einem solchen gleichsam exterritorialen, außersprachlichen wie außergesellschaftlichen Hebelpunkt der Wahrheit aus zu argumentieren, seinerseits der Kritik. Mehr und mehr verlagerte sich das kritische Interesse auf die Wahrheitsdiskurse selbst und ihre Machtimplikationen. Eng damit verbunden war eine Pluralisierung des Wissensbegriffs. Es stellt nachgerade die Gründungsprämisse der neueren Wissenschafts- und aus ihr hervorgehenden Wissensgeschichte dar, historische und fremdkulturelle Weltansichten als »Wissen« zu positivieren, unabhängig davon, ob dieses Wissen nach modernen Maßstäben Bestand hat oder nicht. Mitunter wurde sogar die in der Wissenschaftssoziologie und Anthropologie verbreitete Maxime einer symmetrischen Behandlung des Eigenen wie des Fremden auf die Unterscheidung zwischen aus heutiger Sicht richtigem und falschem Wissen übertragen. Auch das ging letztlich nur solange gut, wie die Verfahrensweisen und institutionellen Rahmenbedingungen regulärer Wissenschaft unangefochten schienen. Seitdem dies auch in vielen dem Westen zugerechneten Ländern nicht mehr vorausgesetzt werden kann, hat sich die Debattenlage fundamental verändert – angefangen von Bruno Latours gleich wieder beschwichtigten Selbstzweifeln bis hin zum *march of science* im Frühsommer 2017.⁹ Angesichts einer offen

⁹ Bruno Latour: Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of

bildungs- und wissenschaftsfeindlichen Regierungspropaganda in den USA und anderen von Rechtspopulisten regierten Ländern erleben sich selbst eingefleischte Kulturalisten plötzlich dabei, wie Habermas zu reden; sie betonen die Notwendigkeit, wissenschaftlich unzweifelhaften Fakten die ihnen gebührende Geltung zu verschaffen, und berufen sich auf Expertenkonsens und rationalen Diskurs.

Ähnliche Umkehrungen der Argumentationslage betreffen das Nachrichtenwesen. Die »bürgerliche Presse« war bevorzugtes Angriffsziel einer in vielen Belangen gerechtfertigten linken Gesellschaftskritik. Von poststrukturalistischer Seite richtete sich der kritische Impetus gegen ihren Anspruch auf Repräsentativität überhaupt. Inzwischen aber gelten ihre Organe nicht nur bei ihren ehemaligen Gegnern als schützenswertes Gut. Durch die systematische Herabsetzung der klassischen Nachrichtenmedien als *mainstream* oder *fake media* (was gleichbedeutend zu sein scheint) ausgerechnet auf den Plattformen rechtspopulistischer Öffentlichkeitslenkung haben sich auch in diesem Bereich die Koordinaten verschoben. Man fühlt sich dabei an Victor Klemperers Beobachtung erinnert, dass das Lieblingssatzzeichen der Nationalsozialisten die Anführungsstriche waren, um Nachrichten, die ihrer Propaganda widersprachen, als lügenhaft zu diskreditieren.¹⁰

Damit kommt ein zusätzlicher, medienhistorischer Faktor ins Spiel, der auf seine Weise der »Deonstruktion« von repräsentativer Öffentlichkeit Vorschub leistete: der Einfluss sozialer Medien und ihrer sich voneinander isolierenden *communities*. Der Sozialkonstruktivismus mit seinem Modell einer Vielzahl von Welten und Welt konstituierenden Gruppenidentitäten hat im *world wide web* eine unverhoffte kommunikationstechnische Realisierung gefunden. Das liberale Modell einer bei aller Auseinandersetzung zwischen vernunftgeleiteten Akteuren letztlich gemeinschaftlichen Wahrheitssuche scheint dagegen durch die Verhältnisse der klassischen Printkultur mit ihren zentrierenden Effekten bedingt gewesen zu sein.

An dieser Stelle würde es sich übrigens lohnen, den Rahmen der historischen Analyse noch auszuweiten. Wenn wir nämlich die Szenarien am Anfang und am Ende der Gutenberg-Ära miteinander vergleichen, springt die ironische Pointe ins Auge, dass die klassische Printkultur heute mit ihren eigenen Waffen geschlagen wird. Diese mediengeschichtliche Entwicklung ist indessen nicht ohne ihr konfessionsgeschichtliches Korrelat zu verstehen. Bekanntlich war der Buchdruck eine wichtige Voraussetzung für die Reformation. Flugschriften, Einblattdrucke und

Concern, in: *Critical Inquiry* 30 (Winter 2004), S. 225–248; deutsche Fassung: *Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang*, Zürich und Berlin 2007.

¹⁰ Victor Klemperer: *LTI. Notizbuch eines Philologen*, 14. Aufl., Leipzig 1996. Kap. XII: Interpunktion, S. 78–80.

bis zu einem gewissen Grad auch schon gedruckte Bücher verhalfen den Reformatoren, allen voran Martin Luther, den man neuerdings zuweilen als Populisten *avant la lettre* beschrieben findet, zu einer bis dahin beispiellosen Reichweite und Verbreitungsgeschwindigkeit. Damit gingen zwei Effekte einher, die den Protestantismus in der Vielzahl seiner sowohl religiösen als auch säkularisierten Erscheinungsformen bis in unsere Tage hinein prägen: erstens die Begünstigung antizentralistischer und antiinstitutioneller Impulse, die sich zuerst gegen den Machtapparat der katholischen Kirche, später verstärkt auch gegen staatliche Reglementierungen richteten; und zweitens die Betonung des Gemeindeprinzips. Ohne diese Parallele allzusehr zu forcieren, kann man sagen, dass schon die Reformation *communities* – im doppelten Sinn der Glaubensgemeinschaft und der Lebensform – geschaffen hat, die sich spirituell autark glaubten und ihre Wahrheiten nicht von instituierten Autoritäten in Frage stellen lassen wollten. In diesem Licht erscheinen die kalifornischen Gründerjahre des Internets nicht nur als eine Ausgeburt der Hippie-Kultur und des *new age*, sondern mehr noch als ein später Triumph der gemeindegeliebten Richtung des Protestantismus. Auch die fatale Dialektik des protestantischen Gemeindegewesens scheint sich heute zu wiederholen: Was als Versprechen eines unmittelbaren Zugangs zur Wahrheit und als Emanzipationsbewegung gegen die Bevormundung durch intermediäre Instanzen begann, hat sich bald zu einem Instrument feindseliger Abgrenzung nach außen und einer generell perfektionierten, im Grenzfall despotischen Sozialkontrolle entwickelt.

Vergleiche dieser Art weisen auf die wiederkehrenden Elemente in dem hin, was wir derzeit als einzigartig erleben. So einschneidend die gegenwärtigen Entwicklungen sind – man muss doch vergleichsweise geschichtsblind sein, um sie zur Epochendiagnose eines »postfaktischen Zeitalters« aufzusummieren. Immerhin zeigt sich auch an dieser Wortschöpfung, wie sehr die Assoziationshorizonte umcodiert wurden. Was in der Postmoderne noch sprachspielerischen Charakter und die Anmutung einer großen von den Zwängen der Moderne entbindenden Feier hatte, ist im »postfaktischen Zeitalter« zur Sache von systematischen Manipulationen geworden. Und was in den Theorien als ein linksemanzipatorisches Unternehmen begann, bringt inzwischen den Machtdurchgriff rechter, zum Teil rechtsextremer Bewegungen zum Ausdruck.

5. *Longue durée*: Das Reale und die Moderne

Der vorliegende Text ist im Kontext des Konstanzer Graduiertenkollegs »Das Reale in der Kultur der Moderne« (2010–19) entstanden.¹¹ Er breitet Überlegungen aus, die einer internationalen Abschlusstagung des Kollegs am Berliner Haus der Kulturen der Welt Anfang Oktober 2018 zugrunde lagen. Als das Kolleg nach einem Planungsvorlauf von etwa zwei Jahren 2010 seine Arbeit aufnahm, hatten wir die jetzige Zuspitzung der Situation noch nicht vor Augen. Unser Einsatz war eher (selbst)ironischer Art: Nachdem in den beteiligten Fächern so viel vom Symbolischen und vom Imaginären die Rede gewesen war, wollten wir uns einmal wieder nach dem dritten und offenkundig schwierigsten, irgendwie quecksilbrigen Term der Trias erkundigen, eben dem Realen. Uns schien auffällig, dass dieses Reale in den gängigen Theorien immer nur als unliebsames Zugeständnis daherkommt, als eine theoretisch nicht unterzubringende Residualgröße – im Schriftbild von Texten schon daran zu erkennen, dass es sich, wie erwähnt, fast durchweg als uneigentliche Kategorie markiert findet. Statt nun aber den prekären Status des Realitätsbezugs diskursiver Ordnungen auf eine *condition postmoderne* hin zu verengen, war und ist es unser Anliegen, die Verlegenheit der Kulturwissenschaften hinsichtlich eines hinter sozialen Konstruktionen und kulturellen Symbolisierungen anzunehmenden »Realen« in einen größeren historischen Rahmen zu stellen, der letztlich die Epoche der Moderne als ganze umfasst. Ohne uns in der Kontroverse zwischen Konstruktivistinnen und »Realisten« für eines der beiden Lager zu entscheiden, lautet eine unserer forschungsleitenden Hypothesen, dass die Entzogenheit des »Realen« einen Grundzug moderner Epistemologien und Ästhetiken überhaupt bildet. Insofern diese Entzogenheit eine größere Flexibilität im Umgang mit heterogenen Wahrheitsregimen ermöglicht, kann sie, so wenig sie erkenntniskritisch befriedigen mag, als *gesellschaftlich funktional* betrachtet werden.

Diese These hat sich als haltbar erwiesen. Trotzdem steht die Frage im Raum, welche Wege von der gewissermaßen olympischen Blickhöhe eines derart verallgemeinernden kultursemiotischen Befundes zu den praktischen Erfordernissen »vor Ort«, zumal unter sich verschärfenden politischen Bedingungen, führen. Wenn wir davon sprechen, dass gerade das epistemologische Apriori der Unzugänglichkeit der »Dinge an sich« moderne Gesellschaften in den Stand setzt, pluralistisch, polyperspektivisch und in der Vielfalt ihrer Wirklichkeitsbezüge elastisch zu sein, welches Instrument haben wir dann noch in der Hand, um gegen gezielte Desinformation oder auch nur gegen den instrumentellen Einsatz von

¹¹ Eine gekürzte Fassung des Beitrags erschien in der NZZ vom 18. April 2018. Konzeption und Programm des Konstanzer Graduiertenkollegs sind dokumentiert unter: www.uni-konstanz.de/reales (31.07.2018).

personalized realities anzuargumentieren? Wenn wir den Begriff der Ontologie in die Mehrzahl setzen und etwa mit Philippe Descola den Achuar im Amazonasregwald eine Seinslogik eigenen Rechts zugestehen, die gleichrangig neben dem hegemonialen Geltungsanspruch moderner westlicher Wissenschaft stehen soll,¹² was machen wir dann mit der Seinslogik weißer Suprematisten? Hängt die Anerkennung der Alterität der Anderen und ihrer Weltsicht von einer unausgesprochenen, sympathisierend-sozialromantischen Fürsorglichkeit ab? Oder hängt sie schlicht davon ab, dass diese Anderen von vornherein unterlegen sind und dass deshalb die Affirmation ihrer Weltsicht unriskant, weil folgenlos bleibt?

In den vergangenen Jahren hat es mehrere Vorstöße zur Wiederherstellung eines starken Realismus-Konzepts gegeben, die allerdings weder aus philosophischem noch aus kulturtheoretischem Blickwinkel überzeugen.¹³ Trotzdem darf man vor dem Dilemma der kulturwissenschaftlichen Theorien, die in der langen Tradition moderner Realitätskepsis stehen und sich überdies der Selbstkritik westlicher Universalismen und Rationalitätsmonopole verpflichtet fühlen, nicht die Augen verschließen. Angesichts der politischen Herausforderungen, die sich heute stellen, bieten sie keinen normativen Rückhalt und keine praktische Handreichung dafür, Kämpfe um die Definitionshoheit über die wirkliche Wirklichkeit auszufechten. Wer sich trotzdem auf den Kampfplatz begibt, tut dies eher aus den Überzeugungen, die linksliberale Akademiker ohnehin mit sich herumtragen, nicht mit dem Rückenwind der Theorie.

Es hat in jüngster Zeit viele Debatten darüber gegeben, inwieweit Relativismus, Konstruktivismus, *diversity* und *identity politics* in den Kulturwissenschaften, verbunden mit der Vernachlässigung sozialer Anliegen (Ungleichheit), einer strategischen Übernahme von zuvor linken Denkformen und Praktiken des Protests durch Rechtspopulisten Vorschub geleistet haben. Daran fällt vor allem die auch im Modus der Selbstbeichtigung greifbare Selbstüberschätzung der linken *academia* auf. Mindestens ebenso wichtig wie die Aufarbeitung vergangener Versäumnisse ist aber die Frage, wie wir die Kulturwissenschaften und das von ihr beeinflusste Segment der Öffentlichkeit nach Jahrzehnten der De-Essenzialisierung, Normenzweiflung und Institutionenkritik aus der toten Zone herausführen können, in die sie sich manövriert haben, ohne dabei das emanzipatorische Potenzial und die Erkenntnisleistungen der poststrukturalistischen Theorien mitsamt ihren globalen Fortentwicklungen preiszugeben.

¹² Philippe Descola: *Jenseits von Natur und Kultur*, Berlin 2011, S. 60f. und passim.

¹³ Siehe dazu etwas detaillierter Koschorke: *Das Mysterium des Realen in der Moderne* (wie Anm. 7), bes. S. 19–23.

Politik und Lüge

Ethel Matala de Mazza

1.

Der Begriff der »alternativen Fakten« ist eine jüngere Wortschöpfung aus dem Repertoire der politischen Rhetorik. Donald Trumps Beraterin Kellyanne Conway erfand ihn geschmeidig als Ausrede, als sie im Januar 2017 Sean Spicer, dem damaligen Pressesprecher des Weißen Hauses, beisprang, weil der die Besucherzahlen bei der Vereidigungszeremonie des Präsidenten schöneredet hatte. Im Gewerbe der Berufspolitik sind Vertuschungsmanöver durch Euphemismen oder sonstige Spielarten des Lügens allerdings kein Novum. Der Argwohn, die Wahrheit zurechtzubiegen und taktischen Rücksichten dabei mehr Gewicht einzuräumen als ehrlichen Bekenntnissen, begleitet die Politik seit jeher.

Im antiken Athen machte das bereits die wortgewandten Sophisten bei ihren öffentlichen Redeauftritten in den Foren der jungen Demokratie suspekt, und in der Monarchie – so konnte man jedenfalls in Tacitus' *Annalen* lesen – war das Verhehlen von Wahrheiten, zumal von unliebsamen, skandalträchtigen, gar ein Gebot der politischen Klugheit, das zwar nicht als rechtens galt, aber im Interesse der Gesichtswahrung als billig. Wenn Staatsgeheimnisse gehütet werden mussten, konnte es für Herrscher ratsam sein, sich nicht nur in Verschwiegenheit zu üben, sondern auch zur List zu greifen, sich zu verstellen und lästige Rivalen sowie die arglose Öffentlichkeit zu täuschen, um mit umso größerem Erfolg im Verborgenen vollendete Tatsachen schaffen zu können.¹

Später bildeten solche *arcana imperii* den Kern von neuzeitlichen Lehren der Staatsräson, die über Tacitus hinaus vor allem an Machiavelli anknüpften, um die Prinzipien einer Politik festzulegen, die auf das Wohl des Staats und den Selbsterhalt der Macht ausgerichtet war, deshalb Sicherheitsinteressen absolut setzte. Gerade in Situationen der Gefahr, der drohenden Destabilisierung – so lautete ihr Credo – musste die Politik dem Ziel der Schadensbegrenzung Vorrang geben

¹ P. Cornelius Tacitus: *Annalen* (~ 110 v. Chr.), Lateinisch-Deutsch, hrsg. u. übers. v. Erich Heller, Düsseldorf/Zürich 1997, S. 22f. Vgl. zum Folgenden auch meine Überlegungen in: Thomas Frank, Albrecht Koschorke, Susanne Lüdemann und Ethel Matala de Mazza: *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*, Frankfurt am Main 2007, S. 177–183.

und der gute Zweck der Ordnungswahrung begründen, dass man seinetwillen das schlechte Mittel der Zuwiderhandlung gegen Rechts- und Moralprinzipien in Kauf nahm. Die Advokaten einer solchen Politik der Vorsicht und der Klugheit suchten das Heil des Staats diesseits der Religion, aber jenseits von Gut und Böse, indem sie für eine praktische Vernunft des Regierens eintraten, die keine kategorischen, sondern nur okkasionelle Imperative kannte: Weisungen, die für ordentliche Regel- und außerordentliche Einzelfälle unterschiedlich ausfielen.

Die »Rechtsdurchbrechungsbefugnis«,² die die Theoretiker der *ratio status* dem Fürsten im Namen der *prudencia* erteilten, war dabei erklärtermaßen eine Verfahrensregel für den Sonderfall der Ausnahme, in dem klar war, dass »Tugend allein nicht genügt«,³ und ein regelkonformes Vorgehen die Abwendung der Gefahr nicht garantierte: »Zum Wesen und Geiste der Staatsräson [...] gehört es gerade, daß sie sich immer wieder beschmutzen muß durch Verletzungen von Sitte und Recht«, bemerkte darum Friedrich Meinecke in seiner Studie *Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte*. Mit unverhohlener Reserve angesichts der faulen Kompromisse zwischen Redlichkeit und Parteiinteresse bezeichnete er die Lizenz zur Rechtsverletzung als eine »Maxime des Handelns von höchster Duplizität und Gespaltenheit«⁴ und missbilligte, dass sie exzeptionelle Regelbrüche tolerierte, statt nur solche Handlungsmaximen als verbindlich anzuerkennen, die sich jederzeit – wie Kant dies im 18. Jahrhundert einforderte – zu allgemeinen Gesetzen generalisieren ließen. Die Politik, die dieser *ratio* folgte, setzte sich in seinen Augen unweigerlich ins Zwielficht eines unsauberen Geschäfts, bei dem fraglich blieb, ob es die Stabilität des Staats tatsächlich beförderte oder dessen Fundamente nicht vielmehr untergrub.

Was Meinecke 1924 – nach dem Zivilisationsbruch des Ersten Weltkriegs und im Rückblick auf den Anfang der politischen Unheilsgeschichte der Moderne – in den Begriffen eines misslichen, schwer auflösbaren *double-binds* auslegte, war historisch aber das Produkt einer funktionalen Ausdifferenzierung von Politik und Moral, die der Politik nicht nur die Last aufbürdete, ihre Normengefüge durch »legitime Fiktionen«⁵ abzustützen, sondern ihr im selben Zug auch neue

² Herfried Münkler: Im Namen des Staates. Die Begründung der Staatsraison in der Frühen Neuzeit, Frankfurt am Main 1987, S. 167. Vgl. auch Michael Stolleis: *Arcana imperii und ratio status. Bemerkungen zur politischen Theorie des frühen 17. Jahrhunderts*, Göttingen 1980.

³ Niklas Luhmann: Staat und Staatsräson im Übergang von traditionaler Herrschaft zu moderner Politik, in: ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 3, Frankfurt am Main 1989, S. 65–148, hier S. 67.

⁴ Friedrich Meinecke: *Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte* (1924), hrsg. v. Walther Hofer, München ³1963, S. 14 u. S. 6.

⁵ Michel Eyquem de Montaigne: *Apologie de Raimond Sebond*, in: ders.: *Essais* (1580), hrsg. v. Albert Thibaudet, Paris 1950, S. 481–683 [Bd. II, Kap. 12], hier S. 601. Die deutsche

Handlungs- und Ermessensspielräume eröffnete: Spielräume in den Grauzonen des Außerrechtlichen und ethisch Unzulässigen und in Bereichen, wo geschriebene und ungeschriebene Gesetze überhaupt fehlten.

Hier waren die Theoretiker der Staatsräson in zweierlei Hinsicht innovativ, indem sie einerseits aus den Bahnen der traditionellen, im Duktus moralischer Unterweisung verfassten Fürstenspiegel ausscherteten und die Rationalität herrscherlichen Handelns an Kriterien der Zweckmäßigkeit ausrichteten, indem sie andererseits aber auch dem Staat selbst ein objektivierbares Interesse unterstellten und in ihre Überlegungen damit eine politische Größe einbezogen, die bis dahin noch kaum programmatisch besetzt worden war. Wie Herfried Münkler schreibt, war Staatsräson »[...] eine der Begründungen, mittels derer sich die frühneuzeitlichen Herrscher von traditionellen Bindungen dispensierten, doch gleichzeitig verpflichteten sie sich darin auf eine neue Bindung: auf die Interessen des Staates, und die waren keineswegs immer identisch mit den ihren.«⁶

Während der Neuzeit wurden die *arcana* deshalb ausgeweitet und umfassten bald ein ganzes Arsenal an Herrschaftstechniken, die ein stetiges, effizientes Regieren ermöglichen sollten und zu diesem Zweck von vornherein dem hermeneutischen Streit und der Legitimationsbefragung entzogen wurden. Theoretiker der Staatsräson wie Arnold Clapmarius, Giovanni Botero oder Giovanni Antonio Palazzo legten damals Wert darauf, die Debatte von der Unmoral der Machthaber abzubringen und die »Sachtechnik«⁷ eines funktionierenden Alltags- und Krisenmanagements in den Vordergrund zu rücken, das Lügen und Verschleierungen von Zeit zu Zeit erforderte.

2.

In den Demokratien der Gegenwart sind *arcana* dieser Art, auch wenn Mandatsträger ihr Ehrenwort fürs Ehrlichsein geben und Transparenz versprechen, keineswegs verschwunden. Im Unterschied zur Frühen Neuzeit werden die Geheimnisse inzwischen aber nicht mehr offensiv verteidigt, sondern aus dem öffent-

Übersetzung von Hans Stilet gibt die Originalformulierung »fictions legitimes« freier wieder und spricht vom »falschen Gesetzesschein«. Vgl. Michel de Montaigne: Apologie für Raymond Sebond, in: ders.: Essais (1580), übers. v. Hans Stilet, Frankfurt am Main 1998, S. 217-300, hier S. 268.

⁶ Münkler: Im Namen des Staates (wie Anm. 2), S. 167; vgl. auch S. 171-174; außerdem Paul-Ludwig Weinacht: Staat. Studien zur Bedeutungsgeschichte des Wortes von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert, Berlin 1968.

⁷ Carl Schmitt: Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf, Berlin ⁶1994, S. 13.

lichen Diskurs diskret herausgehalten. Das hat jenem Zweig der Presse politische Bedeutung verschafft, der gegen die Staatsführung das Aufklärungsinteresse der Allgemeinheit einklagt und sich neben Legislative, Judikative und Exekutive als eine Vierte Gewalt versteht, die mit kritischem Blick die Arbeit der Regierung, aber auch die ihrer parlamentarischen Kontrolleure kontrolliert, um von außen, wenn sich Missstände auftun, auf Erklärungen, Sanktionen und Präventivmaßnahmen zu drängen.

Zeitungshäuser sind darüber, spätestens mit der verfassungsrechtlichen Zusicherung der Pressefreiheit, zu mächtigen – und für geraume Zeit höchst profitablen – Medienunternehmen avanciert, von denen die ambitioniertesten mit überregionaler Reichweite ganze Reporterstäbe für die investigative Recherche abstellen, um Enthüllungsgeschichten bringen zu können, die ein mühevolleres Faktensammeln voraussetzen, das selbst verdeckt betrieben wird. »Fakten« suchen, heißt hier ganz konkret: parajuristische Ermittlungen anstellen und sowohl vertrauenswürdige Zeugen als auch belastende Zeugnisse – in Form von Dokumenten, Fotos, Quittungen, Mitschnitten, Abhörprotokollen usw. – auftreiben, um Indizienketten bilden zu können, auf deren Grundlage sich offizielle Darstellungen widerlegen, heimliche Korruptionsverstrickungen beweisen und scheinheilige Falschaussagen überführen lassen.

Wie die Wissenschaftshistorikerin Lorraine Daston in ihren Studien herausgearbeitet hat, verdankt der Begriff des »Faktums« seine Herkunft der Sphäre der Justiz. Seine Ursprünge reichen in das Römische Recht zurück, das vom englischen Common Law in Teilen adaptiert und abgewandelt wurde und die Basis für die Unterscheidung zwischen Sachverhalten – *matters of fact* – und dem Urteilsmaßstab von Gesetzen – *matters of law* – legte, wobei als *matters of fact* in diesem Kontext zunächst »Tat-Sachen« im Wortsinn in Betracht kamen: Tat-Handlungen mit dem Charakter übler Untaten, für deren Folgen ihre Täter vor Gericht verklagt und nach beweiskräftiger Überführung zur Rechenschaft gezogen werden sollten.

Von den britischen Juristen borgten diesen Faktenbegriff im frühen 17. Jahrhundert rechtskundlich beschlagene Wissenschaftler wie Francis Bacon, die ihn in die Naturphilosophie übertrugen und für die empirische Forschung reklamierten, wobei das Wort im Zuge seines Transfers vom Gerichtssaal in die Studierzimmer und Versuchslabore auch seine Bedeutung änderte und jetzt nicht länger menschliche Handlungen bezeichnete, sondern auf wundersame, aus der Ordnung scherende Naturdinge bezogen wurde, die Forschern beim Experiment auffielen oder ihnen bei der Buch- und Zeitschriftenlektüre unter die Augen kamen, weil andere Forscher sie notiert und als Befunde mit noch zu klärender Aufschlusskraft veröffentlicht hatten.⁸ Epistemische Bedeutung erhielten die Fakten jetzt als De-

⁸ Dazu ausführlich Lorraine Daston: *Factual Sensibility*, in: *Isis* (1988), S. 452–467; dies.:

tailbeobachtungen, die durch die Form der knappen Aufzeichnung einerseits isoliert – d. h. aus ihrem Erfahrungskontinuum herausgelöst und als partikuläre Bruchstücke gesichert – wurden, andererseits jedoch durch ihre Zwischenlagerung in Speichermedien mit schwachen Ordnungsvorgaben – wie privaten Notizbüchern, Kladden, *waste books* oder publizierten Magazinen – nicht *festgestellt*, sondern für die Weiterverarbeitung *mobilgemacht* wurden.⁹ Erst die lose, ihre Disparatheit nicht einebnende Koppelung, in der sie hier begegneten, schuf die operative Möglichkeitsbedingung für das Wahrnehmen von bis dahin unerkannten Zusammenhängen, die zutage traten, wenn man die verfügbar gemachten Erfahrungsatome neu kombinierte.¹⁰ Ausgehend von solchen Aufzeichnungen ließen sich nun Hypothesen entkräften, Spekulationen anzweifeln und eigene und fremde Urteile als Vorurteile ausmachen, deren Verwerfung auch dann von Gewinn war, wenn die verwirrende Faktenlage vorerst keine neuen Antworten und andere Urteile nahe legte, sondern lediglich neue Fragen aufwarf und die Skepsis gegenüber voreiligen Schlussfolgerungen und Wahrheitsbehauptungen erhöhte.

Wie die Wissenschaftler ließen sich auch die Zeitungsmacher, deren Gewerbe zur selben Zeit kräftig expandierte, von ihrer Neugier aufs Unbekannte leiten und wählten die Fakten, die sie publik machten, entsprechend aus. Während allerdings die Naturforscher im Lauf der Jahre mehr und mehr dazu übergingen, ihre Aufmerksamkeit von Wunderdingen und monströsen Seltsamkeiten auf Unscheinbares, Gewöhnliches zu verlagern – wobei sich auch die wissenschaftliche Faktensammelei vor neue Herausforderungen gestellt sah, da das Studium von Läusen, Würmern, Insekten und Mikroben, im Gegensatz zum staunenden Verweilen bei mehrköpfigen Kälbern und französisch bellenden Hunden, mit »nüchterner, harter Arbeit« verbunden war und nicht mehr primär mit der »lustvollen Begierde« der *curiositas*¹¹ –, hat der Journalismus seinen Sinn fürs Mysteriöse, Spektakuläre

Baconian Facts, Academic Civility and the Prehistory of Objectivity, in: *Annals of Scholarship* (1992), S. 337–364; dies.: Marvellous Facts and Miraculous Evidence in Early Modern Europe, in: *Critical Inquiry* 18 (1991), S. 93–124; dies.: Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität (1998), übers. v. Gerhard Herrgott, Christa Krüger und Susanne Scharnowski, Frankfurt am Main 2014; außerdem Barbara Shapiro: The Concept of »Fact«. Legal Origins and Cultural Diffusion, in: *Albion. A Quarterly Journal Concerned with British Studies* 26/2 (1994), S. 227–252.

⁹ Vgl. Bruno Latour: Visualisation and Cognition. Drawing Things Together, in: *Knowledge and Society. Studies in the Sociology of Culture and Present* 6 (1986), S. 1–40.

¹⁰ Vgl. dazu Lorraine Daston: Warum sind Tatsachen kurz?, in: Anke te Heesen (Hg.): *Cut and Paste um 1900. Der Zeitungsausschnitt in den Wissenschaften*, Berlin 2002, S. 131–143.

¹¹ Lorraine Daston: Eine kurze Geschichte der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit, München 2001, S. 13. Die Beispiele der Kälber und Hunde stammen aus Artikeln der *Acta eruditorum* von 1682, in denen Berichte von solchen staunenswerten Abnormitäten Seite

nie verloren. Das Leserinteresse an den wissenswerten Dingen in der Mitwelt wurde hier vorzugsweise durch Berichte über Ereignisse des laufenden Zeitgeschehens bedient, die ihrer Außerordentlichkeit, ja Obskürität wegen Sensation machten.

So erklärt sich etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die stetige Expansion der Rubrik von so genannten *faits divers*, die in der Kleinform vermischter Kurzmeldungen, dem Knappheitsimperativ der Faktensammlung treu bleibend, ein buntes Allerlei an Merkwürdigkeiten *im* Alltäglichen, Gewöhnlichen aufspießten und den Zeitungen so die kontinuierliche Aufmerksamkeit des Massenpublikums sicherten.¹² Der französische Larousse listete 1872 – nicht frei von Ironie – eine ganze Fülle solcher Fakten auf, die zu *faits divers* prädestiniert sind:

»In dieser Rubrik versammeln die Zeitungen regelmäßig und auf kunstvolle Weise Neuigkeiten aller Art, die in der Welt in Umlauf sind: kleine Skandale, Verkehrsunfälle, abscheuliche Verbrechen, Selbstmorde aus Liebe, Dachdecker, die vom fünften Stock fallen, bewaffnete Überfälle, das Herabregnen von Heuschrecken und Kröten, Schiffbrüche, Großbrände, drollige Abenteuer; Fälle mysteriösen Verschwindens, Todesstrafen, Fälle von Wasserscheu, von Kannibalismus, von Somnambulismus oder von Lethargie. Wundersame Rettungen finden hier in genauso großer Zahl Eingang wie sonderbare Naturphänomene, beispielsweise Kälber mit zwei Köpfen, 4000 Jahre alte Kröten, siamesische Zwillinge, Kinder mit drei Augen oder außergewöhnliche Zwerge.«¹³

Von dem neuen Faktenmarkt, der sich hier auftat und in dem Maß exponentiell vergrößerte, wie die schnellen Telegrafenkabel der Nachrichtenagenturen solche Meldungen aus aller Welt im Minutentakt übermittelten, profitierten nicht nur die Boulevardblätter für ihre *human interest stories* über Glückspilze und Pechvögel, sondern auch die Literatur, die sich für den Vertrieb übers Zeitungsfeuilleton mit Geschichten attraktiv machte, in denen Fakten als Fiktionen daher kamen und Fiktionen als Fakten. Durch ihr offenes Auge für die Prosa moderner Verhältnisse untermauerten Schriftsteller ihr neues Ethos des Realismus und konnten die Kar-

an Seite mit Gottfried Wilhelm Leibniz' Darlegungen über die arithmetische Quadratur des Kreises standen. Ebd., S. 14.

¹² Zur Pressegeschichte der *faits divers* vgl. ausführlich Anne-Claude Ambroise-Rendu: *Petits récits des désordres extraordinaires. Les faits divers dans la presse française des débuts de la III^e République à la Grande Guerre*, Paris 2004; dies.: *Les faits divers*, in: Dominique Kalifa, Philippe Régnier, Marie-Ève Thérenty et Alain Vaillant (Ed.): *La Civilisation du journal. Histoire culturelle et littéraire de la presse française au XIX^e siècle*, Paris 2011, S. 979–997.

¹³ Vgl. Art. *Fait*, in: *Grand Dictionnaire universel du XIX^e siècle*, par Pierre Larousse, 17 Bde., Bd. 8, Paris 1872, S. 57f., hier 58 (eigene Übersetzung).

riere des Romangenres, nicht zuletzt durch Krimis, so enorm beflügeln.¹⁴ Die Vermutung ist nicht abwegig, dass es die Popularität solcher Erzählungen war, die auch politische Journalisten auf die Idee gebracht hat, Faktenfunde über zwielichtige Regierungsgeschäfte in Enthüllungsgeschichten mit dem Potenzial zur Fortsetzung publik zu machen und Polit-Thriller zu schreiben, die Akteure der politischen Klasse auf eklatante Weise bloßstellten.

Das Veröffentlichen von Dokumenten, die Behörden im Staatsauftrag unter Verschluss gehalten hatten, war dabei stets ein besonderer Coup, mit dem es den namhaftesten der Blätter gelang, ihre Führungsrolle unter den Zeitungen auszubauen und zugleich die Notwendigkeit der publizistisch ausgeübten Machtkontrolle zu bestätigen. Dass die Lüge »immer als erlaubtes Mittel der Politik« galt¹⁵ und zumal in Kriegszeiten an der Tagesordnung war, wurde Hannah Arendt denn auch nur von Neuem klar, als die *New York Times* und die *Washington Post* 1971 Teile der *Pentagon Papers* abdruckten und ihren Lesern detaillierte Einsicht in die Langzeitstudie über die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Vietnam gewährte, die das US-Verteidigungsministerium bei handverlesenen Mitarbeitern angefordert hatte. In ihrem Artikel *Lying and Politics*, den im selben Jahr die *New York Review of Books* druckte, zeigte sie sich folglich kaum frappiert über die Chuzpe, mit der die US-Regierung die Öffentlichkeit über die wahren Ziele des Vietnam-Kriegs jahrelang getäuscht hatte, und wunderte sich lediglich über die Folgenlosigkeit der Papiere für das militärische Agieren der Staatsführung, die schlicht ignoriert hatte, dass der Geheimreport auf die Undurchführbarkeit der Kriegspläne verwies. Es sei doch verblüffend, schrieb Arendt damals, dass »an dieser Studie jahrelang gearbeitet werden konnte, während man im Weißen Haus, im Außen- und im Verteidigungsministerium davon keinerlei Notiz nahm«, so dass wohl, »abgesehen von den Autoren selber, ›die Leute, die diese Dokumente in der ›Times‹ gelesen haben, die ersten waren, die sie studiert haben« (Tom Wicker)«. Spätestens jetzt müsse man Zweifel haben, dass »die Regierung zumindest in der Außenpolitik der *arcana imperii* benötige, um funktionsfähig zu bleiben«,¹⁶ da die größte Neuigkeit der Enthüllungen die sei, dass die Papiere

¹⁴ Vgl. Manuela Günter: Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichten der Literatur im 19. Jahrhundert, Bielefeld 2008; Luc Boltanski: Rätsel und Komplotte. Kriminalliteratur, Paranoia, moderne Gesellschaft (2012), übers. v. Christine Pries, Frankfurt am Main 2015; Minh Tran Huy: Les écrivains et le fait divers. Une autre histoire de la littérature, Paris 2017.

¹⁵ Hannah Arendt: Die Lüge in der Politik. Überlegungen zu den Pentagon-Papers (1971), in: dies.: Wahrheit und Lüge in der Politik. Zwei Essays, München ²1987, S. 7–43, hier S. 8.

¹⁶ Ebd., S. 29f. Hannah Arendt bezieht sich in dieser Passage auf einen Artikel Tom Wickers in der *New York Times* vom 8. Juli 1971.

regelmäßigen Zeitungslasern nur bestätigten, was diese dank der Presseberichte über die Blamage der US-Streitkräfte ohnehin wussten, während sie die Realitätsverweigerung, Selbstverkenning und Arroganz der Staatsführung umso schonungsloser offenbarten.

Von einem Vergleichsfall solcher politischer Betriebsblindheit konnte bei den Dokumenten, die der ehemalige Geheimdienstmitarbeiter Edward Snowden vierzig Jahre später per USB-Stick der *Washington Post* und dem britischen *Guardian* zuspielte, um die Weltöffentlichkeit in die längst aktiven NSA-Programme zur Ausspähung der globalen Internetkommunikation einzuweißen, keine Rede sein.¹⁷ Als die US-Regierung von pikierten internationalen Bündnispartnern unter Erklärungsdruck gesetzt wurde und ihre Geheimdienstchefs kühl erklären ließ, die nationale Sicherheit könne nur dann effizient geschützt werden, wenn die NSA sich über zivile Datenschutzrechte rücksichtslos hinwegsetze, kam die schmutzige Hinterlist als Prinzip der Staatsräson wieder zum Zug, und die Täuschung der Öffentlichkeit über die Freiheitsbeschneidungen, die ihr der tägliche Kampf gegen den Terror aufzwang, wurde in bewährter Manier als fromme Lüge, als entschuldbares Vergehen für den höheren politischen Zweck des Gemeinwohls legitimiert.

3.

Vor dem Panorama solcher aufgeflogener Lügen aus der jüngeren politischen Geschichte wirkten die »alternativen Fakten«, mit denen Trumps Pressesprecher Spicer vor der Journalistengarde über den Besucherandrang auf der National Mall am 20. Januar 2017 aufwartete, eigentümlich banal. Spicer wollte dem Narzissmus des neuen Manns im Weißen Haus schmeicheln und seine präsidiale Selbstwahrnehmung als geteilte Meinung ausgeben. Größere Geheimnisse um sie gab es nicht.

Dass die Pseudo-Fakten mühelos zu widerlegen waren – zwei Fotos reichten –, minderte dennoch ihre Verve nicht, die sie aus der polemischen Spitze gegen kritische Pressevertreter bezogen. Ihnen halten Trump und seine Gefolgsleute bis heute eine feindselige, realitätsverzerrende Berichterstattung vor. Die Produzenten von *Fake News* sind in dieser Perspektive die anderen, und der Täuschungsvorwurf kehrt sich gegen die Journalistenbranche und ihren Nachrichtendienst für die Öffentlichkeit, dessen Autorität sie aufbaute, indem sie sich zur skrupulösen Aufdeckung von Staatsaffären verpflichtete.

¹⁷ Vgl. die Online-Dokumentation des *Guardian*: »NSA Files Decoded: What the revelations mean for you«. URL: <https://www.theguardian.com/world/interactive/2013/nov/01/snowden-nsa-files-surveillance-revelations-decoded> (26. 05. 2018).

Die Logik solcher Konter ist durchsichtig. Wenn die Presse sich schon der linientreuen Berichterstattung verweigert, soll sie wenigstens das Privileg des Angriffs verlieren und sich vor einer Öffentlichkeit verteidigen müssen, die zum Argwohn animiert wird und den Glauben an die Redlichkeit ihrer Informanten verlieren soll. Man kann in dieser kalkulierten Zersetzung ein Kapern aufklärerischer Enthüllungsstile zum Zweck des Machterhalts erkennen: eine Selbstimmunisierung gegen Anfechtungen von außen sowohl durch die perfide Verleumdung von Rivalen als auch durch die ›Entzauberung‹ jener Institutionen, die ihre Reputation aus ihrem kritischen Selbstverständnis beziehen und deshalb durch den Generalverdacht beschädigt werden müssen, dass ihr Wissen nur so partikular sein kann wie die von ihnen anerkannten Fakten – eben weil sie voreingenommen agieren, wie jetzt rundweg unterstellt wird, weil sie ihre eigenen Standards verraten und das Urteil da notorisch scheuen, wo Sachlagen dank anderer Quellen für die Allgemeinheit schon ›evident‹ sind.

Die Anwürfe gegen die »Lügenpresse«¹⁸ – wie die hierzulande gängige Parole lautet – ähneln den Frontalattacken, die sich derzeit gegen Wissenschaftler kehren, und zwar bemerkenswerterweise mit doppelter Zielscheibe. Unter Beschuss stehen keineswegs allein die Cultural Studies, die in den *Science Wars* der 1990er Jahre bereits von Physikern wie Alan Sokal hart angegangen worden waren¹⁹, sondern auch die Naturwissenschaften – allen voran die Klimaforschung. Weil dabei mit gewisser Cleverness die Argumente der einen geborgt werden, um die Positionen der anderen zu unterminieren – Genderforscher müssen sich verspotten lassen, weil sie nur soziale Konstrukte sehen, wo die Restwelt Naturtatsachen wahrnimmt, während Klimaforscher der Vorwurf trifft, Tatsachen zu behaupten und den Konstruktcharakter ihrer warnenden Prognosen zu verschleiern –, haben die Polemiken den willkommenen Begleiteffekt, das Schisma zwischen den ›zwei Kulturen‹ (Charles Percy Snow) neu aufbrechen zu lassen und die streitbaren Geister in beiden Lagern so sehr gegeneinander aufzuwiegeln, dass sie ihre Glaubwürdigkeit für Außenstehende durch wechselseitige Denunziationen oder Beschuldigungen von Nestbeschmutzern in den eigenen Reihen von sich aus verspielen.

Bruno Latour erkannte dieses Dilemma schon 2004 und sinnierte über das »Elend« der Intellektuellen und die Ohnmacht einer Kritik, die ihrer Zeit nicht

¹⁸ Vgl. zur kulturellen Genealogie der damit verbundenen Medienkritik John David Seidler: *Die Verschwörung der Massenmedien. Eine Kulturgeschichte vom Buchhändler-Komplott bis zur Lügenpresse*, Bielefeld 2016.

¹⁹ Vgl. Sokals berühmten Hoax-Artikel, der 1996 in der Zeitschrift *Social Text* das Peer-Review-Verfahren passieren konnte. Alan Sokal: *Transgressing the Boundaries. Towards a Transformative Hermeneutics of Quantum Physics*, in: *Social Text* 46/47 (1996), S. 217-252.

mehr als Avantgarde vorausläuft, sondern lahm und kraftlos hinterher hinkt, weil andere Akteure in der Öffentlichkeit die Kritik monopolisieren. In deren Zuspitzung wird aus begründeter Skepsis ein hyperbolisches, infektiöses Misstrauen, durch das Forscher selbst sich als Auskunftgeber und seriöse Prognostiker ausmanövriert sehen. Latours Beispiel war ein Leitartikel in der *New York Times* vom Vorjahr über »Environmental Word Games«, in dem ein Stratege der Republikaner mit der Bemerkung zitiert wurde, die wissenschaftliche Debatte habe sich zwar gegen sie – die Grand Old Party – gekehrt, doch sei es eben umso wichtiger zu betonen, dass die Beweislage über die Folgen der Treibhausgase für die Erderwärmung lückenhaft sei und man die Vorhersagen als Spekulationen behandeln müsse. Es komme folglich »auch weiter darauf an, vor allem den *Mangel an wissenschaftlicher Gewißheit* in den Vordergrund zu rücken«. ²⁰

Latour wollte sich damals nicht »einfach damit beruhigen, daß *bad guys* nun einmal jede Waffe benutzen, derer sie habhaft werden können – eingebürgerte Tatsachen, wenn es ihnen paßt, und soziale Konstruktion, wenn es ihnen paßt«. Ebenso wenig erschien es ihm angezeigt, eigene, bisher vertretene Positionen reumütig zu räumen, um eine 180°-Wende zu vollziehen und die »Gefahr« nun in »einem exzessiven Mißtrauen in solide Tatsachen« zu wittern, »die man als ideologische Vorbehalte ausgibt«, statt sie, wie früher, »in einem exzessiven Vertrauen auf ideologische Argumente« auszumachen, »die sich als Tatsachen ausgeben«. ²¹

Anknüpfend an Überlegungen zur »Wirklichkeit der Wissenschaft«, die er schon in der *Hoffnung der Pandora* angestellt hatte, plädierte er stattdessen dafür, keine falschen Freunde zu attackieren, sondern den »Kampf gegen die falschen Feinde« aufzugeben und sich zu einem neuen Empirismus zu bekennen, in dem der Realismus durch die Schärfung dessen, was ein Faktum ausmacht, klarere Konturen erhält. Sein neuer Realismus pragmatisiert den Faktenbegriff, sofern er ihn an Handlungen zurückbindet – an Handlungen aber jetzt, bei denen den involvierten Dingen nicht weniger *agency* zukommt als ihren menschlichen Produzenten –, und er politisiert ihn zugleich, indem er darauf abstellt, dass es sich bei diesen Fakten weniger um »*matters of fact*« als um »*matters of concern*« ²² handelt: um »Dinge von Belang«, die dadurch Realitätsmacht gewinnen, dass sie von Leuten

²⁰ Bruno Latour: Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang, Zürich 2007, S. 9. Englisches Original: Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern, in: *Critical Inquiry* 30 (2004), S. 225–248. Zu den rhetorischen Techniken der Produktion von Nicht-Wissen, die insbesondere zum Zug kommen, wenn juristische und politische Haftungs- und Handlungsforderungen abgewiesen werden sollen, vgl. auch Robert N. Proctor und Londa Schiebinger (Hg.): *Agnotology. The Making and Unmaking of Ignorance*, Stanford 2008.

²¹ Latour: Elend der Kritik (wie Anm. 20), S. 10.

²² Ebd., S. 20f.

präpariert werden, damit sie Leute etwas angehen. Fakten sind nach diesem Verständnis ebenso sehr in ihrer Verbindung mit den sammelnden Subjekten und deren Praktiken des Sammelns zu betrachten, wie ihre Handlungskraft als Dinge sich an den Versammlungen – und man darf ergänzen: an den Polarisierungen – von Leuten erlassen lässt, die sie ermöglichen.

Latours Kennzeichnung der Fakten als »Dinge von Belang« bzw. *faitiches*²³ ist für die politische Analyse deshalb nützlich, weil der darin reklamierte Realismus in die Vielfalt potenzieller *matters of concern* auch solche »Dinge« oder *faitiches* einschließt, die aus Fiktionen fabriziert sind. In einer medial ausdifferenzierten Demokratie, die sich als »Streß-Kommune[]« mit schwankendem »Unruhe-Tonus« zu einem Gutteil darüber regeneriert, dass sie ein »tägliches Plebiszit« über die »Priorität der Sorgen«²⁴ abhält, steht und fällt die *agency* der Fakten-Fetische mit ihrem Vermögen, Passionen zu wecken und Ressentiments zu schüren. Fakten müssen nicht wahr sein, um Wirkungen zu zeitigen und Zweifel an der Verlässlichkeit bislang geschätzter Informationsquellen aufkommen zu lassen, mit denen der Verdacht wächst, die Presse sei mit ihrer »Unaufrichtigkeit« de facto nicht besser als die von ihr kritisierten Regenten.

Vor korrupten »Staatsmedien« und den Ränken eines Machtkartells, das unbequeme Wahrheiten unterdrücke, warnen derzeit etliche Verschwörungstheorien, die im Netz wie in Büchern kursieren und an deren Verbreitung sich auch prominente Figuren beteiligen – in Deutschland beispielsweise Eva Herman, die einst als Sprecherin der *Tagesschau* bekannt wurde und jetzt in diversen Alternativmedien der Neuen Rechten gegen die »gleichgeschalteten Massenmedien« antritt, um die Öffentlichkeit über den »eigentlichen Hauptgrund des Untergangs des Abendlandes« aufzuklären: »Europa wird geflutet mit Afrikanern und Orientalen«, schrieb sie etwa 2015 in einem Gastbeitrag zum »Flüchtlings-Chaos«, den das »Magazin für Souveränität« *Compact* abdruckte. Wer »in diesen Tagen den immer stärker werdenden Flüchtlingsstrom nach Deutschland, nach ganz Europa« besorgt beobachte, habe viele Fragen, weil er sich »in einem zum Kriegsgebiet erklärten Land« wiederfinde, »welches nun von unzähligen Asylsuchenden, Stück für Stück, eingenommen« werde, ohne dass den »offiziellen Meinungsmachern« darüber eine Auskunft zu entlocken sei. »Doch wichtig ist«, erklärte Herman dann orakelnd weiter, »der Widersacher ist nicht in den Millionen fliehenden Migranten zu suchen – der Feind arbeitet in vielerlei subtiler Form an bislang für die meisten Leute unbekanntem Nahtstellen. Wohl, weil dies ein Schatten bisher nur

²³ Bruno Latour: Überraschungsmomente des Handelns. Fakten, Fetische und *Faitiches*, in: ders.: Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft (1999), übers. v. Gustav Roßler, Frankfurt am Main 2000, S. 327–358.

²⁴ Peter Sloterdijk: Streß und Freiheit, Berlin 2011, S. 12 f.

von der Gewalt des wirklichen Geschehens ist, scheint es allgemein schwerzufallen, die Zusammenhänge zu erkennen.«²⁵

Dass man solche Legenden um sinistre Machenschaften einer herrschsüchtigen Clique, denen eine mutige Schar von Aufrechten sich zur Erlösung der hörig gemachten »sheeple«²⁶ entgegenstemmen muss, nicht mit dem Nachweis falscher Behauptungen und innerer Widersprüche aus der Welt schafft, kann bereits an anderen älteren Verschwörungsnarrativen mit demselben Strickmuster studiert werden: so an den obskuren *Protokollen der Weisen von Zion*, die angeblich die Pläne einer jüdischen Weltverschwörung offenlegten und zu einem Schlüsseldokument des modernen Antisemitismus avancierten, obwohl sie schon zu Beginn der 1920er Jahre, nicht lange nach ihrer weltweiten Verbreitung via Russland und Frankreich, von dem Korrespondenten der Londoner *Times* Philip Graves als fiktives Fabrikat und Plagiat entlarvt worden waren.²⁷ Offenkundig machen sich die Kolporteure solcher infamer Machwerke die machiavellistische Ratio des »guten« Zwecks zunutze, dem bei Gefahr im Verzug jedes Mittel recht kommt, und bewaffnen sich mit derlei Räuberpistolen für den heiligen Krieg gegen die Schattenbosse geheimer Imperien, weil sie überzeugt sind, dass sich Hinterhältigkeit nur mit derselben Hinterhältigkeit bekämpfen lässt.²⁸

Aus dem Revival solcher Schauergeschichten von arkanen Reichen in alarmistischen Brandschriften – deren Attraktion sich zu einem Gutteil aus der Vertrautheit mit entsprechenden Szenarien aus der Populärkultur der Science-Fiction-Filme und Fantasy-Romane speisen dürfte – muss man, umgekehrt, trotzdem nicht vorschnell schließen, dass Warnungen von Forschern über die ökologischen Risiken des ungebremsten CO₂-Ausstoßes in dieser Konkurrenz der Apokalypsen als *mat- ters of concern* kein Gehör mehr finden und die Bildung von Koalitionen unmög-

²⁵ Vgl. Eva Herman: Flüchtlings-Chaos: Ein merkwürdiger Plan, in: Compact-online vom 31.08.2015. <https://www.compact-online.de/fluechtlings-chaos-ein-merkwaerdiger-plan/> (26.05.2018). Unter dem leicht veränderten Titel *Einwanderungs-Chaos: Was ist der Plan?* war der Beitrag bereits einige Tage vorher auf der Website der »Wissensmanufaktur« veröffentlicht worden, vgl. <http://www.wissensmanufaktur.net/einwanderungs-chaos> (26.05.2018). Ausführlicher kommentiert wird Hermans Brandartikel bei Michael Butler: »Nichts ist, wie es scheint«. Über Verschwörungstheorien, Frankfurt am Main 2018, S. 22–29.

²⁶ Diesen Begriff für ein Volk aus Schafen entlehne ich Jaron Harabam and Stef Aupers: »I Am Not a Conspiracy Theorist«. Relational Identifications in the Dutch Conspiracy Milieu, in: *Cultural Sociology* 11/1 (2017), S. 113–129, hier S. 118.

²⁷ Vgl. dazu die ausführlichen Darlegungen in der kritischen Edition: *Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Grundlage des modernen Antisemitismus – eine Fälschung. Text und Kommentar* (1998), hrsg. v. Jeffrey A. Sammons, Göttingen 192017.

²⁸ So die Vermutung von Eva Horn und Michael Hagemester (Hrsg.): Ein Stoff für Bestseller, in: dies.: *Die Fiktion von der jüdischen Weltverschwörung. Zu Text und Kontext der »Protokolle der Weisen von Zion«*, Göttingen 2012, VII–XXII, hier S. Xf.

lich sei, die im besten Fall breit genug sind, um ein Aufsetzen neuer Protokolle – Protokolle nun im Sinne international verbindlicher Abkommen über strengere Klimaziele – zu erzwingen. So abstrus das Geraune über die hereinbrechende Flut von Afrikanern und Orientalen ist, das eine besorgte Bürgerin verbreitet, so überzogen wirken auf der anderen Seite die Unkenrufe über den Anbruch eines ›post-faktischen Zeitalters‹ aus dem Mund besorgter Wissenschaftler, die wiederum die akademischen Libertins des französischen Poststrukturalismus verdächtigen, mit ihrer »Kritik und Selbstdemontage europäischer Denktraditionen«²⁹ dem grassierenden Agnostizismus den Weg geebnet zu haben, der jetzt den Parteien des rechten Lagers die Wähler zutreibt. *Fake News* sind erwiesenermaßen *keine* Frucht der Dekonstruktion und die »alternativen Fakten« älter als der Name, den Kellyanne Conway ihnen angeheftet hat.³⁰

Wenn sich derzeit dennoch so etwas wie eine epochale Zeitenwende abzeichnet, so ist sie weniger im Kursverfall der Wahrheit auszumachen als in einem neuen, durch Trump begründeten und über seine Twitterature kultivierten Stil der Politik zu erkennen: einem Stil der exhibitionistischen Stillosigkeit, bei dem sich das Lügen von der Staatsvernunft emanzipiert, um jetzt ganz schamlos und vulgär aufzutreten – unverhüllt, für jeden durchschaubar, als selbstgefällige Machtgeste eines modernen *Ubu roi*, der so vor Millionen von Followern seine Omnipotenz zelebriert und diesen Freimut von seinen Anhängern auch noch als Ehrlichkeit und imponierende Unangepasstheit hoch angerechnet bekommt.

»I could stand in the middle of 5th Avenue and shoot somebody and I wouldn't lose any voters«, verkündete Trump am 23. Januar 2016 auf einer Campaign Rally in Iowa.³¹ Natürlich stimmt das nicht. Aber es erscheint zwei Jahre nach der Rally auch längst nicht mehr so abwegig wie vorher. Das allein ist ein *matter of concern*, mit dem die Presse erst noch umgehen lernen muss, weil man solchen Tat-Sachen, solchen Fakten im Sinne ihrer ältesten Bedeutung mit Enthüllungen gar nicht beikommt, sondern nur mit einem genauen Studium der Effekte, die bereits die Entfesselung des politischen Möglichkeitssinns hat.

²⁹ Albrecht Koschorke: Die akademische Linke hat sich selbst dekonstruiert. Es ist Zeit, die Begriffe neu zu justieren, in: Neue Züricher Zeitung (18.04.2018), unter: <https://www.nzz.ch/feuilleton/die-akademische-linke-hat-sich-selbst-dekonstruiert-es-ist-zeit-die-begriffe-neu-zu-justieren-ld.1376724> (26.05.2018).

³⁰ So bereits mit wünschenswerter Klarheit William E. Connolly: Fake News and the Complexity of Things, in: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung 9/1 (2018), S. 49–53.

³¹ Der Auftritt ist auf YouTube zu sehen, unter: <https://www.youtube.com/watch?v=iTACH1eVIaA> (26.05.2018).

Auslagerung des Intellekts

Christina Vagt

DAS LEUGNEN DES KLIMAWANDELS und andere Verschwörungstheorien, die sich gegen allen wissenschaftlichen Konsens vor allem in nationalisierter Politik und Presse behaupten, bilden den Anlass für Bruno Latour, vor der Gefahr einer (postmodernen) Kritik zu warnen, die ihre eigenen Kinder frisst:

»Bruno Latour macht in einem lange gepflegten, exzessiven Misstrauen in unverrückbare Tatsachen, die allzu leichtfertig als ideologische Vorurteile ausgegeben werden, eine Hauptgefahr für diese beunruhigende (da selbstentmachtende) Bewegung aus. Generiert womöglich die Kritik selbst diese Effekte, hat sie ihre eigenen ›kritischen‹ Werkzeuge nicht mehr im Griff? Ist Kritik ganz und gar zahnlos geworden?«¹

Latours Antwort auf das »Elend der Kritik« liegt in einer Hinwendung zur Empirie, und zwar einer Empirie, die irgendwo zwischen Heideggerscher *Thing*-Romantik und Whiteheadscher Prozessontologie verortet ist und den Dingen und Quasi-Objekten dieser Welt die Handlungsmacht zurückzugeben sucht, die sie in Diskurs und Politik eingeübt haben. Anlass zur Sorge besteht 2018 mehr denn je. Allerdings liegt das Problem meiner Meinung nach nicht in dem behaupteten »Misstrauen in unverrückbare Tatsachen«, sondern in einem strukturell tiefer liegenden Misstrauen in die Rationalität menschlicher Handlungen sowie daraus abgeleitet in die Verstehbarkeit und Regierbarkeit der vom Menschen geschaffenen Welt.

Die Welt, die allem Faktischen vorgeordnet ist, wandelt sich bereits im 19. Jahrhundert zu einem merkwürdigen Hybrid aus Organischem und Symbolischem, aus Wille und Intellekt. Arthur Schopenhauer ist einer der ersten, der sein Misstrauen in den menschlichen Verstand aus der Perspektive des Lebenswillens artikuliert. Der Wille, so Schopenhauer, gehört zum Leben, zum Organismus, er steckt in jedem Wurzelgeflecht, jedem Keim, den es an die Erdoberfläche treibt. Aber der Wille selbst ist unanschaulich, zeitlos und diskret; er kennt nur Bejahung

¹ Werbetext des Diaphanes Verlags zu Bruno Latour: *Elend der Kritik*. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang, Zürich/Berlin 2007, unter: <https://www.diaphanes.net/titel/elend-der-kritik-111> (15.06.2018).

und Verneinung, und doch gründet sich gerade in ihm alle Gemeinschaft, denn der Wille regiert das Miteinander. Der Intellekt dagegen ist selbstbezogen, ausgerichtet einzig auf das Individuum und muss von diesem gebildet werden. Der Intellekt ist daher ebenso veränderbar wie beschränkt: Blind gegen sich selbst, berechnend, kapriziert er sich ganz darauf, den Willen im Zaum zu halten, ist dabei aber leider auf die Sphäre des Sichtbaren (der Aufklärung) beschränkt. Der Intellekt steckt schon bei Schopenhauer, also bereits vor der dritten narzisstischen Kränkung durch Freuds Entdeckung des Unbewussten, in einem Dilemma. Er unterliegt einer gestörten Beziehung, einer *Störungsbeziehung* zum Willen, wie auch der Wille in seinem Treiben vom Intellekt gehemmt wird: Das Gehirn ist lediglich ein Parasit des Organismus, und nur dem Genie kann es gelingen, den Willen fast ganz zu unterdrücken.² Das Misstrauen in den Intellekt geht dem Misstrauen in Fakten also voraus.³ Spätestens seit Schopenhauer steht der Intellekt, zumindest in einer spezifisch europäischen Denktradition, unter Verdacht, lediglich eine unstete Funktion des Organischen zu sein, ständig unterbrochen durch das wahre Kontinuum des Lebens.

Seit den 1950er Jahren findet dieses Misstrauen einen neuen Gegenstand der Kritik wie der Hoffnung. Nicht zufällig ruft Herbert A. Simon, Gründungsfigur der Künstlichen Intelligenz wie der Verhaltensökonomie, in seinem Standardwerk *The Sciences of the Artificial* von 1969 Arthur Schopenhauers *Welt als Wille und Vorstellung* auf: »The world we live in today is much more a man-made, or artificial, world than it is a natural world.«⁴ Simon studiert in den 1930er und 1940er Jahren an der Universität von Chicago Mathematik, Ökonomie und Politikwissenschaften, bei Rudolf Carnap auch Logik und Philosophie der Wissenschaften, bevor er 1952 zur RAND Corporation in Santa Monica geht. Bei der militärischen Beraterfirma mit fast unbegrenzten finanziellen und technischen Mitteln kommt Simon mit einer neuen Art von leistungsstarkem Computer in Kontakt, dem JOHNNIAC, der groß und schnell genug ist, um das Schachspiel zu erlernen.⁵ Auf der Architektur des JOHNNIAC entwickelt Simon gemeinsam mit Allen Newell und Cliff Shaw das erste Computerprogramm, das nicht-numerische Probleme mittels selektiver Suche löst, und das heute als der computertechnische Anfang Künstlicher Intelligenz gilt. Simon erscheint die Welt mit ihren Artefakten viel

² Vgl. Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung I: Vier Bücher, nebst einem Anhang, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält* (1819), München 1912.

³ Zum Misstrauen als erzählerischem Verfahren vgl. Jeannie Moser: *On the Side of Non-Knowledge: Mistrust*. Heinrich von Kleist's *The Duel* on Big Data Curation, in: Andreas Bernard, Matthias Koch und Martina Lecker (Hg.): *Non-Knowledge and Digital Cultures*, Lüneburg 2018, S. 81–103.

⁴ Herbert A. Simon: *The Sciences of the Artificial*, Boston 1969, S. 3.

⁵ Herbert A. Simon: *Models of My Life*, Boston 1991, S. 202.

eher eine künstliche als eine natürliche zu sein, wobei zwischen Künstlichkeit und Natur auch kein wirklicher Widerspruch bestehe, »for those things we call artifacts are not apart from nature. They have no dispensation to ignore or violate natural law. At the same time, they are adapted to human goals and purposes. They are what they are in order to satisfy our desire to fly or to eat well. As our aims change, so too do our artifacts and vice versa, as well.«⁶

Sowohl Simon als auch Schopenhauer sehen den Intellekt eher durch Künstlichkeit und Bildungsdesign charakterisiert als durch die Lebewesen, die ihn hervorbringen. Gemeinsam ist ihnen auch die Einsicht in seine Beschränkung. Bei Schopenhauer ist es Aufgabe der Philosophie, die konkrete Welt, wie sie einem Individuum erscheint, *in abstracto* erscheinen zu lassen, d. h. in allgemeinen Begriffen zusammenzufassen:

»[D]aher wird sie teils trennen, teils vereinigen, um alles Mannigfaltige der Welt überhaupt [...] dem Wissen zu überliefern. Die Philosophie wird demnach eine Summe sehr allgemeiner Urteile sein, deren Erkenntnisgrund unmittelbar die Welt selbst in ihrer Gesamtheit ist, ohne irgend etwas auszuschließen; sie wird sein eine vollständige Wiederholung, gleichsam Abspiegelung der Welt in abstrakten Begriffen, welche allein möglich ist durch Vereinigung des wesentlich Identischen in einen Begriff und Aussonderung des Verschiedenen zu einem andern.«⁷

Während Schopenhauers Model im Antagonismus des 19. Jahrhunderts zwischen Wille und Intellekt verbleibt, baut Simon sein Modell der »eingeschränkten Rationalität« nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs auf dem noch neuen Medium der Computersimulation auf, mit dem Ziel, jeglichen Verdacht eines *élan vital* im Inneren intellektueller Prozesse auszuräumen.⁸ Simuliert, so Simon, wurde zwar schon vorher, aber mit dem Computer und dessen Abstraktionsgrad erweitert sich das Spektrum der Systeme, die simuliert werden können, ungemein. Kein anderes Simulationsverfahren (wie etwa Gedanken-Experimente oder Windtunnel-Experimente) sei so »proteisch«, so anpassungsfähig, so gut darin, funktional zu beschreiben, so abstrakt und eben darum so mathematisch.⁹

⁶ Simon: *The Sciences of the Artificial* (wie Anm. 4), S. 3.

⁷ Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung I* (wie Anm. 2), S. 104.

⁸ Vgl. Allen Newell und Herbert A. Simon: *The Simulation of Human Thought*, RAND Report P 1734, Santa Monica 1959, S. 7.

⁹ Simon: *The Sciences of the Artificial* (wie Anm. 4), S. 18.

1. Technische Intelligenzverstärkung

Gemeinsam mit Allen Newell entwickelt Simon in den 1950er Jahren ein Computerprogramm auf der Architektur des JOHNNIAC, das sie *Logic Theorist* taufen. Anders als in der Tradition der Operation Analysis sucht dieses Programm nicht nach der optimalen Lösung für ein Entscheidungsproblem, indem es alle Möglichkeiten durchspielt, sondern es verwirft einen Großteil der Optionen ohne eingehende Prüfung und spielt die verbleibenden Alternativen nur so lange durch, bis eine zufriedenstellende Lösung gefunden ist. *Logic Theorist* kommt so angesichts komplexer Ausgangslagen schneller zum Ziel. Innerhalb eines Jahres gelingt es diesem Programm, die ersten 25 Theoreme der *Principia Mathematica* zu beweisen, und dies mitunter sogar auf elegantere Weise als den menschlichen Theoretikern zuvor.¹⁰ Newell und Simon stellen das Programm 1956 auf der Gründungskonferenz der Künstlichen Intelligenz am Dartmouth College unter anderem John McCarthy, Claude Shannon, Oliver Selfridge und Marvin Minsky vor. Der *Logic Theorist* gilt als das erste Computerprogramm, das menschliches Problemlösungsverhalten imitieren konnte, und läutete damit die Ära Künstlicher Intelligenz ein.

Für Simon und Newell steht seit dem *Logic Theorist* fest, dass es sich beim Computer nicht um eine bloße Metapher oder Analogie des Gehirns handelt:

»We are not talking of a crude analogy between the nervous system and computer hardware«. The insight of a computer does not look like a brain any more than it looks like a missile when it is calculating its trajectory. There is every reason to suppose that simple information processes are performed by quite different mechanisms in computer and brain. [...] However, once we have devised mechanisms in a computer for performing elementary information processes that appear very similar to those performed by the brain (albeit the quite different mechanisms at the next lower level), we can construct an explanation of thinking in terms of these information processes that is equally valid for a computer so programmed and for the brain.«¹¹

Computer und menschliche Gehirne operieren beide in ihrer Informationsverarbeitung zielorientiert, weil sie der Anpassung eines adaptiven Systems ans äußere Environment dienen, so Simon. Er unterscheidet dabei zwischen innerem und äußerem Environment: Das innere Environment wird durch eine Gruppe alternativer, klar definierter Aktionen repräsentiert, während das äußere Environment in Form von bekannten oder auch unbekanntem Parametern dargestellt wird – so

¹⁰ Vgl. Benjamin Seibel: *Cybernetic Government. Informationstechnologie und Regierungsrationalität von 1943–1970*, Wiesbaden 2016, S. 185.

¹¹ Newell und Simon: *The Simulation of Human Thought* (wie Anm. 8), S. 8.

wie auch menschliche Entscheider nie vollständig über ihr Environment informiert sind. Simon führt als Beispiel eines solchen Problems die ökonomische Optimierung von Ernährung auf: Mit welchen Nahrungsmitteln lässt sich die gewünschte Kalorienmenge unter Berücksichtigung diätischer Richtlinien zum günstigsten Preis erreichen?¹² Während das innere Environment durch feststehende Lebensmittelpreise, Nährstoffwerte und Nährstoffbedarf begrenzt ist, kann die Beziehung zum äußeren Environment durch die Kosten-Nutzen-Funktion optimiert werden. Obwohl theoretisch fast unbegrenzt viele Nahrungsmittel zur Auswahl stehen, kommt der *Logic Theorist* mithilfe seiner linearen Programmierung schnell zum Ziel, wobei der Geschmack oder die Nachhaltigkeit der vom Programm ausgewählten Produkte selbstverständlich nur dann eine Rolle bei der Menüplanung spielt, wenn sie als Parameter in die Optimierung miteingerechnet werden. Der *Logic Theorist* ist nach Simon wie ein menschlicher Entscheider darauf programmiert, zwischen innerem und äußeren Environment auf symbolischer Ebene zu unterscheiden, also intelligente Arbeit zu verrichten, denn: »Intelligence is the work of symbol systems.«¹³ Und ein programmierbarer, digitaler Computer hat die notwendigen und hinreichenden Mittel, um nicht nur Zahlen zu verarbeiten, sondern mit allen nur denkbaren Symbolen intelligent zu agieren.

Der Zusammenhang zwischen Gehirn und Computer ist nach Simon also kein metaphorischer. Kognition erfolgt nicht *durch* Berechnung, sondern *ist* Berechnung. Mit der Computersimulation hört der Computer auf, eine Metapher für das menschliche Gehirn zu sein, weil sie demonstriert, wie ein Computer menschliches Verhalten erzeugt.¹⁴ Eine Computersimulation des Denkens denkt, lässt es Simon heideggerianisch anmuten, weil sie mit demselben Material arbeitet wie das menschliche Gehirn: mit Symbolen.¹⁵ Denken besteht demzufolge, anders als etwa Verdauung, in einer umweltorientierten Optimierungsfunktion mittels Symbolverarbeitung. Damit verliert auch die Rede vom Intellekt oder von menschlicher Rationalität alle Substantialität, die ihr seit Descartes anhaftete. Es geht nunmehr darum, Rationalität als Organisationsfunktion adaptiver, symbolverarbeitender Maschinen zu modellieren und herzustellen, also zu designen, fast so

¹² Simon: *The Sciences of the Artificial* (wie Anm. 4), S. 60f.

¹³ Herbert A. Simon: *The Sciences of the Artificial*, Cambridge, MA. ³1996, S. 23.

¹⁴ Vgl. Roberto Cordeschi: *Steps Toward the Synthetic Method*, in: Philip Husbands, Owen Holland und Michael Wheeler (Hg.): *The Mechanical Mind in History*, Boston 2008, S. 219–258, hier S. 231.

¹⁵ Vgl. Herbert A. Simon: *Machine as Mind*, in: Peter Millican und Andy Clark (Hg.): *Android Epistemology*, Cambridge 1995, S. 24. Zur Idee, künstliche Intelligenz *heideggerianischer* zu machen, vgl. Hubert L. Dreyfus: *Why Heideggerian AI Failed and How Fixing it Would Require Making it More Heideggerian*, in: *Artificial Intelligence* 171/18 (2007), S. 1137–1160.

wie Schopenhauer es angedacht hatte. Zwar nicht im Genre der philosophischen Weltbeschreibung, aber doch als »Abspiegelung der Welt in abstrakten Begriffen«, in Form von Computertechnologie.

Bevor Simon zur RAND Corporation kommt, beschäftigt er sich als Politikwissenschaftler mit mathematischer Entscheidungs- und Unternehmenstheorie (sogenannter Operation Analysis). Mit seiner Studie *Administrative Behavior* legt er bereits 1947 die Grundlage für eine verhaltensökonomische Kritik am klassischen Modell des Homo oeconomicus, indem er zeigt, dass sich menschliche Akteure in größeren Verwaltungen und Unternehmen nur eingeschränkt rational verhalten.¹⁶ Für Simon ist der allwissende, profitorientierte und rational handelnde Unternehmer neoklassischer Wirtschaftstheorie lediglich eine Idealisierung, die nichts (mehr) mit der Realität unterschiedlicher Akteure in modernen Organisationen zu tun hat, »the idealization of human rationality enshrined in modern economic theories«.¹⁷

Menschliches Verhalten wird demnach nicht durch Rationalität determiniert, vielmehr bewahrt es sich eine gewisse Flexibilität, um trotz eingeschränkter Wissens erfolgreich mit einem komplexen Environment interagieren zu können.¹⁸ Mit seiner Entscheidungstheorie begrenzter Rationalität, für die er 1978 den Wirtschaftsnobelpreis erhält, trägt Simon maßgeblich dazu bei, dass psychologische Theorien und Faktoren Eingang in Managementtheorie und wirtschaftliche Modelle finden. Die Ökonomie erscheint allerdings bei Simon nicht selbst als Ziel seiner Forschungen, vielmehr dient sie als perfektes Environment, um die eingeschränkte Rationalität menschlichen Verhalten zu studieren. Die Künstliche Intelligenz zeigt wiederum einen möglichen Weg auf, um Rationalität, die von der Interaktion zwischen innerem und äußerem Environment abhängt, zu optimieren. So will die Theorie der eingeschränkten Rationalität von Anfang an mehr sein als bloße Analyse oder ökonomische Theorie. Es handelt sich vielmehr um eine neue Art von Regierung, und zwar in Form von Design und Programmierung, eine politische Technologie, getragen von dem Wunsch, »politische Souveränität durch den Rückgriff auf mathematische Verfahren zu entsubjektivieren.«¹⁹ Benjamin Seibel zufolge bilden die bei RAND entwickelten Entscheidungs- und Spieltheorien das Herzstück der unter Ronald Reagan forcierten »neoliberalen« Transformation von Staatlichkeit.²⁰

¹⁶ Vgl. Herbert A. Simon: *Administrative Behavior*, New York 1957.

¹⁷ Simon: *The Sciences of the Artificial* (wie Anm. 13), S. 23.

¹⁸ Vgl. Simon: *Administrative Behavior* (wie Anm. 16), S. 241.

¹⁹ Seibel: *Cybernetic Government* (wie Anm. 10), S. 201. Siehe auch Jeannie Moser und Christina Vagt (Hg.): *Verhaltensdesign. Ästhetische und technologische Programme der 1960er und 1970er Jahre*, Bielefeld 2018.

²⁰ Seibel: *Cybernetic Government* (wie Anm. 10), S. 202 f.

Interessanterweise adressiert Simon, der als politischer Berater für Künstliche Intelligenz unter Lyndon B. Johnson und dann Richard Nixon dient, in *The Sciences of the Artificial* in erster Linie keine Politiker und Manager, sondern eher den neuen und heute ubiquitären Hybrid von Ingenieurin und Designerin. Ihr müsste die ökonomische Kosten-Nutzen-Analyse beigebracht werden.²¹

Die Heuristik des *Logic Theorist* – mögliche Alternativen zu durchsuchen, bis eine akzeptable Lösung erreicht wird, und zwar immer dann, wenn keine optimale Lösung errechnet werden kann – wird zum Designparadigma des 20. und 21. Jahrhunderts. Simon nennt das ›satisficing‹ (auf Deutsch ›Satisfizierung‹ oder ›Anspruchserfüllung‹) und dieses Konzept gilt bis heute als Alternative zu rationalen Entscheidungstheorien: »Decision makers can satisfice either by finding optimum solutions for a simplified world, or by finding satisfactory solutions for a more realistic world.«²² Wenn Rationalität nach Simon keine primäre Eigenschaft menschlicher Vernunft, sondern vielmehr eine Frage der inneren Organisation in Beziehung zum Environment ist, dann ist sie unmittelbar abhängig vom Systemdesign. John von Neumann hatte das Problem des Wasserstoffbombendesigns so umformuliert, dass es auf der Architektur des ENIAC simuliert werden konnte.²³ Simon wiederum formuliert das Problem menschlicher Entscheidungsfindung so um, dass es auf der Architektur des JOHNNIAC bei RAND simuliert werden konnte.

Laut Seibel geht die von Michel Foucault herausgearbeitete gouvernementale Ausrichtung des amerikanischen Neoliberalismus nicht nur aus der politischen Reaktion auf die wohlfahrtstaatlichen Reformen unter Lyndon B. Johnson hervor, sondern ist vielmehr eine Folge computertechnischer Modellierung und Regierung, die auf die unübersichtliche weltpolitische Lage des Kalten Krieges reagiert. Klassischen menschlichen Entscheidern traut man angesichts der komplexen Lage schlicht keine objektive Entscheidungsfindung mehr zu:

»In der Aussicht auf eine technische ›Intelligenzverstärkung‹ der Politik wurden Entscheidungsprobleme als Rechenprobleme formalisiert. Im gleichen Zuge erschienen die Subjekte der Entscheidung – eigene oder fremde Regierungen ebenso wie die zu regierenden Individuen – nun selbst als Rechenmaschinen. Mit Simons Verweis auf Kapazi-

²¹ Vgl. Simon: *The Sciences of the Artificial* (wie Anm. 4), S. 70.

²² Herbert A. Simon: *Rational Decision-Making in Business Organizations*, in: Assar Lindbeck (Hg.): *Nobel Lectures, Economic Sciences 1969–1980*, Singapore 1992, S. 343–371, hier S. 350.

²³ Vgl. Peter Louis Galison: *Computer Simulations and the Trading Zone*, in: Gabriele Gramelsberger (Hg.): *From Science to Computational Science*, Zürich/Berlin 2011, S. 118–157.

täts- und Komplexitätsgrenzen hatte sich das Problem jedoch auf eine systemische Ebene verschoben: Notwendig war die Herstellung von Bedingungen, unter denen Entscheidbarkeit in Anbetracht begrenzter Ressourcen gewährleistet wurde. [...] In der quantitativen Übersetzung trat das Regieren als ökonomische Tätigkeit hervor, deren Resultate in einem Kosten-Nutzen-Kalkül evaluiert werden konnten.«²⁴

Die Kosten-Nutzen-Kalküle bilden den Kern des verhaltensökonomischen Regierungsprogramms, das konsequent alles Nicht-Ökonomische einer ökonomischen Analyse unterwirft, um es rational zu optimieren. Wie Foucault in seiner Analyse des amerikanischen Neoliberalismus bemerkt, entwickeln Verhaltensökonomien wie Gary Becker an der *Chicago School of Economics* in den 1930er Jahren die angewandten Methoden, um alles – selbst Rassismus in einer Gesellschaft – ausschließlich in ökonomischen Begriffen von Angebot und Nachfrage zu verrechnen. Für Foucault ist Beckers Verhaltensökonomie geradezu der Inbegriff von Biopolitik, einer Machtform, die darauf abzielt, das Verhalten der Bevölkerung mittels normalisierender Statistiken zu steuern: Leben machen und sterben lassen.²⁵

Allerdings bleibt es nicht bei der klassischen neoliberalen Doktrin des Homo oeconomicus als allwissendem Unternehmer. Die Verhaltensökonomie der Nachkriegszeit bildet im Verbund mit Verfahren der Künstlichen Intelligenz ein neues Experimentierfeld politischer Technologien, welche die Entscheidungsverfahren, also das, was einst Intellekt hieß, aus subjektiven und qualitativen Zusammenhängen herauslösen, um sie in ökonomisch-technologische Systeme auslagern zu können. In der Verhaltensökonomie nach Simon taucht kein Homo oeconomicus mehr auf, denn die Rationalität steckt ja in den Organisationsstrukturen der übergeordneten Systeme. Künstliche Intelligenz, wie sie in den Arbeiten von Simon entwickelt und beschrieben wird und seitdem in Politik und Unternehmen zur Anwendung kommt, ist Ausdruck dieser verhaltensökonomischen Wende des Politischen.

2. Superkritische Maschinen und subkritische Geister

Auch Bruno Latours eingangs erwähnter Text *Elend der Kritik*, der im Englischen bereits 2004 unter dem Titel *Why Has Critique Run Out of Steam?* erschien und der politisch noch ganz in der US-Präsidentschaft von George W. Bush und dessen »Krieg gegen den Terror« wurzelt, ist durchzogen vom Misstrauen in den

²⁴ Seibel: *Cybernetic Government* (wie Anm. 10), S. 203.

²⁵ Vgl. Michel Foucault: *Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik*, hrsg. v. Michel Sennelart, Frankfurt am Main 2004, S. 300–330.

menschlichen Verstand im Allgemeinen und in die geisteswissenschaftliche Theorieproduktion des 20. Jahrhunderts im Besonderen.

Bei Latour erscheint eine von aller Empirie losgelöste Fakten- und Tatsachenkritik moderner und postmoderner Theorie in den Geistes- und Sozialwissenschaften als Hauptursache für die theoretische Kraftlosigkeit in Zeiten von Homeland Security. Nur mithilfe »neuer positiver Metaphern, Gesten, Reflexen und Denkgewohnheiten« lasse sich das ändern, und um diesen neuen kritischen Habitus zu bilden, bedient sich Latour nun ausgerechnet beim Gründungstext für Künstliche Intelligenz, bei Alan Turings *Computing Machinery and Intelligence* von 1950.²⁶ Latour versucht das Kantische Problem der Kritik in der neuen Sprache Künstlicher Intelligenz zu reformulieren, indem er Turings Argumentation – dass Maschinen sehr wohl Neues hervorbringen können, dass sie also prinzipiell Denken erlernen können – zum Argument für eine neue Art kritischer Theorieproduktion ummünzt. Latour zitiert Turing, der am Beispiel der nuklearen Kettenreaktion in Atomreaktoren bei Erreichen einer »kritischen Masse« überlegt, ob es solch ein Phänomen auch beim Menschen gibt und bei Maschinen geben könnte:

»Is there a corresponding phenomenon for minds, and is there one for machines? There does seem to be one for the human mind. The majority of them seem to be ›sub-critical,‹ i.e. to correspond in this analogy to piles of sub-critical size. An idea presented to such a mind will on average give rise to less than one idea in reply. A smallish proportion are super-critical. An idea presented to such a mind may give rise to a whole ›theory‹ consisting of secondary, tertiary and more remote ideas. Animals' minds seem to be very definitely sub-critical. Adhering to this analogy we ask, ›Can a machine be made to be super-critical?‹«.²⁷

In der englischen Originalversion des Textes funktioniert Latours Anleihe bei Turing hervorragend, weil er dessen ironische Analogie über subkritische Menschen und Tiere ebenfalls ironisch gegen die Tradition kritischer Theorie wendet und darin zugleich ein utopisches Moment findet: Wie mächtig wäre eine Kritik, die ihren Ausgangspunkt nicht in der Opposition *gegen*, sondern in der Hinwendung *zum* maschinellen Formalismus fände und eine quasi nukleare Kettenreaktion an neuen Metaphern, Denkgewohnheiten, ja ganzen Theorien hervorbrächte?

Bei der Übersetzung des Latourschen Textes vom Englischen ins Deutsche ist dann leider ein kleiner, aber folgenschwerer Fehler passiert: Ausgerechnet bei der Übersetzung des von Latour zitierten Turing-Textes ist der entscheidende Satz,

²⁶ Vgl. Alan Turing: *Computing Machinery and Intelligence*, in: *Mind* 49 (1950), S. 433–460.

²⁷ Turing zitiert nach Bruno Latour: *Why has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern*, in: *Critical Inquiry* 30/2 (2004), S. 225–248, hier S. 248.

»a smallish proportion are super-critical«, verloren gegangen, sodass in der deutschen Übersetzung nun gerade die *unterkritischen* Geister (und Maschinen) die *superkritischen* Theorien hervorbringen. So heißt es in der Diaphanes-Ausgabe des Latour-Textes: »Der Verstand der meisten Menschen scheint ›unkritisch‹ zu sein, d. h. er entspricht bei dieser Analogie den Reaktoren unterkritischer Größe. Eine einem solchen Verstand mitgeteilte Idee ruft eine ganze ›Theorie‹ hervor, bestehend aus sekundären, tertiären und noch fernerliegenden Ideen.«²⁸

Abseits aller philologischer Pedanterie demonstriert dieser Editionsfehler einmal mehr, wie der Raum des Symbolischen und Intelligiblen von Signifikantenketten bestimmt wird, nicht aber von vermeintlich eindeutig festzustellenden Beziehungen zwischen Zeichen und Dingen oder gar Bedeutungen, eine Auffassung, die man nicht nur in der von Latour und anderen geschmähten postmodernen Theorie findet, sondern, wie ich zu zeigen versucht habe, auch im Herzen verhaltensökonomischer Gouvernamentalität und Forschung zur Künstlichen Intelligenz. Nach Simon ist Regieren unter modernen, und das heißt eingeschränkt-rationalen Bedingungen lediglich eine »satisfizierende« Organisation von intelligenten Systemen in komplexen Umgebungen. Regieren ist Entscheiden und liegt, je nach Organisationsstruktur, in den Händen einiger weniger. Faktizität dagegen spielt sich ontologisch auf einer ganz anderen Ebene ab, ist keine Entscheidung einzelner Akteure, sondern ist quasi mikrophysikalisch aufs Ganze verteilt, bleibt dem Sozialen und dessen Normen und vor allem der symbolischen Organisationsstruktur verpflichtet, ebenso wie sie immer auch metonymischen Verschiebungen und Störungen der Übertragung ausgesetzt bleibt. Faktizität ist notwendigerweise komplex, und die Aufgabe einer wie auch immer gearteten kritischen Theorie kann nicht darin bestehen, Politik zu machen, sondern diese mit allen (und durchaus komplexen) Mitteln der Kritik zu durchschauen.²⁹

Aber steckt nicht auch etwas Wahres im Übersetzungsfehler der deutschen Latour-Ausgabe? Befinden wir uns nicht gerade in einer Zeit, in der subkritische Geister mächtige und vor allem folgenschwere Theorien hervorbringen? In jüngster Zeit ist die Künstliche Intelligenz unter neuen Namen wie *machine learning* oder *smart technologies* von einem einst esoterischen Forschungsvorhaben des Kalten Krieges zu einem milliardenschweren Business aufgestiegen, während in Europa und Nordamerika nationalistische, christlich-fundamentalistische und rassistische Bewegungen Politik machen und in Japan in diesem Jahr zum ersten Mal eine künstliche Intelligenz in einem Rennen um ein politisches Amt zur Wahl stand.

²⁸ Turing zitiert nach Bruno Latour: Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang, Zürich/Berlin 2007, S. 59.

²⁹ »Niemals Politik machen« lautet Foucaults Imperativ gouvernementaler Analyse. Vgl. Michel Foucault: Geschichte der Gouvernamentalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung, hrsg. v. Michel Sennelart, Frankfurt am Main 2004, S. 17.

In Anbetracht der aktuellen politischen Lage in den USA und Europa, dem Auf-erstehen ihrer ethnischen Volksbewegungen, wie es sie dort seit den 1930er Jahren nicht mehr in Form einer ›kritischen Masse‹ gegeben hat, läuft eine theoretische Nabelschau über mangelnde Moral oder das Faktenverständnis der Postmoderne Gefahr, ins Subkritische abzustiegen und den entscheidenden Punkt zu verfehlen – dass nämlich eine Politik, die nur noch aus ökonomischen Kosten-Nutzen-Kalkülen heraus entscheidet und regiert, das Politische als Streit- und Aushandlungszone selbst abzuschaffen droht beziehungsweise es auf die Ebene von Affekten reduziert. Das Elend der Kritik ruht nicht in der vermeintlichen Empirie-Vergessenheit der Postmoderne, sondern in der Hilflosigkeit intelligenter Systeme angesichts eines politischen Wahnsinns, der ganz im Sinne rationaler Kosten-Nutzen-Kalküle agiert, angesichts einer Auslagerung nicht des Intellekts, sondern des Politischen.

Das Postfaktische und der Dokumentarfilm

Oliver Fahle

1. Das Postfaktische als Korrektur des Faktischen

Die Rede vom Postfaktischen bezeichnet eine aktuelle Krise der medialen Aufbereitung der Wirklichkeit, insofern diese sich in Form von Tatsachen(behauptungen) präsentiert. Es ist also zuvorderst eine Krise der Massenmedien, sicher der Presse, insbesondere aber auch des Fernsehens. Die Instrumentalisierung dieser Rede durch gesellschaftliche Gruppen (»Lügenpresse«), aber auch das simple Festhalten an vermeintlich objektiver Berichterstattung, »glaubwürdigen« Moderatoren und einem großen Netz an Korrespondenten übersieht die strukturelle Veränderung, die durch die Etablierung sozialer Medien und die Einrichtung entsprechender medialer Nischen entsteht, in denen jeder seinem eigenen Kosmos der Wahrheit mehr oder weniger unkorrigiert folgen darf.

Das Postfaktische steht daher aktuell meistens für eine Klage über den Verlust von sicher geglaubten Kriterien zur Sicherstellung von Objektivität und Wahrheit und wieder einmal steht ein Grundkonsens auf dem Spiel, der Aufklärung, Demokratie und Rechtsstaat ihrer Grundlagen berauben könnte. Eine andere Lesart liegt jedoch nahe: Ähnlich wie die Postmoderne und das Posthistoire, über die in den 1990er Jahren mit ähnlichen Ängsten heftig diskutiert wurde, ist das Postfaktische Symptom einer notwendigen Vertrauenskrise demokratischer Gesellschaften, welche diese nicht zerstört, sondern Korrekturen an verfestigten Strukturen vorzunehmen scheint, die durch veränderte mediale Situationen herbeigeführt werden. Das ist unbequem, das ist sogar unappetitlich, wenn die Infragestellungen von Wahrheit und Objektivität ausgerechnet durch rechte Organisationen hervorgebracht werden, die für autoritäre Herrschaftsformen eintreten mögen. Dies unterscheidet die Rede vom Postfaktischen etwa von der über die Postmoderne, die aus dem Geist des Poststrukturalismus kommend, den großen Erzählungen und den festen Identitäten den Boden entziehen wollte. Aber man erinnert sich noch allzu gut an die deutsche Debatte und ihre Missverständnisse um Jean-François Lyotard. Er engagierte sich nahezu verzweifelt für die Rettung der Aufklärung, wenn auch mit den Mitteln der postmodernen Argumentation, etwa, dass Dissense in einer Gesellschaft anzuerkennen und in ihrer Unvereinbarkeit zunächst einmal zu kommunizieren seien, wobei die Mittel der Kommunikation selbst wieder auf Macht-

verhältnisse verweisen. Lyotard wurde dennoch als »neokonservativ« bezeichnet. In einem offensichtlichen Missverständnis warfen manche Kritiker ihm vor, die Werte der Aufklärung zu untergraben.¹

Die Tatsache, dass mit der Diskussion des Postfaktischen ein Weg beschritten wird, der von rechten Demokratieverächtern und »Populisten« mit geebnet wurde, sollte also nicht dazu führen, den Diskurs überhaupt abzulehnen. Denn zum einen, wie Albrecht Koschorke richtig bemerkt, ist die Dekonstruktion herrschender Diskurse eine originäre Aufgabe machtkritischer Philosophie gewesen.² Zum zweiten dürften solcherart selbst auferlegte Denkverbote ohnehin kaum zu rechtfertigen sein. Zum dritten muss man sich zu Recht fragen, inwiefern diese Art von Populismus nicht längst in der Mitte der demokratischen Gesellschaft angekommen ist, wenn etwa von Teilen der CSU behauptet wird, dass der Rechtsstaat nicht mehr in der Lage sei, geltendes Recht zu sichern, und von einer »Herrschaft des Unrechts« spricht.³

Es ist also sinnvoll, das Postfaktische nicht nur aus der Perspektive derjenigen zu betrachten, die überhaupt die Möglichkeit der Perspektivenvielfalt beseitigen wollen, sondern die Diskussion als kritische Intervention zu sehen, die sich mit den Begriffen des Faktums und der Objektivität sowie mit denen der Wirklichkeit und der Wahrheit beschäftigt. Das Postfaktische bezeichnet dann nicht die Abschaffung von Fakten und Objektivität, sondern führt zur kritischen Diskussion ihrer Voraussetzungen, wie das mit der Postmoderne hinsichtlich der Moderne geschah und immer noch geschieht. Diese Diskussion soll hier mit dem Fokus auf die audiovisuellen Massenmedien geführt werden. Die These ist, dass die Krise des Fernsehens, die auf die Konstruktionen zurückweist, denen ihre vermeintlich objektive Berichterstattung in Nachrichten und Reportagen zugrunde liegt, zu einem neuen Verhältnis von Faktischem und Postfaktischem führt, das in den Sendungen selbst mitbedacht werden muss. Die Zeit, in der die Fernsehnachrichten die Welt unbefragt faktisch und objektiv darstellen, scheint ihrem Ende entgegenzugehen. Die »Artefaktualitäten« als Sachverhalte,⁴ die nicht von ihrer dispositiven und medialen Zurichtung absehen können, drängen in den Vordergrund.

¹ Etwa Günter Ropohl: *Technologische Aufklärung. Beiträge zur Technikphilosophie*, Frankfurt am Main 1991, S. 25.

² Albrecht Koschorke: *Die akademische Linke hat sich selbst dekonstruiert. Es ist Zeit, die Begriffe neu zu justieren*, in: *Neue Zürcher Zeitung* (18. 4. 2018), unter: <https://www.nzz.ch/feuilleton/die-akademische-linke-hat-sich-selbst-dekonstruiert-es-ist-zeit-die-begriffe-neu-zu-justieren-ld.1376724> (15. 7. 2018).

³ Rainer Woratschka und Stephan Haselberger: *Herrschaft des Unrechts*. Seehofer: »Abenteuerlich, was hier konstruiert wird«, in: *Der Tagesspiegel* (10. 2. 2016), unter: <https://www.tagesspiegel.de/politik/herrschaft-des-unrechts-seehofer-abenteuerlich-was-hier-konstruiert-wird/12941922.html> (13. 7. 2018).

⁴ Jacques Derrida und Bernard Stiegler: *Echographien. Fernsehgespräche*, Wien 2006, S. 56.

Die Rede vom Postfaktischen, wie sie hier begriffen wird, stellt nicht infrage, dass es das Faktische gibt, aber sie geht davon aus, dass es neue und bessere Begründungsleistungen braucht. Es kann also nicht um *alternative Fakten* gehen, einer der schillernden Begriffe, die uns die Trump-Regierung beschert hat. Der Capitol Hill beim Antritt der Präsidentschaft Donald Trumps kann nicht gleichzeitig gefüllt oder halbleer sein – es sei denn, man zielt auf unterschiedliche Zeitpunkte oder absurde Perspektiven, aber das ist ja ausdrücklich nicht gemeint. Alternative Fakten sind in der Sprache eben jener Regierung ganz einfach *fake news*, Behauptungen ohne Grundlage. Es kann aber schon eine Alternative zur *Konstruktion* der Fakten geben. Diese bestände darin, die mediale Verfassung und Verfassbarkeit von Fakten und Objektivität in den Blick zu nehmen. Darin liegt die kreative und notwendige Dimension des Postfaktischen.

2. Eine (teilweise) postfaktische Rede zum Postfaktischen

Wie dringend dies ist und wie schwer sich Vertreter von Institutionen – besonders diejenigen der Wahrheitsproduktion – damit tun, sei beispielhaft anhand einer Rede von Axel Freimuth, Rektor der Universität zu Köln, demonstriert, die er 2017 zum Jahresempfang unter dem Titel *Was ist ein Fakt? Über die Verantwortung des Wissenschaftlers in einer angeblich postfaktischen Gesellschaft* gehalten hat.⁵

Freimuth macht das Postfaktische zum entscheidenden Aspekt seiner Rede und fordert zum Widerstand gegen dessen Zumutungen auf: »Wenn jeder alles behaupten kann, wenn Humbug zum politischen Programm wird und Tatsachen wie schlechte Unterhaltungssender ausgeschaltet werden, dann ist es so weit: Kommt, und holt uns, Aliens. Wozu noch Wissenschaft?« (S. 2) – Mit diesem Zitat des FAZ-Journalisten Joachim Müller-Jung eröffnet Freimuth seine Rede. Natürlich folgt dieser Eröffnung ein Verweis auf Donald Trump und die europäischen Rechtspopulisten – »wenn einem etwas nicht passt, behauptet man flankiert durch die sozialen Medien so lange das Gegenteil, bis *alle* (Herv. v. Verf.) es glauben« (S. 2). Trump-Wähler werden zitiert: »Er drückt meine Gedanken, Gefühle und Ängste aus. Er spricht für mich und versteht meine Lage. Er wird etwas für mich tun«. Das fasst hervorragend zusammen, wie Trump es geschafft hat, zum Anführer einer Bewegung zu werden« (S. 4). Nun soll der Anspruch an eine solche Rede zum Jahresempfang nicht zu hoch gehängt werden, aber es ist doch mehr als Hilf-

⁵ Axel Freimuth: *Was ist ein Fakt? Über die Verantwortung des Wissenschaftlers in einer angeblich postfaktischen Gesellschaft*. Rede zum Jahresempfang 2017 der Universität zu Köln, unter: https://www.portal.uni-koeln.de/sites/uni/images/Rektorat/Jahresempfang_2017/Rektor_Jahresempfang2017.pdf (20. 7. 2018). Im Folgenden wird diese Rede im Fließtext und in runden Klammern nachgewiesen.

losigkeit, die aus solchen Worten spricht. Wenn *alle* glauben, was in sozialen Medien verdreht wird, dann würden Rechtspopulisten wohl mehr Stimmen bekommen und die Lage wäre in der Tat desaströs. Und die Aussage des Trump-Wählers hätte – so geschnitten – auch ein Willy-Brandt-Wähler von 1972 sagen können.

Der Rektor fordert seine Zuhörer, vor allem also die Wissenschaftler der Universität zu Köln, auf, keinen wissenschaftlichen Jargon zu verwenden, wenn man sich an die Öffentlichkeit wende. Leider sei das Gegenteil der Fall, viel zu oft werde man von den Bürgerinnen und Bürgern nicht verstanden. »So kann derzeit kaum noch ein Geisteswissenschaftler eine Rede halten, ohne das Wort ›Narrativ‹ zu verwenden. Inzwischen fordert sogar Markus Lanz seine Talkgäste dazu auf, ihr Narrativ vorzutragen. Halten Sie es mit Schopenhauer, wenn er sagt: ›Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge‹« (S. 5). Erstaunlich, dass Freimuth nicht bemerkt, inwiefern sein Beispiel das Gegenteil von dem ausdrückt, was er sagen will. Der Fachbegriff »Narrativ« ist offenbar kein »Jargon« mehr und hat sogar die populäre Region der Talkshows erreicht. Das ist eher ein kommunikativer Erfolg des Jargons und letztendlich der Geisteswissenschaften als das Gegenteil.

Diese Beispiele zeugen nicht davon, dass die Rede des Rektors schlecht oder unzureichend ist, sondern davon, wie schwierig die Komplexitäten und Paradoxien der Wirklichkeit in ihren Repräsentationen – seien es Reden oder andere sprachliche und mediale Verfertigungen – wiederzufinden sind. Die Rede von Freimuth ist stellenweise selbst nahe am Populismus, das muss sie in ihren Verkürzungen und Zuspitzungen auch sein. Doch genau darum geht es: Zuspitzungen und Verkürzungen werden im postfaktischen Zeitalter nicht mehr so einfach hingenommen und das ist vielleicht die interessante und positive Seite der neuen Situation. Postfaktisch heißt nämlich, dass das Faktum selbst in Frage steht und sich auf seine Implikationen kritisch befragen lassen muss. Auch darauf geht die Rede ein: Die Fälschung von Daten und die Häufung (der Entdeckung) von Plagiaten werden selbstkritisch angesprochen und auf übertriebenen Erfolgs- und Wettbewerbsdruck zurückgeführt (S. 5) – hoffentlich nicht ausgelöst vom Kölner Rektorat, möchte man bang fragen. Es sei darauf zu achten, dass das Vertrauen in die Redlichkeit der Wissenschaft nicht (weiter) erschüttert werde (S. 4): »Der klassische Expertenstreit – in nahezu jeder Talkshow zu beobachten – zeigt exemplarisch, dass auch in der Wissenschaft Fakten unterschiedlich bewertet werden und Meinungen kontrovers sind. Der Status verschiedener Formen der Evidenz und damit die Unterscheidung zwischen einem Faktum, einer begründeten Vermutung und blanker Spekulation müssen sowohl in der akademischen Lehre als auch in der Kommunikation nach außen klarer unterschieden werden« (S. 5). Hier legt die Rede den Finger in die Wunde und erkennt im Folgenden zu Recht, dass es die veränderte mediale Lage im Übergang vom Buchdruck zum Tweet ist, die

wohl auf fundamentale Veränderungen der Darstellbarkeit wissenschaftlicher Aussagen hinweisen könnte, worauf »die Vermittlung verlässlicher Wissensbestände, die transparente Wissensgenese und die Pflege einer vorbildlichen und offenen Diskussionskultur unsere Antwort auf die gegenwärtigen Phänomene der Verunsicherung und die Rede vom Postfaktischen darstellen« (S. 7).

Zugespitzt wäre festzuhalten, dass die Antwort auf den Wandel der medialen Lage – vom Buchdruck zum Tweet – das Festhalten an Standards ist, die selbst wiederum dem Zeitalter des Buchdruck entstammen, wobei die Universitäten nun gleichzeitig den digitalen Wandel mitgestalten sollen (auch dies findet Erwähnung in der Rede des Rektors). Was ist aber ein verlässlicher Wissensbestand, wenn sich das Wissen in Aufbereitung, Distribution und Aneignung doch angeblich rasant verändert? Was ist eine transparente Wissensgenese angesichts wildwachsender digitaler Archive und was sind verschiedene Formen der Evidenz? Ist das nicht eine sehr genaue Beschreibung der Idee eines Faktums? Sind Fakten nicht genau solche *verschiedenen* Formen der Evidenz? Fakten sind nicht mehr nur das, was sie im ersten Teil ihrer Bedeutung nahelegen: eine unbestreitbare Tatsache (»Der Eiffelturm steht in Paris«). Sichtbar wird vielmehr die andere Seite ihrer Bedeutung, das lateinische *factum*, das im 17. Jahrhundert in die deutsche Sprache aufgenommen wurde und die Substantivierung von »gemacht, getan, geschehen« ist, während das lateinische *facere* »machen, tun« heißt. Das Postfaktische verweist also, nicht ganz unähnlich dem Diktum Bruno Latours »Wir sind nie modern gewesen«,⁶ auf eine Auslegung vor der modernen Verfestigung von Begriffen, ohne jedoch die modernen Auslegungen über Bord zu werfen. Das Dilemma, das sich praktisch daraus ergibt, ist: Wie können Fakten infrage gestellt werden, ohne dass alles zu *fake news* erklärt werden darf? Oder anders formuliert: Wie kann das Postfaktische dennoch darauf bestehen, dass es Fakten gibt, das heißt Evidenzen, die sich aufgrund ihrer einem Begründungszusammenhang und einer argumentativen Logik folgenden Form von den so genannten *fake news* abgrenzen lassen?

Philipp Sarasin gibt darauf diese Antwort: »Man kann die Welt durchaus aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten, und nicht alle der so entstehenden Bilder sind – auch bei bestem Wissen und Gewissen der Betrachter – deckungsgleich. Das aber bedeutet nicht, dass man n’importe quoi, dass man irgendetwas Beliebigen über die Wirklichkeit behaupten kann. Aussagen über die Welt müssen begründbar und für Andere nachvollziehbar sein, sonst sind es Glaubenssätze – oder Lügen.«⁷ Dieses formulierte Ideal ist zwar richtig – wird aber angesichts exponierender

⁶ Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt am Main 2002.

⁷ Philipp Sarasin: *Fakten und Wissen in der Postmoderne*, unter: <http://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtspopulismus/245449/fakten-und-wissen-in-der-postmoderne> (18. 7. 2018).

Wissensbestände in seiner Realisierbarkeit infrage gestellt. Begründungszusammenhänge sind im Übrigen selbst in der Wissenschaft oft spekulativ, assoziativ, intuitiv, gar subjektiv, oftmals ist deren Infragestellung sogar die Voraussetzung für den Beginn von Neuorientierungen in der Wissenschaft. Nicht immer sind es neue Fakten, die entdeckt werden, sondern vielmehr die Neubewertungen von bereits bekannten Fakten, die ganze Wissensbestände ins Rollen bringen.⁸

Das Postfaktische als Verunsicherung von Objektivität und Wahrheitsproduktion ist auf verschiedenen Feldern zu beobachten, äußert sich aber besonders stark in Bezug auf audiovisuelle Massenmedien. Anders als die akademische Wissenschaft kann die Autorität des Fernsehens leichter infrage gestellt werden, da eine einfache Handyaufzeichnung in Konkurrenz zum Fernsehbild treten kann. Wenn es also richtig sein sollte, dass das Postfaktische, ähnlich wie die Postmoderne, inhärente Probleme und Widersprüche des Faktischen aufdeckt, dann lohnt es sich, sofern man vom Fernsehen und den audiovisuellen Medien spricht, den Blick auf die Theorien des Dokumentarfilms zu lenken, denn dort finden sich erste Reflexionen, die das, was heute unter dem Begriff des Postfaktischen zirkuliert, konstituieren.

3. Der Dokumentarfilm als produktive Kategorie des Postfaktischen

Warum sollte ausgerechnet die Theorie des Dokumentarfilms die Debatte zum Postfaktischen befruchten können? Die Antwort ist simpel: Sie hatte in ihren Definitionen des Dokumentarischen von Beginn an das Postfaktische im Blick, ohne aber das Faktische, also die Übereinstimmung audiovisueller Repräsentation mit der Wirklichkeit, aus dem Blick zu verlieren. Dies soll in zwei Schritten erläutert werden. Zunächst stehen die frühen Theorien des Dokumentarischen im Zentrum, welche das Problem schon sehr genau erkannt hatten, vor allem in den Schriften von John Grierson, Dziga Vertov und Béla Balázs. Anschließend sollen jüngere und aktuellere Vorstöße betrachtet werden, die nach dem »Objektivitätspathos«⁹ des *direct cinema* in den 1960er Jahren aufgekommen sind. Das Dokumentarische steht von Beginn an in einer produktiven Spannung zum Faktischen, da es beiden um nichtfiktionale Darstellungen geht. Das Dokumentarische schließt

⁸ Wie sowohl Thomas Kuhn als auch Paul Feyerabend aus ganz unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen Perspektiven behaupten, vgl. Thomas S. Kuhn: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1962), Frankfurt am Main 1996; Paul Feyerabend: *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*, Frankfurt am Main 1976.

⁹ So benennt es F. T. Meyer: *Filme über sich selbst. Strategien der Selbstreflexion im dokumentarischen Film*, Bielefeld 2005, S. 122.

jedoch die verschiedenen Formen der Postproduktion, die jede aufgenommene Realität gleichsam mit produziert, in seine Reflexionen ein.

John Grierson wird nachgesagt, dass er in einer Kritik des Films *MOANA* (Robert Flaherty, USA 1926) den Begriff des Dokumentarfilms als Erster geprägt habe. Sicher ist, dass das Dokumentarische ab der zweiten Hälfte der 1920er Jahre zu einem wichtigen Teil der Auseinandersetzung mit dem Film wird. Diese Debatte geht nicht nur vom Film aus, wie Renate Wöhrer gezeigt hat, sondern findet eine wesentliche Ausprägung in der 1935 gegründeten Farm Security Administration, welche dokumentarische Fotografien zur Unterstützung des New Deal erstellte, die das Paradox mit sich brachten, dass sie zwar zu Dokumentationszwecken produziert wurden, zugleich aber dabei halfen, die Fotografie als Kunstform durchzusetzen.¹⁰ In diesem Kontext etabliert sich auch der Dokumentarfilm, der von Grierson keineswegs als filmische Abbildung der Wirklichkeit begriffen wird, sondern als schöpferischer Umgang mit den Gegebenheiten, welche die wirkliche Welt zur Verfügung stellt. Grierson, der mit seinem Film *DRIFTERS* (GB 1929) selbst die Maßstäbe des Dokumentarischen definiert hatte, wendet sich einerseits gegen romantisierende Entwürfe, wie sie Robert Flaherty mit *NANOOK OF THE NORTH* (USA 1922) geliefert hatte, andererseits aber auch gegen die eher anspruchslosen Belehrungs-, Magazin- und Reisefilme, die ohne gestalterischen Anspruch auftraten.¹¹ Zuvorderst begreift er den Dokumentarfilm aber als Gegensatz zum Atelierfilm, indem er die Milieugebundenheit, die Ortsveränderung und die Besetzung mit Personen/Figuren aus dem Milieu einfordert. Die filmischen Mittel sollen als Gestaltungsmittel erkennbar sein, wobei Grierson künstliche Momente der Spannungserzeugung ablehnt und eher auf rhythmische oder gar poetische Ausdrucksformen setzt, welche den filmischen Eingriff erkennbar machen. Es geht ihm also nicht um die Überwältigung – schon aber um die Erziehung – des Zuschauers, sondern um eine Einsetzung tatsächlich vorhandener Menschen und Milieus, die durch filmisch bedingte Umformungen zu einer gesellschaftlich erkennbaren Größe werden. »Mein besonderer Anspruch für den Dokumentarfilm ist nur der, daß er bei der Darstellung des Lebens *auch* eine Gelegenheit zur schöpferischen Arbeit bietet.«¹² Aufschlussreich ist, dass Grierson bereits zwischen Journalismus und Dokumentarfilm unterscheidet, indem der Journalist als »menschliches Stativ« begriffen wird.¹³ Das Dokumentarische definiert sich demnach als ein

¹⁰ Renate Wöhrer: Die Kunst des Dokumentierens. Zur Genealogie der Kategorie »Dokumentarisch«, in: Daniel Hahn (Hg.): *Beyond Evidence. Das Dokument in den Künsten*, Paderborn 2016. S. 50 ff.

¹¹ John Grierson: Grundsätze des Dokumentarfilms, in: Forsyth Hardy (Hg.): *Grierson und der Dokumentarfilm*, Gütersloh 1947, S. 120 f.

¹² Ebd., S. 120 (kursiv im Original).

¹³ So zitiert in Wöhrer: *Die Kunst des Dokumentierens* (wie Anm. 10), S. 55.

Einsatz der medialen Mittel in einem real vorhandenen Milieu. Das Faktische des Milieus und der Aufzeichnung steht also in Korrelation zum Postfaktischen, der medialen Formung durch den Film.

Eine ähnliche Überzeugung vertritt auch Dziga Vertov, der, anders als Grierson, direkt mit dem Begriff des Faktums operiert. Der Film ist für Vertov eine Fabrik der Fakten, die Nähe zum materialistisch-konstruktivistischen Kunstgedanken der 1920er Jahre liegt auf der Hand. Fakten liegen nach Vertov nicht einfach vor, sondern werden durch das maschinelle Auge der Kamera erst erblickt und durch Montage zusammengeführt. Um Fakten handelt es sich deshalb, weil sie im Gegensatz zur menschlichen Sinneswahrnehmung unbestechlich sind. Sie werden gewissermaßen durch das Objektiv allererst objektiviert bzw. objektiv *gemacht*. Eine entscheidende Rolle kommt dabei der Montage zu, die Vertov weder als Illusionsmontage im Sinne Hollywoods noch als Konfliktmontage im Sinne Eisensteins versteht, sondern als eine Intervallmontage. Verschiedene sichtbare Elemente der Welt werden dabei so zusammengebracht, dass die Zwischenräume nicht in Illusion oder Kollision oder Synthese zum Verschwinden gebracht werden, sondern als Abstand und Lücke, als Reibung und Widerspruch bestehen bleiben. »Kinoglaz ist die Überwindung des Raums, ist die visuelle Verbindung zwischen den Menschen der gesamten Welt auf der Grundlage eines kontinuierlichen Austausches von sichtbaren Fakten, Filmdokumenten, im Unterscheid zum Austausch von Theatervorstellungen«.¹⁴

Schon aus dieser hier sehr gerafften Darstellung wird deutlich, dass Vertov einen komplexen Begriff des Faktums entwirft. Ähnlich wie bei Grierson liegen Fakten nicht einfach vor. Sie werden gestaltet und bleiben an den Einsatz des Mediums gebunden. Fakten sind also stets an die Möglichkeit ihrer Darstellbarkeit gebunden, sobald sie überhaupt als mediale Hervorbringung erscheinen. Dies könnte als die postfaktische Dimension der Fakten bezeichnet werden. Nach Vertov werden Fakten durch ein Kameraauge in ihrer Objektivität erst konzipiert und dann durch Montage in ihrer Widersprüchlichkeit vorgeführt. Das berühmte »Kino-glaz« (Kino-Auge) steht für die »dokumentarische filmische Entschlüsselung der sichtbaren und der dem menschlichen Auge unsichtbaren Welt«,¹⁵ wobei Vertov den Fakten explizit eine Wirkung zuschreibt, die derjenigen der Fiktion entgegengesetzt ist. Das konstruktivistische Prinzip der Faktographie erzielt eine Wirkung und wird nicht als Registratur von Realitäten verstanden. Auch hierin ist eine postfaktische Dimension zu erkennen, legt doch die traditionelle Auffassung vom Faktum nahe, dass Fakten erst die Grundlage der Meinungsbildung sind und nicht bereits implizit bewertete Tatsachen. Der frühe Dokumentarfilm darf

¹⁴ Dziga Vertov: Schriften zum Film, hrsg. v. Wolfgang Beilenhoff, München 1973, S. 77.

¹⁵ Ebd.

durchaus in einem weiteren Sinne als Faktographie bezeichnet werden, als experimentelle Fabrik der Fakten, welche mit der Idee der Entstehung einer filmischen Tatsache spielt, wie an einem Beispiel verdeutlicht werden soll.

4. LAS HURDES. TIERRA SIN PAN (ES 1933) von Luis Buñuel als postfaktischer Dokumentarfilm

Der erste Dokumentarfilm der Filmgeschichte ist ein Werk, dem man nach heutigen journalistischen Maßstäben die Fabrikation von *fake news* vorwerfen könnte. Robert Flaherty filmte für *NANOOK OF THE NORTH* Nanook, den Inuit, in einer zivilisationsfernen Umgebung, in der es mit Kanu, Messer und bloßen Händen ums Überleben geht. Es ist bekannt, dass die Inuit zu dieser Zeit schon längst nicht mehr auf diese Weise lebten, dass sie nicht mehr die im Film verwendeten Messer benutzten, um Walrosse zu töten, sondern Flaherty ihnen diese in die Hand reichte, um das Bild von der ganz eigenen Kultur der Eskimos aufrecht zu erhalten. Die Familie von Nanook ist künstlich zusammengesetzt. Zudem halfen die Inuit beim Filmen, reparierten Flahertys Kamera und lebten in regem Austausch mit der nordamerikanischen Zivilisation dieser Jahre.¹⁶ Die romantisierende Sicht Flahertys auf Nanook als Helden in einer naturhaften Umgebung stieß daher auf Kritik, etwa von John Grierson. Die andere Seite von *NANOOK OF THE NORTH* ist jedoch, dass Flaherty sein Projekt in einem langen Vorspann erklärte: Die mehrmaligen Reisen zu den Inuit, den Verlust des Filmmaterials, den Nachdreh, die partizipative Beobachtung, die seinem Filmen zugrunde gelegen haben muss, wenn er von seinen Gesprächen mit Nanook berichtet. Der Dokumentarfilm zeigt zwar arrangierte Szenen, die er als Fakten präsentierte, erörtert zugleich aber frei und offen die Schwierigkeiten, Hürden und Methoden des Filmens. *NANOOK OF THE NORTH* steht daher aus heutiger Sicht weniger für eine verfälschende Darstellung, sondern für die Wechselwirkung aus wissenschaftlichen Ansprüchen, vorzivilisatorischen Projektionen, Transport- und Expeditionsbedingungen, die alle Teile des dokumentarischen Ensembles sind.

Die Auseinandersetzung mit dem Faktischen führt ins Postfaktische. Dies zeigt die auf den ersten Blick aufrüttelnde Dokumentarreportage von Luis Buñuel aus dem Jahr 1932. In seinem 30-minütigen Film zeigt Buñuel die »rückständige« Region Las Hurdes im Norden Spaniens.¹⁷ Die extreme Unwirtlichkeit des Landes

¹⁶ Vgl. Charles Musser: Der frühe Dokumentarfilm, in: Geoffrey Nowell-Smith (Hg.): Geschichte des internationalen Films, Stuttgart/Weimar 1998, S. 84.

¹⁷ Die Filme *NANOOK OF THE NORTH* und *LAS HURDES. TIERRA SIN PAN* sind auf YouTube verfügbar.

verbunden mit der Abgeschlossenheit von anderen, industriell erschlossenen Regionen führte scheinbar zur Verhaftung in althergebrachten Ritualen (Hähnen werden Köpfe abgerissen), zu inzwischen eher seltenen Krankheiten (Kropfbildung) und zu Missbildungen durch Heiraten in der Familie. Buñuel zeigt diese Situation in drastischen Bildern, welche Armut, Hunger und Tod direkt ins Bild bringen. Besonders auffällig etwa ein krankes Kind, das am Straßenrand herumzulungern scheint und – nach Aussage des Kommentars – nach drei Tagen verstirbt; oder der Absturz einer Ziege vom steilen Bergrand sowie ihr Aufschlagen auf den Steinen.

Sieht man den Film, so ist der erste Eindruck, dass es sich hier um eine drastische Sozialreportage handelt, die keineswegs direkt anklagend vorgeht, sondern fast schon neutral und ohne Empathie die Vorgänge in Las Hurdes schildert. Doch gerade diese Empathielosigkeit weckt auch Misstrauen, besonders in der Szene mit dem sterbenden Kind. Da kein Arzt vorhanden ist, nähert sich ein Mitarbeiter des Filmteams dem Kind und schaut ihm in den Mund, um Anzeichen der Krankheit zu entdecken. Die Kamera fährt gleichsam in den offenen Rachen des Kindes. Doch der Kommentar informiert eher lapidar, dass er nicht helfen konnte und das Kind daher verstarb. Denkt man an die surrealistischen Filme Buñuels aus den Jahren zuvor (*LE CHIEN ANDALOU* (F 1929) und *L'ÂGE D'OR*, F 1930, ersterer mit Salvador Dalí), dann wecken diese Bilder Zweifel an einer rein dokumentarischen Intention. Diese werden dadurch bestärkt, dass die Szene mit der Ziege sich nicht so abgespielt haben kann, wie sie geschildert wird. Eine Ziege bewegt sich auf einem Bergkamm. Der Kommentar hatte schon darüber informiert, dass die Ziegen zum Milchgeben benötigt werden, das Fleisch also nur verzehrt werden kann, wenn eine Ziege abstürzt. Es folgt ein Schnitt: Die Ziege tastet sich am Bergabhang entlang – und stürzt ab. Eine scheinbar drastisch gefilmte Aufnahme, fast schon im Stil des *direct cinema*, die aber so nicht stattgefunden haben kann. Zum einen ist es bei der damaligen Größe der Kamera kaum vorstellbar, dass die beiden unmittelbar aufeinander folgenden Ereignisse so hätten gefilmt werden können, da dies auf unwegsamem Berggelauf zwei Kameras erfordert hätte, die auch noch im richtigem Winkel zum nicht vorhersehbaren Ereignis stehen müssten. Zum anderen scheint das Ereignis doch nicht so zufällig: Erst beim zweiten Sehen ist am rechten Bildrand Ausstoß von Rauch, wahrscheinlich als Folge einer Gewehrsalve, zu erkennen. Werden Ziegen in Las Hurdes oder *LAS HURDES. TIERRA SIN PAN* (abgekürzt: *LAS HURDES*) doch erschossen? Oder ist die Ziege für die Dreharbeiten erschossen worden, um die Szene für den Film zu arrangieren? Aber auch dann wäre es unwahrscheinlich mit einer zweiten Kamera genau diesen Winkel zu erreichen. Ist sie nach einem natürlich erfolgten Tod hinuntergeschmissen worden, um Dramatik zu erzeugen? Um die spontane Aufnahmequalität einer dokumentarisch orientierten Filmkamera im Unterschied zum künstlichen Atelierfilm zu

zeigen? Ist die Gewehrsalve unbeabsichtigt ins Bild geraten und erst beim Entwickeln entdeckt worden? Ist es überhaupt eine Gewehrsalve oder soll diese nur vorgespielt werden, um Zweifel an der Echtheit des Arrangements zu säen?

All diese Fragen sind bis heute unbeantwortet. Buñuel beschreibt in seiner Autobiografie zwar in kurzen Worten, wie es zur Produktion von *LAS HURDES* kam, lässt aber Absicht und Arrangements im Dunkeln.¹⁸ Der Film bleibt insgesamt rätselhaft. Obwohl er klar im Gewand der Dokumentarreportage daherkommt, enthält er surrealistische Verfremdung oder kann gar als mockumentarische Form des damaligen Wochenschau-Journalismus betrachtet werden. Die Art und Weise, wie die Menschen aus *Las Hurdes* beschrieben werden, verweist selbst auf die Arroganz der Beschreibung. Ist *LAS HURDES* eventuell eine imitierende Persiflage der Betrachtungsweise der Mächtigen auf die Armen? Die Verwendung der Begriffe »barbarisch«, »primitiv« und »mittelalterlich«, die zudem in einem expositorischen Modus vorgetragen werden,¹⁹ legen eine solche Perspektive nahe. Buñuel klärt dies nicht explizit auf, aber er legt Spuren, welche die Grundlage der faktischen Wiedergabe durch die Aufzeichnungen unterlaufen und sie an die Rezeption überantwortet. Das Faktische und die Objektivität werden also im Bild und mit autoritärer Erzählerstimme vorgeführt und doch regieren die Zweifel an der Intention des Films. Auf welche Weise korreliert die dargestellte Wirklichkeit mit der Wahrheit des Dargestellten? Ist diese Entmischung von Wirklichkeit und Wahrheit eine ähnliche Konstellation wie die von Fakt und Postfaktischem? Blicken wir auf weitere theoretische Positionierungen des Dokumentarfilms.

5. Béla Balázs und die Gegenwart: Wirklichkeit und Wahrheit

Der frühe Dokumentarfilm offenbart ein erstaunliches Bewusstsein von der konstruierten Objektivität, die vor den Verfestigungen der Gattung des Dokumentarfilms beobachtet werden können, die zunächst mit den Propagandafilmen in den späten 1930er Jahren einsetzen und mit der Ausdifferenzierung des Fernsehjournalismus ab den 1950er Jahren weitergeführt wurden. Der Dokumentarfilm ist im Gegensatz zum Spielfilm von Beginn an mit dem Problem konfrontiert, Wirklichkeit *und* Wahrheit zu seinem Thema zu machen. Diese Unterscheidung trifft Béla Balázs, um die zwei entscheidenden Ebenen des Dokumentarfilms, Aufzeichnung und Montage, voneinander abzugrenzen. In einem ersten Schritt ordnet er die Aufzeichnung der Ebene der Wirklichkeit, die Montage der Ebene der Wahrheit zu, obwohl sie ebenso die Möglichkeit der Lüge enthält. »Der Re-

¹⁸ Luis Buñuel: *Mein letzter Seufzer*, Frankfurt am Main 1997, S. 130–133.

¹⁹ Bill Nichols: *Introduction to Documentary*, Indiana 2001, S. 107.

gisseur fotografiert nur *Wirklichkeit* [...] aber er schneidet irgendeinen *Sinn*. Seine *Bilder* sind *Wirklichkeit*, unbestreitbar. Aber seine *Montage* ist sinngewand [..] Der Schnitt zeigt nicht *Wirklichkeit*, sondern ›*Wahrheit*‹ (oder – *Lüge*) – unausweichlich.²⁰

Wirklichkeit heißt, dass die bildlichen und später auditiven Repräsentationen den Anspruch erheben, tatsächliche Vorgänge der äußeren Welt wiederzugeben. Dieser Anspruch ändert sich keineswegs, auch wenn man weiß, dass dem Dokumentarischen Selektionen und Eingriffe zugrunde liegen. Jörn Eitzen betont, dass ein Dokumentarfilm sich vom Spielfilm unterscheidet, weil ihm die Möglichkeit zur Lüge unterstellt werden könne.²¹ In gleicher Richtung argumentiert Francois Niny: Die Welt der Fiktion könne nicht falsifiziert werden, während sich das Dokumentarische gerade dadurch charakterisiere, dass dies möglich sei.²² Die dargestellte *Wirklichkeit* – die konkreten Realitäten, die im Dokumentarfilm gezeigt werden – zielen also auf *Wahrheit*. Und damit wird es kompliziert, da diese niemals direkt aus den gezeigten *Wirklichkeiten* (den *Realitäten*) hervorgeht.

Es deutet sich eine Nähe zwischen der Postproduktion (*Montage*) und dem Postfaktischen an, das keineswegs als ein Jenseits der Fakten, sondern als das genaue Gegenteil begriffen werden muss: Ein Gang durch die Fakten, durch ihre Konstruktionen und Einformungen. Anders gesagt: Wenn das Postfaktische als eine Auseinandersetzung, gar als ein Widerstreit zwischen der aufzeichnenden *Wirklichkeit* und der sinngewandten *Wahrheit* begriffen werden würde, ständen das Faktische und das Postfaktische in einem Austauschverhältnis, welches die Fabrikation der Fakten nicht unter den Tisch fallen ließe und die *Wahrheitsproduktion* immer wieder auf die Probe stellen würde. Genau das, was Buñuels Film nicht unterschlägt, indem er ›hart‹ aufgezeichnete *Wirklichkeit* zeigt, aber in der Erprobung, inwiefern diese auch *Wahrheit* ist, nicht letztgültig beantwortet. Doch Balázs differenziert seinen Begriff von *Wirklichkeit* noch weiter aus.

Erstens geht er davon aus, dass der Dokumentarfilm sich nicht kategorisch von der Welt unterscheidet, die er zum Gegenstand des Dokumentierens nimmt. Im Gegensatz zum Spielfilm und anderen Formen der Darstellung ist der Dokumentarfilm auf bestimmte Weise einzigartig: »Denn die filmische Darstellung der *Wirklichkeit* unterscheidet sich wesentlich von allen anderen Darstellungsarten dadurch, daß die *dargestellte Wirklichkeit* noch nicht vollendet ist, sondern sich – während ihrer Darstellung – selbst noch im Werden befindet. Der Schaffende schöpft nicht aus seiner Erinnerung, sondern er *schafft während des Geschehens selbst und*

²⁰ Béla Balázs: *Der Film. Werden und Wesen einer Kunst*, Wien 1980, S. 150. Kursiv im Original.

²¹ Dirk Eitzen: Wann ist ein Dokumentarfilm. *Der Dokumentarfilm als Rezeptionsmodus*, in: *montage/AV* 7/2 (1998), S. 31.

²² Francois Niny: *Die Wirklichkeit des Dokumentarfilms*, Marburg 2012, S. 87.

nimmt daran teil«. ²³ Eine Unterscheidung zwischen Fakten, die berichtet werden, und einer Kamera, die so tut, als habe sie damit nichts zu tun, und nicht deutlich macht, inwiefern sie in die Bewegungsbilder und -töne verwickelt ist, weist Balázs zurück. Es scheint jedoch für viele – nicht zuletzt für den Fernsehjournalismus – schon evidenzzeugend zu sein, dass eine Kamera etwas aufzeichnet. Balázs' Herstellung eines Faktums (bei ihm: Wirklichkeit) besteht jedoch darin, *zugleich* innerhalb und außerhalb des Geschehens zu sein. Das kann eine Kamera aber kaum leisten, weshalb das audiovisuell verfasste Dokumentarische von einer paradoxen Entgrenzung durchzogen ist, die mit dem Begriff der Wahrheit bezeichnet werden kann. Diese muss jedoch notwendigerweise verfehlt werden und immer wieder auf den Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Wahrheit zurückverweisen, den ich hier als den von Fakt und Postfaktischem bezeichnen möchte und der jeder Produktion von Objektivität zugrunde liegt.

Es ist dann nur konsequent, dass Balázs zweitens den Begriff der Wirklichkeit bzw. der Aufnahme noch einmal genauer unter die Lupe nimmt. Wirklichkeit ist einerseits die Aufzeichnung wirklicher Tatsachen, sagt Balázs. Aber diese enthalten bereits eine bestimmte Ordnung: »Jeder Nachrichtenfilm setzt sich aus Aufnahmen wirklicher Tatsachen und Ereignisse zusammen, deren übersichtliche und verständliche Ordnung *einen bestimmten Sinn, eine bestimmte Moral* der dargestellten Wirklichkeit sichtbar machen will: Das sind jener Sinn und jene Moral der Wirklichkeit, zu denen der Regisseur sich *schon vorher bekennt*, und die aufzuzeigen, zu rechtfertigen, zu propagieren er seinen Film schafft«. ²⁴ Wirklichkeit ist also nicht neutral, sie ist aber auch nicht frei von Tatsachenbehauptungen. Sie ist erneut beides, eine bereits in die Aufnahme imprägnierte Weltsicht, aber auch ein Geschehen, innerhalb dessen sich der Film selbst bewegt und zur Rahmung des äußeren Geschehens wird. Schon die Aufzeichnung enthält also den Konflikt zwischen einer direkten Wiedergabe – man mag sie indexikalisch nennen – und der allein durch den (räumlichen, visuellen, ideologischen, senderbedingten) Rahmen dieser Aufzeichnung eingesetzten Grundhaltung. Dieser innere Konflikt der Wirklichkeit kehrt als äußerer Konflikt zwischen Aufzeichnung und Montage, Wirklichkeit und Wahrheit zurück. Der Dokumentarfilm ist also zur Wahrheit gleichsam verpflichtet; das ist eine Verpflichtung, die er streng genommen aber nur enttäuschen kann, da Wahrheit auch – und wahrscheinlich an jeder Stelle einer audiovisuellen Reportage – als perspektivegebunden oder einseitig angesehen werden kann.

In diese Sackgasse hat sich jedoch der Journalismus selbst manövriert, indem er Objektivität und Faktenorientierung vorgibt, ohne die Voraussetzungen der Kon-

²³ Balázs: Der Film (wie Anm. 20), S. 157. Kursiv im Original.

²⁴ Ebd., S. 149. Kursiv im Original.

struktion von Fakten zu bedenken. Balázs selbst stellt schon früh fest: »In Wirklichkeit ist es so, daß wir gerade von jenen Nachrichtenfilmen, die mit naiver Aufrichtigkeit ›objektive‹ Wahrheiten aufzeigen, bestimmt und notwendigerweise getäuscht werden. Das ist vor allem wegen der zwangsläufigen Auswahl der Tatsachen so.«²⁵ Die Objektivität und die Behauptung der Darstellung von Fakten werden umso kritischer, umso »unwahrer«, je stärker der Nachrichtenfilm die Herstellung oder postfaktischen Bedingungen dieser Objektivität zur unerklärten Leerstelle macht.

Objektivität und Faktenorientierung, wie sie der Fernsehjournalismus (und auch die Wissenschaft) über Jahrzehnte vorgegeben hat, wird nicht mehr unhinterfragt als Nachrichtenvorgabe hingenommen. Ein Grund mag in der gegenwärtigen Situation liegen, in der Fernsehen von sozialen Medien und individuellen Dokumentationstechniken unter Druck gesetzt wird, in der, wie Hito Steyerl argumentiert, die Orientierung an Echtheit diejenige der Wahrheit ersetzt hat. Die affektive Ansprache wird damit zum ausschlaggebenden Kriterium des Dokumentarischen und nicht die Orientierung an Wahrheit oder Objektivität.²⁶ Auch von hier aus wäre eine kritische Theorie des Postfaktischen anzuleuchten, die Steyerl allerdings vor allem in der Kunst findet, da diese nicht darauf zielt, das Leben abzubilden.²⁷

Wäre also ganz anders über Objektivität nachzudenken? Lassen sich, ausgehend von den frühen Theorien des Dokumentarfilms, auch in der Gegenwart Anschlüsse finden, welche die Frage nach der Wahrheit neu beantworten und das Unbehagen am Postfaktischen in neue Definitionen von Objektivität überführen?

6. Subjektiv und Objektiv: Umkehrung

Der französische Filmwissenschaftler Francois Niney vermutet, dass die Fernsehberichterstattung den Begriff der Objektivität deshalb so offensiv im Munde führt, weil sie »unter dem Deckmantel geheuchelter Neutralität ihre permanente Propaganda zugunsten der Welt, wie sie ist, zu verbergen«²⁸ versucht. Niney schließt daher an Serge Daney's Aussage an, dass das Fernsehen durchaus realistisch ist und uns absolut informiert, jedoch mit einem kleinen Unterschied: »Die einzige Welt, von der es uns unaufhörlich Nachrichten übermittelt [...], ist die Welt aus

²⁵ Ebd., S. 150.

²⁶ Hito Steyerl: Die Farbe der Wirklichkeit. Dokumentarismen im Kunstfeld, Wien/Berlin 2008, S. 14.

²⁷ Ebd., S. 114.

²⁸ Niney: Die Wirklichkeit des Dokumentarfilms (wie Anm. 22), S. 95.

der Perspektive der Macht«. ²⁹ Ninye weist auf Theodor W. Adornos Aussage von der Umkehrung der Bedeutung der Begriffe des Subjektiven und des Objektiven hin. Adorno schreibt:

»Objektiv heißt die nicht kontroverse Seite der Erscheinung, ihr unbefragt hingenommener Abdruck, die aus klassifizierten Daten gefügte Fassade, also das Subjektive. Und subjektiv nennen sie, was jene durchbricht, in die spezifische Erfahrung der Sache eintritt, der geurteilten Convenus darüber sich entschlägt und die Beziehung auf den Gegenstand anstelle des Majoritätsbeschlusses derer setzt, die ihn nicht einmal anschauen, geschweige denken – also das Objektive«. ³⁰

Arbeitsteilung, Routine, Standardisierung, Gleichförmigkeit und Unterwerfung unter ein formatiertes Modell, also der Journalismus, ist die »Konformität, die sich selbst zur ›Objektivität‹ erklärt«. ³¹

Merkwürdigerweise hingegen wird der Dokumentarfilm als eher subjektive Äußerung verstanden, da eine Person oder ein Team eine bestimmte Idee über Konzeption, Auswahl, Drehen, Montage und Kommentar verfolgt: »Diese Wahrung des gleichen Blicks [...], von der Konzeption über die Konfrontation vor Ort während des Drehs bis zur Montage mit den sukzessiven Nachbesserungen und Neuinterpretationen, ist tatsächlich die beste Garantie für ›Objektivität‹ und zwar nicht im Sinne von Neutralität, sondern von einer spezifischen Erfahrung der Sache«. ³² Die Zuschauer sind frei, sich selbst ein Bild zu machen, eine Bewertung vorzunehmen, während im journalistischen Diskurs der konformistischen Objektivität in den Bildern und Tönen dafür kein Raum vorgesehen ist.

Die Rede vom Postfaktischen drängt sich nicht zufällig in Zeiten auf, in denen die Postproduktion in audiovisuellen Produktionen als entscheidende Ebene des gestalterischen Eingriffs betont wird. Die Postproduktion umfasst aber mehr als die digitalen Manipulationen durch Schnittprogramme, sondern sie ist Teil des Postfaktischen, das sich in der Debatte um Objektivität nicht mehr verschleiern lässt.

²⁹ Serge Daney: *Von der Welt ins Bild. Augenzeugenberichte eines Cinephilen*, hrsg. v. Christa Blümlinger, Berlin 2002, S. 202. Siehe auch Ninye: *Die Wirklichkeit des Dokumentarfilms* (wie Anm. 22), S. 96.

³⁰ Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, in: ders.: *Gesammelte Schriften 4*, hrsg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1980, S. 77f. Siehe auch Ninye: *Die Wirklichkeit des Dokumentarfilms* (wie Anm. 22), S. 153.

³¹ Ninye: *Die Wirklichkeit des Dokumentarfilms* (wie Anm. 22), S. 154.

³² Ebd.

Wahrheit, Wirklichkeit und die Medien der Aufklärung

Cornelius Borck

1. Wahre Welle TV

Seit dem 25. Juni betreibt die Bundeszentrale für politische Bildung den online-Kanal *Wahre Welle TV* als »Projekt zur Stärkung der Medienkompetenz«. Das Projekt ging mit der Idee an den Start, Verschwörungstheorien mit ihren eigenen Mitteln zu überbieten und dadurch für deren potenzielle Anhänger als Irrlehre durchsichtig zu machen:

»Die Idee des Projektes ist es, auf niedrighschwellige Weise ein medienpädagogisches Angebot zu entwickeln, das die Logik von Verschwörungstheorien aufzeigt und die oftmals abstrusen Argumentationen aufdeckt. Das Instrument der satirischen Überspitzung wird hier bewusst gewählt, um die Medienkompetenz und die Fähigkeit zur kritischen Auseinandersetzung mit politischen Themen im Netz zu fördern.«¹

Angesichts der grassierenden Hilflosigkeit gegenüber *fake news* und *alternative facts* kann man der Idee eine gewisse Originalität nicht absprechen und muss den Programmverantwortlichen Mut attestieren. In bislang sechs kurzen Videoclips, die auf *YouTube* und *Facebook* zugänglich sind, werden Verschwörungstheorien u. a. zu 9/11, zur Kontrolle der Medien oder zur Gefährlichkeit von Kondensstreifen scheinbar wissenschaftlich analysiert und als angeblich seriöse Fakten erläutert; lediglich die etwas exaltierten Posen der Moderatoren und vermeintlichen Experten geben Hinweise auf den satirischen Charakter der Sendungen.

Wenn Bildung im staatlichem Auftrag neue Formate sucht und eine Bundesbehörde im Geschäftsbereich des Innenministeriums dazu im Genre der Satire Verschwörungstheorien produziert, darf man das auch als Zeichen für den Ernst der Lage werten: Offenbar lässt sich heutzutage nicht mehr auf den »zwanglosen Zwang des besseren Arguments« (Habermas) vertrauen, um im politischen Diskurs das Gemeinwohl zu bestimmen und zu realisieren. Eine alarmierende Hinwendung zu populistischen Meinungen auf der Basis offensichtlicher Falschinforma-

¹ Bundeszentrale für politische Bildung: Wahre Welle TV, unter: <http://www.bpb.de/presse/271453/wahre-welle-tv> (18. 7. 2018).

tionen und ein schamlos offensiver Einsatz sogenannter *alternative facts* zu politischen Zwecken, nicht nur auf der anderen Seite des Atlantiks, wo dieser problematische Ausdruck gleich zu Beginn der Amtszeit des neuen amerikanischen Präsidenten geprägt wurde, sondern auch mitten in Europa, scheint auf erschreckend drastische Weise zu belegen, dass die klassischen Wege von wissenschaftlicher Aufklärung und reflexiver Kritik nicht mehr greifen. Deshalb experimentiert die Bundeszentrale jetzt mit innovativen Formaten einer ironischen Überbietung pseudowissenschaftlicher Verschwörungstheorien, während gleichzeitig Stimmen lauter werden, in der aktuellen Schieflage zeige sich, dass die postmoderne Wissenschaftskritik für die Krise mitverantwortlich sei. Mit ihrer Kritik an wissenschaftlichen Wahrheitstheorien habe sie nicht nur das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, sondern den Gegnern wissenschaftlicher Wahrheit mit unzulässigen Argumenten in die Hände gespielt.² Entsprechend laut sind heute Stimmen, die fordern, angesichts des Missbrauchs kulturwissenschaftlicher und dekonstruktiver Argumente sei es höchste Zeit, zu bewährten und wissenschaftlich fundierten Konzepten empirischer Tatsachen als Leitkategorien politischen Handelns zurückzukommen.³ Satirische Überspitzung oder ein Appell für den Glauben an wahre Wissenschaft lautet gegenwärtig die zugespitzte Dichotomie in einer scheinbar ausgewogenen Debatte.

Schwierige, unübersichtliche Situationen waren immer schon das Feld der Politik, und bereits zuvor hat eine Bundeszentrale in einer akut bedrohlichen Lage auf Ironie als Mittel der Aufklärung gesetzt. Als in den 1980er Jahren das AIDS-Virus entdeckt worden war und als tödliche Gefahr, gegen die die Medizin kein Mittel besaß, Schreckensszenarien heraufbeschwor, die den bayerischen Innenminister zur Forderung veranlasste, HIV-Infizierte zu isolieren und zwangsweise unterzubringen, startete die Bundesgesundheitsministerin Rita Süßmuth im Verein mit der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung eine betont witzige Aufklärungskampagne, die legendär werden sollte.⁴ Das nationale Fernsehen zeigte u. a. einen Spot, in dem ein Kunde im Supermarkt verschämt unter seinen Einkauf eine Packung Kondome mischt und puterrot anläuft, als die Kassiererin durch den Laden ruft: »Rita, wat kosten die Kondome?« Im Nachhinein stellt sich

² Karl-Heinz Ott: Die schöne postmoderne Beliebigkeit hat den Härtestest nicht bestanden, NZZ vom 19.4.2017.

³ So z. B. Michael Hampe im Interview mit Philipp Aucher, vgl. Raphael Zehnder und Philipp Aucher: Die Wahrheit, die Postmoderne und der Journalismus, SFR2 Kultur »Im Kontext« (14. 3. 2018): »Hat die Postmoderne die Wahrheit auf dem Gewissen?«, unter: <https://www.srf.ch/sendungen/kontext/die-wahrheit-die-postmoderne-und-der-journalismus> (24. 7. 2018).

⁴ Jetzt sehr gut aufgearbeitet in Martin Reichert: Die Kapsel: Aids in der Bundesrepublik, Berlin 2017.

die gesellschaftliche Problematisierung von AIDS als Lehrstunde öffentlicher Auseinandersetzung dar, nach der die Gesellschaft nicht mehr wie vorher war, weil sie gelernt hatte, über Sex und sexuelle Orientierung zu reden.

Diese Parallele könnte Beruhigung versprechen, weil sie an das berühmte Hölderlin-Wort erinnert: »Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.« Davon ist freilich derzeit nichts in Sicht. Die unerträglichen Stimmen am rechten Rand der Gesellschaft werden immer lauter, Gesinnungen bornierter Argument-Verweigerung werden zum politischen Faktum und gegen diese Macht des Faktischen scheint bislang kein Kraut gewachsen. Das dürfte auch der Grund dafür sein, dass die andere Bundeszentrale, die einmal als »Bundeszentrale für Heimatdienst« gegründet worden war, ausgerechnet in dem Moment, wo es wieder einen Minister für Heimat als ihren obersten Dienstherrn gibt, auf ironische Übertreibung als neues Kraut gegen Irrglauben setzt. So mutig und originell das sein mag, unterscheiden sich die Kampagnen, die beide eine ernste Gefahr zum Anlass hatten, aber in einer Hinsicht: Anders als die AIDS-Aufklärung, die mit Witz und Spiel zum individuellen Reden und Handeln motivieren wollte und dabei gerade nicht die HIV-Leugner überbietend adressierte, versucht die neue Kampagne mit einer letztlich mythologischen Figur Rationalität zu retten. Verschwörungstheorien lassen sich nach Ansicht der Bundeszentrale anscheinend nur mit ihren eigenen Mitteln schlagen, wie schon Richard Wagner seinen Parsifal sagen ließ: »Die Wunde schließt der Speer nur, der sie schlug.«

Nicht nur diese mythologische Argumentationsfigur im Hintergrund von *Wahre Welle TV* weckt Zweifel, wie mit einem solchen Projekt Aufklärung gelingen kann. Denn die Clips sind nur auf den ersten Blick auf witzige Weise originell, bei näherem Hinsehen setzt dieses Format gerade nicht auf kritisches Hinterfragen medialer Informationen, sondern zielt auf Durchsetzung der staatlich sanktionierten Position, für Verschwörungphantasmen gäbe es wenigstens in der Bundesrepublik keinen Anlass und erst recht keine wissenschaftlich haltbaren Anhaltspunkte. Das ist sicher richtig, aber mit dieser Eindeutigkeit wird zugleich gerade kein politisch verantwortlicher Umgang mit komplexen wissenschaftlichen Aussagen eingeübt und vorgeführt. Mit seiner Inszenierung von Pseudowissenschaftlichkeit setzt der neue Kanal vielmehr auf eine klare Dichotomie von richtigen versus falschen Aussagen, die am Problem eines angemessenen und verantwortungsvollen Umgangs mit wissenschaftlichen Aussagen vorbeigeht und letztlich eine überkommene Form von Wissenschaftsgläubigkeit propagiert. An diesem Punkt trifft sie sich trotz ihres witzigen Formats letztlich mit dem Pochen der Forscher auf wissenschaftliche Wahrheit.

Die Vermittlung eindeutiger wissenschaftlicher Wahrheiten ist sinnvoller und notwendiger Inhalt schulischer, beruflicher und akademischer Ausbildungsprogramme, aber sie kann kein Bildungsziel und Aufklärungsideal sein. Weil Wis-

senschaft, Forschung und Technik in heutigen Wissensgesellschaften eine so machtvolle Rolle spielen und mit ihren Ergebnissen und Produkten rasant die Wirklichkeit verändern, braucht es kritische Reflexion auf die Dynamik von Wissenschaft und Technik. Die Neuen Medien sind deswegen nicht nur eine Störung der etablierten wissenschaftlichen Diskurse oder ein Symptom der Krise wissenschaftlicher Wahrheit, sondern sie sind selbst einschlägiges Beispiel für die Dringlichkeit kritischer Wissenschafts- und Technikreflexion: Sie sind ohne Zweifel ein Produkt von Wissenschaft und Technik, ihr Einsatz verändert weltweit massiv das Alltagsleben, von der Gestaltung sozialer Beziehungen bis zum Berufsleben und der übermächtigen Informationsökonomie. Die Verbreitung und der Einsatz Neuer Medien sind ein Faktum, bis auf Weiteres anscheinend ein »alternativloses Faktum«. Aber dieser empirische Großversuch im Sozialen fordert gerade mit diesen Fakten zu kritischer Reflexion heraus, sie enthalten keine Antwort, sondern umreißen die Herausforderung für echte Aufklärung über Wissenschaft und Technik. Wenn Wissenschaftskritik als Sündenbock für eine politisch gefährliche Dynamik Neuer Medien ausgegeben und damit ehemals verbindliche Aufklärungsziele aufgegeben werden, scheint es umso dringlicher, über Wahrheit, Wissenschaft und Neue Medien zu diskutieren.

2. Neue Medien und alternativlose Fakten

AIDS und *fake news*: Beide Male ging bzw. geht es um Gefahren der Ansteckung. Gesundheitsaufklärung ist immer auch Biopolitik, und im Bereich von Gesundheit grassieren ähnlich viele aufklärungsresistente Anschauungen wie aktuell in der Politik, weshalb auch politische Aufklärung nicht auf Wissenschaft verzichten kann. Bei AIDS wurde z. B. vom Ostberliner Biologen Jakob Segal verschwörungstheoretisch argumentiert, das Virus stamme aus einem amerikanischen Labor. Das hätte eigentlich gut in die Logik des Kalten Kriegs gepasst, aber sie galt damals schon nicht mehr, und in Zeiten von friedlicher Koexistenz und Glasnost konnte sein Buch nicht gedruckt werden.⁵ *Fake news* und gezielte Desinformationen sind gewiss kein Kennzeichen der Gegenwart, sie gehören zum Werkzeugkasten despotischer Regime, wenn sie über eine Kontrolle der Medien die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten zu beeinflussen suchen. Hier müsste man also eher von einer Art Demokratisierung von Verschwörungstheorien durch die Neuen Medien sprechen, weil sie eine staatliche Kontrolle der Medien unterlaufen, wenn nicht

⁵ Johanna Lutteroth: Das Propaganda-Virus des KGB, in: Spiegel-Online (22.06.2012), unter: <http://www.spiegel.de/einestages/ddr-verschwörung-aids-aus-dem-labor-a-947607.html> (25.7.2018).

mächtige Institutionen wie *Facebook*, *Amazon* oder die Netzwerke rechter Organisationen an deren Stelle getreten wären. Es scheint, als hole hier die Realität der Neuen Medien die erhoffte Wirksamkeit wissenschaftlicher Aufklärung durch frei zugängliche Informationen ein, so wie schon zuvor längst klar geworden ist, dass das Ende des Kalten Kriegs keinen ewigen Frieden bedeutet.

Der Vergleich mit der gesellschaftlichen Auseinandersetzung über AIDS wirft die Frage auf, ob eine Zukunft nach »postfaktischen Zeiten« (Angela Merkel) vorstellbar ist, in der die gegenwärtige Debatte über »alternative Fakten« nicht zu einer hilflosen Verschanzung der Wissenschaft hinter ihre Wahrheiten und einer Überlassung des politischen Feldes an die lauterer Schreihälse geführt haben wird, sondern zu einer Liberalisierung im wissenschaftspolitischen Feld, ähnlich wie seinerzeit die AIDS-Diskussion die Gesellschaft kulturell verändert hat. – Wer so denkt und fragt, steht heute allerdings am Pranger derer, die sich um den Wert der Wissenschaft sorgen.⁶ Er gilt heute nicht als blauäugiger Idealist, der vergeblichen Hoffnungen nachhängt, sondern »postmoderne« Wissenschaftskritik wird mitverantwortlich gemacht für die gegenwärtige Krise wissenschaftlicher Autorität und für eine mangelnde Anerkennung wissenschaftlicher Fakten. Die Thesen von der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit und der soziotechnischen Formung wissenschaftlicher Theorien scheinen so abgewirtschaftet, dass sie nicht einmal mehr als postmoderner Irrglauben gelten, sondern als Sündenböcke für schwindende Anerkennung von Wissenschaft erhalten müssen.⁷

In der Zuspitzung der Debatte auf falsche Meinungsmache und überzogene Wissenschaftskritik mag eine Besinnung auf die »harten Fakten« empirischer Forschung als selbstverständlicher Schritt wissenschaftlicher Argumentation, wenn nicht als logisch zwingender Ausweg erscheinen. Aber halten die »harten« Fakten, was sie versprechen, und muss die Wissenschaftsreflexion als überzogen abgetan werden? Kuriose und überzogene Theorien gab es schon immer in den Natur- wie in den Geisteswissenschaften, freilich hatte dagegen bislang stets die Parole wissenschaftlicher Aufklärung helfen sollen. Wenn Kritik an Wissenschaft die Mitschuld an der gegenwärtigen Krise gegeben wird und sie deshalb politisch statt wissenschaftlich zurückgewiesen wird, scheint dieser Konsens nicht mehr zu tragen. Soll fortan etwa nicht mehr gelten, dass wissenschaftliche und politische Aufklärung parallel gehen? Kann Wissenschaft tatsächlich bei einem politischen

⁶ Marcel Kuntz: *The Postmodern Assault on Science – If All Truths Are Equal, Who Cares What Science Has to Say?* EMBO Report 13: 885.889, 2012. John Horgan: *When Naïve Realism Collides with Postmodernism*, in: *Scientific American* (6. 11. 2015), unter: <https://blogs.scientificamerican.com/cross-check/when-naive-realism-collides-with-postmodernism/> (24.7.2018).

⁷ Michael Hampe: *Katerstimmung bei den pubertären Theoretikern*, in: *DIE ZEIT* (15. 12. 2016).

Zuviel an Kritik und Reflexion angekommen sein, weshalb sie sich im Namen von Demokratie und Menschenrechten auf die Unbestreitbarkeit ihrer Fakten besinnen müsse?

Der *March for Science*, der am 22. April weltweit mehr als eine Million Unterstützer auf die Straßen trieb und der von vielen führenden Wissenschaftsorganisationen unterstützt wurde, zeigte solche bedenklichen Tendenzen in Slogans, die gegen *alternative facts* die unbezweifelbare Evidenz »alternativloser Fakten« propagierten: »Für alternativlose Fakten, für wissenschaftliche Evidenz, für Wahrheit in der Politik.«⁸ Die meisten wollten ein ehrliches Zeichen gegen »postfaktisches Denken« und »gefühlte Wahrheiten« setzen, wie eine Umfrage des KIT unter den Teilnehmenden ermittelte.⁹ Gefühlte Wahrheiten mögen in psychotherapeutischen Beziehungen eine wichtige Rolle spielen, aber sie taugen nicht als Argumente im politischen Diskurs, und wer »postfaktisch« argumentiert, denkt schlicht falsch. Wer allerdings mit dem Slogan »Für alternativlose Fakten, für wissenschaftliche Evidenz, für Wahrheit in der Politik« kämpft, schießt über das Ziel hinaus, weil er der Demokratie keinen Raum mehr lässt für das Ringen um die besseren Argumente, und sitzt einer Ideologie der Evidenz auf, mit der gegenwärtig Wissenschaft auf zweifelhafte Weise zu politischen Zwecken benutzt wird.¹⁰

Evidenz-basierte Entscheidungsalgorithmen sind sicher ein rationales, aber auch ein problematisches Mittel, um in komplexen Wirklichkeiten zu tragfähigen Lösungen zu kommen. Hier zeigt sich einmal mehr, dass Wissenschaft vielleicht als alternativlos zur Bewältigung komplexer Wirklichkeiten gelten darf, aber ihre Befunde, Ergebnisse und Strategien niemals alternativlos sind, sondern immer offen für Kritik und neue Einsichten bleiben müssen. Wo empirische Evidenz zur unbezweifelbaren Wahrheit wird, droht Wissenschaft zu einer Maschine zur Produktion von Fakten zu entarten, die keinen Spielraum mehr für Theorie und Deutung lässt. Wissenschaft würde zum Helfershelfer einer szientistischen Diktatur unter dem Signum der Fakten und ihrer mächtigen Fürsprecher. Die Einführung Evidenz-basierter Evaluationsverfahren und *guidelines* war in der Medizin die Reaktion auf eine Inflation wissenschaftlicher Wahrheiten, als keiner mehr die

⁸ Kathrin Zinkat in ihrem Kommentar über den *March for Science*, vgl. dies.: Forscher, auf die Barrikaden!, in: *Süddeutsche Zeitung* (11. 2. 2017).

⁹ Vgl. Carsten Könneker und Philipp Niemann: Wer marschiert da – und wofür? Ergebnisse einer nicht-repräsentativen Befragungsstudie zur Teilnahme am »*March for Science*« in Deutschland, unter: www.wissenschaftskommunikation.de/science-march-deutschland-wer-marschiert-da-und-wofuer-4487 (18. 7. 2018).

¹⁰ Die Rede von Fakten und Evidenz untergräbt damit tendenziell das Vertrauen, auf das es in der Wissenschaft wie im öffentlichen Diskurs ankommt, vgl. Carsten Könneker (Hg.): *Fake oder Fakt? Wissenschaft, Wahrheit und Vertrauen*, Berlin 2018.

zahllosen Studien mit oft widersprüchlichen Ergebnissen überblicken konnte.¹¹ Die rasante Ausbreitung von Evidenz-basierter Politik hingegen deutet darauf hin, dass ein aus der Klinik für die Klinik entwickeltes Entscheidungsverfahren eine problematische Eigendynamik als Regierungstechnik entfaltet, die dessen wissenschaftliche Legitimation übersteigt und zu einem blinden Glauben an Fakten zu führen droht.¹²

Hier zeigt sich, was mit der Rede von *alternative facts* auf dem Spiel steht: Weder kann Wissenschaftsreflexion auf die Anerkennung von Wissenschaft verzichten, noch Wissenschaft auf das kritische Hinterfragen ihrer Ergebnisse und Fakten auf der Suche nach alternativen Deutungen und neuen Einsichten. Denn auch die Kritik der Wissenschaftsreflexion erfolgt noch im Namen von Wissenschaft, und Wissenschaft funktioniert generell nur im Widerstreit der Theorien und in der dadurch angeleiteten Interpretation von Daten. *Fake news* und *alternative facts* bedrohen mit ihrer Wissenschaftsfeindlichkeit demokratische Politik, weil sie Wissenschaftsskepsis zu einer machtvollen Strömung machen. Aber ebenso bedrohlich ist es, gegen diese Anfeindung Wissenschaft als unbezweifelbare Wahrheit von Fakten rehabilitieren zu wollen (und sei es auch mit dem ehrbaren Ziel einer Eindämmung falscher Wissenschaftsskepsis). Denn Wissenschaft braucht Kritik und sie lebt von der Offenheit für neue Einsichten. Mit einer vermeintlich unbezweifelbaren Evidenz alternativloser Fakten verliert Wissenschaft ihr wesentliches Merkmal autokritischer Korrektur und wird als Wissenschaftsgläubigkeit zu einer Ersatzreligion.

Dagegen hilft nur Aufklärung, nämlich Aufklärung über die wahre Natur der Fakten als sozial konstruiert, technisch hergestellt und medial vermittelt. Die vage Hoffnung auf eine Liberalisierung des wissenschaftspolitischen Feldes durch die gegenwärtige Krise ist also keine träumerische Vision, sondern Ausdruck eines notwendigen Festhaltens am wissenschaftlich-aufklärerischen Projekt selbst. Die Stärke von Wissenschaft lag schon immer darin, dass sie sich langfristig in der Wirklichkeit bewährt. Spätestens seit der Neuzeit gehört zu ihrer Wirksamkeit eine massive Transformation der Welt, die inzwischen zu einer ebenso großen wissenschaftlichen wie politischen Herausforderung geworden ist. Die Neuen Medien sind selbst Teil dieses Prozesses. Wenn sie derzeit drohen, die Wissenschaft so kräftig zu erschüttern, dass dagegen an eine neue Wissenschaftsgläubigkeit appelliert wird, dann ist damit als Aufgabe umrissen, mit Medientheorie die Wissenschaftsreflexion zu erweitern, um die Krise produktiv zu bewältigen.

¹¹ Cornelius Borck: *Medizinphilosophie zur Einführung*, Hamburg 2016.

¹² Vgl. Nancy Cartwright und Jeremy Hardie: *Evidence-based Policy: A Practical Guide to Doing It Better*. Oxford 2012.

3. Fakten als Tatsachen

Auf den ersten Blick scheint die Initiative der Bundeszentrale durchaus ein Beispiel für eine medientheoretisch geschulte Reaktion zu liefern, wenn sie in einer Situation der Anfechtung etablierter Medien andere Wege beschreitet und sich nicht nur der neuen Kanäle bedient, sondern auch die dort vorherrschenden Formate assimiliert. Indem sie ihre Arbeit weniger als Informationsvermittlung konzipiert, sondern als diskursive Intervention inszeniert, erweist die Bundeszentrale sich gewissermaßen auf der Höhe des *performative turns*. Allerdings steht diesem Eindruck das Informationsmaterial zum Projekt entgegen. Denn anders als in der oben zitierten Pressemitteilung wird hier keine Theorie des Performativen oder der paradoxen Intervention bemüht, sondern die klassische Wissenschaftsphilosophie der Falsifikation von Karl Popper: »Eine der wichtigsten Fragen, um die Sinnhaftigkeit einer wissenschaftlichen Hypothese zu prüfen ist: Was müsste passieren, damit die Theorie sich für die Anhängerin und den Anhänger als falsch herausstellt? Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler können auf diese Frage eine Antwort geben, Verschwörungstheoretikerinnen und -theoretiker meist nicht.«¹³ Falsifizierbarkeit war in der Tat das sogenannte Demarkationskriterium gewesen, mit dem Popper gehofft hatte, Wissenschaft von Unwissenschaft zu scheiden, also von magischen oder religiösen Vorstellungen und Glaubenssystemen einerseits und von pseudowissenschaftlichen Irrlehren andererseits (was seiner Meinung nach bekanntlich vor allem auf Marxismus und Psychoanalyse zutraf).

Falsifizierbarkeit war zur Zeit von Poppers Arbeit an der *Logik der Forschung* im Wien der Zwischenkriegszeit ein bahnbrechendes und kritisches Argument, nicht etwa weil dort Freuds Lehre zum Dogma geworden und die Stadt kurzzeitig von kommunistischen Regierungen umgestaltet worden war, sondern weil mit dem Logischen Positivismus eine Wissenschaftsphilosophie entstanden war, die mit den Methoden wissenschaftlicher Strenge nochmals die Sicherheit metaphysischer Wahrheit erreichen wollte, wie sie nur der Monotheismus geoffenbarter Wahrheit hatte garantieren können. Denn wissenschaftlicher Relativismus ist kein Exotikum und Kennzeichen postmoderner Theorieverirrung, wie manche Freunde der Wissenschaft zu ihrer Verteidigung heute vermuten, sondern wissenschaftlicher Relativismus war schon der Kern der wissenschaftlichen Revolution gegen den Absolutismus der Kirche. Seitdem weder die Bibel noch Rom die Wahrheit einer wissenschaftlichen Lehre garantieren, braucht es strenge Kriterien und überprüfbare Verfahren der Herstellung wissenschaftlich gültiger Aussagen. Darin gründet

¹³ Bundeszentrale für politische Bildung: Warum Verschwörungstheorien nicht tot zu kriegen sind, unter: <http://www.bpb.de/lernen/projekte/270406/warum-verschwoerungstheorien-nicht-tot-zu-kriegen-sind>. (18. 7. 2018).

eine strukturelle Verwandtschaft neuzeitlicher Wissenschaft mit juristischen Verfahren und politischen Entscheidungsprozessen.¹⁴ An die Stelle metaphysischer Wahrheit ist damit die Gültigkeit wissenschaftlicher Aussagen getreten.

Diese Gültigkeit stützt sich einerseits auf die Einhaltung der Regeln und Verfahrensvorschriften und andererseits auf den sozialen Kontext der Anerkennung der auf diese Weise gewonnenen Einsichten, selbstverständlich stets in enger Tuchfühlung mit den materiellen und technischen Voraussetzungen der Forschung und auf dem Boden der Zuverlässigkeit der mit dem neuen Wissen erreichbaren Effekte. Die Regeln für die methodisch angeleitete Herstellung und für die verfahrensmäßig geordnete Anerkennung garantieren wissenschaftlichen Aussagen eine gewisse Haltbarkeit. Die Ambivalenz des Wortes ›Haltbarkeit‹ im Sinn von Belastbarkeit gegen kritische Herausforderungen und im Sinne von Beständigkeit im Prozess zeitlicher Erosion trifft dabei recht genau den Kern der Sache. Wissenschaft ist ein Teilsystem der Gesellschaft, das sich objektivierend auf ihre jeweiligen Gegenstände bezieht und nach seinen eigenen sozialen Regeln funktioniert.

Wissenschaft hat es dabei mit Wahrheitsansprüchen zu tun, und das ruft die Philosophie auf den Plan. Descartes' *Discours de la méthode* und Kants *Kritik der reinen Vernunft* stellen bis heute wegweisende philosophische Versuche dar, aus den logischen Gesetzen des Denkens vernünftige Regeln für wissenschaftliche Erkenntnis abzuleiten, aber sie bestimmen damit vor allem deren Grenzen – wie von Immanuel Kant klar formuliert und von Michel Foucault radikalisiert.¹⁵ Zu Helden der wissenschaftlichen Revolution hingegen wurden Andreas Vesal, Galileo Galilei oder Isaac Newton, weil sie alte Gewissheiten über Bord warfen und mit ihren eigenen Händen und mit neuen Werkzeugen die Überlieferung hinterfragten, auch wenn sie dafür von der Kirche zum Abschwören ihrer Einsichten gezwungen wurden und schließlich bei der klammen Versicherung landeten *hypotheses non fingo*. Denn frei erfunden sollten wissenschaftliche Hypothesen selbstverständlich nicht sein, aber gut ausgedacht müssen sie eben schon sein, damit sie dem skeptischen Urteil der kritischen Kollegen standhalten.¹⁶ Wer heute

¹⁴ Deshalb kann Bertolt Brecht um eine Figur wie Galilei ein politisches Theaterstück entwerfen. Gleichzeitig differenzieren sich moderne Gesellschaften aber entlang der Unterschiede ihrer verschiedenen Teilbereiche, wie von Niklas Luhmann in seiner Theorie sozialer Systeme rekonstruiert, vgl. ders.: *Soziologische Aufklärung: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Opladen 1970.

¹⁵ Philipp Sarasin: *Fakten und Wissen in der Postmoderne*, Bundeszentrale für politische Bildung (28. 3. 2017), unter: <http://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtspopulismus/245449/fakten-und-wissen-in-derpostmoderne>, (24.7.2018).

¹⁶ Zu einer solchen Praxeologie der Wahrheit vgl. Bernhard Kleeberg und Robert Suter (Hg.): ›Doing Truth‹: Bausteine einer Praxeologie der Wahrheit, in: *Zeitschrift für Kul-*

auf unbezweifelbare Evidenz pocht, forciert also letztlich einen Denkstil, der wahlweise gefühlten Wahrheiten oder religiöser Offenbarung gefährlich nahekommt.

Erst der enorme Aufstieg der experimentellen Laborwissenschaften im 19. Jahrhundert mitsamt ihrer wissenschaftlich-technischen Produktivität und erst die vielfache Bestätigung, dass wichtige Ergebnisse dieser Forschungen sich zu abstrakten mathematischen Formeln zusammenfügen ließen, beförderte an der Wende ins 20. Jahrhundert die Hoffnung des Wiener Kreises, mit wissenschaftlichen Methoden nicht nur bei empirisch bestätigten Aussagen, sondern bei unbezweifelbarer Wahrheit anzulangen. Popper war nicht der einzige, der daran zweifelte, das hatte Nietzsche schon eine Generation vor ihm getan, und aus dem Wiener Kreis heraus sollte Wittgenstein mit sprachphilosophischen Argumenten daraus eine der wichtigsten skeptischen Philosophien des 20. Jahrhunderts machen. Aber im Unterschied zu beiden wurde Popper nicht müde, seine Absage an endgültige Wahrheiten mit einer klaren Perspektive auf Fortschritt in der Wissenschaft zu verknüpfen: Das Kriterium der Falsifizierbarkeit schied nicht nur echte wissenschaftliche Aussagen von pseudowissenschaftlichen Behauptungen, sondern sollte Wissenschaft auf einen Pfad einschwenken lassen, auf dem irrige Aussagen Stück für Stück geprüft und verworfen werden konnten, bis immer besser belegte Theorien übrig blieben. Das ist bis heute die spontane Philosophie vieler Naturwissenschaftler.

Keiner wird bestreiten, dass Wissenschaft und Technik erfolgreiche Programme zur Beschreibung, Eroberung und Veränderung der Welt waren, in deren Folge heute robuste Wissensbestände über die verschiedensten Aspekte der Wirklichkeit zur Verfügung stehen. Aber der Umkehrschluss auf die unumstößliche Wahrheit dieser so vielfach bestätigten Wissenschaft bleibt unzulässig, und die Wissenschaftsgeschichte kennt viele Beispiele, wie wissenschaftliche Theorien immer wieder verändert und auch zentrale Annahmen über den Haufen geworfen wurden – von der wissenschaftlichen Revolution der Frühen Neuzeit über die Formulierung der Relativitätstheorie vor hundert Jahren bis zur Aufkündigung des genetischen Determinismus durch die Epigenetik am Beginn des 21. Jahrhunderts.

Nur drei Jahre nach der englischen Übersetzung von Poppers *Logik der Forschung* veröffentlichte Thomas Kuhn dazu sein Buch über die *Structure of Scientific Revolutions*.¹⁷ Und spätestens mit dem »strong programme« der Edinburgh School formierte sich Wissenschaftsgeschichte als empirisch-historische Einspruchsinanz

turphilosophie 8 (2014), S. 211–226, womit sie den Themenschwerpunkt des Heftes einleiten, der auf den Seiten 227–309 von sechs weiteren Autoren entfaltet wird.

¹⁷ Karl Popper: *Logik der Forschung: Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaft*, Wien 1935; ders.: *The Logic of Scientific Discovery*, London 1959; Thomas S. Kuhn: *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago 1962.

gegen Wissenschaftsphilosophie.¹⁸ Wissenschaftsgeschichte beschreibt nicht nur die historischen Kontingenzen wissenschaftlich-technischer Entwicklungen, die dann wissenschaftsphilosophisch rekonstruiert werden können, sondern sie zeigt dabei auch, welche sozialen Interaktionen, materiellen Bedingungen und technischen Optionen auf die Geltung wissenschaftlicher Theorien durchschlagen. Was immer Wissenschaft als Wahrheit über die Welt feststellt, ihre Aussagen sind mitgeformt und mitbestimmt von diesen konkreten Rahmenbedingungen ihrer Praxis. Wissenschaftliche Tatsachen haben eine Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte, wie Ludwik Fleck im Titel seines Hauptwerks (das zeitgleich mit Poppers *Logik der Forschung* erschien) formulierte, von der sich ihre Wahrheit nicht abheben lässt.¹⁹ Wissenschaftliche Aussagen bleiben an die Bedingungen gebunden, unter denen sie festgestellt wurden, das unterscheidet sie von philosophischen Aussagen a priori und von den Glaubenssätzen religiöser Systeme.

Wissenschaften haben es eben mit Fakten zu tun – aber anders als heute gegen die grassierende Wissenschaftsskepsis behauptet wird, sind diese Fakten gerade nicht alternativlos. Unzählige Entscheidungen waren zu treffen, für viele gab es gute Gründe, andere folgten verheißungsvollen Optionen und manchmal spielte der Zufall mit. Jede Abweichung auf dem Weg zu den heute anerkannten Fakten hätte die Wissenschaft in eine andere Zukunft geführt, und welche Fakten morgen in der Wissenschaft Gültigkeit haben werden, lässt sich heute kaum vorhersagen. In genauem Wortsinne sind Fakten nämlich das, was ihre Etymologie aussagt: ›Gemachtes‹. Die deutsche Sprache kennt neben dem Lehnwort der Fakten einen eigenen Ausdruck, der denselben Sachverhalt noch expliziter auf den Punkt bringt: Fakten sind im wörtlichen Sinne ›Tatsachen‹, ihnen liegen menschliche Taten zugrunde, das Hantieren mit Instrumenten und heute das Rechnen mit großen Datenmengen. Die Gegenstände der Naturwissenschaften sind Objekte; was wir über sie wissen, hängt nicht nur von ihrer Natur ›da draußen‹ ab, sondern ebenso von unseren Ideen über sie und den daraus entwickelten Untersuchungsmethoden und der langen Geschichte mehr oder weniger vergeblicher Versuche, ihrer habhaft zu werden.

Noch ein Weiteres kommt hinzu, das in der gegenwärtigen Diskussion über eine vermeintlich überzogene Wissenschaftskritik und in der falschen Dichotomie von Pseudowissenschaft versus alternativlose Fakten unterschlagen wird: Bei den meisten Gegenständen gegenwärtiger Forschungen handelt es sich nicht mehr um unabhängig von der Forschungs- und Technikgeschichte »gegebene« Dinge wie den berühmten Apfel, der vom Baum fällt, sondern um hochkomplexe Aggregate

¹⁸ David Bloor: *Knowledge and Social Imagery*, London 1976.

¹⁹ Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Basel 1935.

vorausgegangener wissenschaftlicher Repräsentations- und Interventionsverfahren. Ein Röntgenbild kann jedem geschulten Zahnarzt den von Karies befallenen Zahn zeigen, weil die Medien der Darstellung entsprechend standardisiert wurden und sich entsprechend als diagnostische Verfahren etabliert haben. Das Aufbohren des Zahns und die Beseitigung der Zahnfäule verursachen Schmerzen, aber die Technik funktioniert zuverlässig, um einen weiteren Verfall zu stoppen. Die Technik kann zukünftig noch verbessert werden, aber wissenschaftliche Fragen zur Triftigkeit der röntgenologischen Repräsentationen stellen sich hier nicht.

Bei aktuell heißen Forschungsfeldern hingegen kommt dieses Modell unproblematischer ›Abbildung‹ an seine Grenzen. Die Medien der modernen Hirnforschung z. B. visualisieren ›Aktivierungszustände‹, die es nicht unabhängig von den theoretischen Konstruktionen, in die sie eingebettet sind, gibt. Die molekulargenetische Forschung synthetisiert Proteine, deren eindeutige Namen im Widerspruch zu ihren zahllosen physiologischen Effekten stehen. Die Algorithmen sozialer Medien verkoppeln die Beobachtung der Realität unzähliger Entscheidungen mit deren Gestaltung, sodass sich hier längst keine Wirklichkeit mehr von der Wirkung dieser Medien unterscheiden lässt. Das ›Anthropozän‹ ist nur der umstrittene Name dafür, dass Fakten in präzise dem Sinne alternativlos geworden sind, dass in sie die Geschichte der Beobachtung von Wirklichkeit und der Intervention in sie eingeschrieben ist. Wissenschaft beschreibt Wirklichkeit und ist Teil der Wirklichkeit. Allein schon aufgrund ihrer Wirkmächtigkeit kann sie nicht bei einstmals ›festgestellten‹ Wahrheiten stehenbleiben, sondern muss sie immer wieder überprüfen.

4. Wissenschaft als materielle und diskursive Praxis

Der erste Naturwissenschaftler, den Popper mit seinem Falsifikationismus überzeugen konnte, war der Neurophysiologe John Eccles. Sie wurden lebenslange Freunde, weil Poppers Aufforderung an Eccles, am kritischsten gegenüber seinen eigenen Forschungen zu sein, dazu führte, dass Eccles tatsächlich seine eigene Theorie widerlegte und dafür prompt mit einem Nobelpreis ausgezeichnet wurde. Popper traf Eccles zwischen der Niederlage Hitlers und dem Atombombenangriff auf Hiroshima im Juni 1945 in Neuseeland, als beide dort im Exil waren. Eccles begeisterte sich sofort für Poppers Anschauungen, sie halfen ihm, eine unübersichtlich und kompliziert gewordene Landschaft widerstreitender experimenteller Beobachtungen zu strukturieren und mit klar formulierten Hypothesen zu ordnen. Aber ein genauerer Blick auf diese berühmte Episode, die Poppers Kritischen Rationalismus des Falsifikationismus zum Erfolgsmodell machte, zeigt, dass selbst hier im Einzelfall des begeisterten Forschers und gelehrigen Schülers die Wissen-

schaftsphilosophie keine Anleitung zum Experimentieren, sondern vielmehr zum Ordnen und Aufschreiben ihrer Ergebnisse geliefert hat. Denn trotz Eccles' sofortiger Bekehrung zu Poppers Wissenschaftsphilosophie im Juni 1945 experimentierte er weiter wie bisher und suchte noch bis zum entscheidenden Versuch im Jahr 1951 in immer ausgefeilteren Versuchsanordnungen nach Bestätigungen für seine schließlich scheiternde Theorie.

Aus Sicht der neueren Wissenschaftsgeschichte ist dieser Befund wenig überraschend, denn mit überwältigendem Beweismaterial hat sie herausgearbeitet, dass das Testen von Hypothesen keine voraussetzungslose Prüfung ist, sondern sich eingebettet in Experimentalsysteme vollzieht, in denen komplexe technische und materielle Voraussetzungen geschaffen werden, um unwahrscheinliche Ereignisse überhaupt reproduzierbar beobachten und neuen Testbedingungen aussetzen zu können.²⁰ Erst in dieser wechselseitigen Stabilisierung von sedimentierter Forschungspraxis, theoretischen Vorannahmen und neuen experimentellen Optionen in einem von einer Forschergemeinschaft kollektiv, aber mit widerstreitenden Annahmen bearbeiteten Feld lassen sich gezielt und systematisch Ergebnisse erzielen und im wissenschaftlichen Diskurs verhandeln. Theoretisch und seiner Überzeugung nach war Eccles längst auf Poppers Seite, aber sein Experimentalsystem hielt ihn weiter auf dem einmal eingeschlagenen Kurs. Erst nach sechs Jahren gezielter Hypothesenprüfung sah Eccles sich gezwungen, seine Hypothese aufzugeben, und erklärte die Theorie einer elektrischen Signalübertragung an der Synapse für falsifiziert.²¹ Diese sechs Jahre des Ringens um die richtige Theorie haben sich offenbar nicht abkürzen lassen und auch dann waren längst nicht alle Forscher im neurophysiologischen Feld von Eccles' Widerlegung der Theorie überzeugt.

Die Laborwelten der modernen Wissenschaften sind Orte einer gezielten Herstellung, Beobachtung und Manipulation von Forschungsgegenständen zur Testung wissenschaftlicher Hypothesen, aber weil Forschung notwendigerweise in Zonen des Nichtwissens operiert, bleiben die dabei erzielten Ergebnisse immer an die dabei vorausgesetzten Theorien und die technischen Voraussetzungen der Versuchsanordnung, kurz die Medien der Forschung, gebunden. Erst in der wissenschaftsphilosophischen Rekonstruktion der auf diesem Weg erzielten Ergebnisse lassen sich die Versuche aus der Rückschau zu einer *Logik der Forschung* zusammensetzen, nachdem die Forschergemeinschaft sich über die Interpretation der Ergebnisse geeinigt hat. Poppers Falsifikationismus hatte eine bis heute so durch-

²⁰ Hans-Jörg Rheinberger: *Experimentalsysteme und epistemische Dinge: Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001.

²¹ Cornelius Borck: *Soups and Sparks Revisited: John Eccles' Path from the War on Electrical Transmission to Mental Sparks*, in: *Nuncius* 32 (2017), S. 286–329.

schlagende Wirkung auf Naturwissenschaftler, weil er für diesen Teil der wissenschaftlichen Arbeit so klare Perspektiven aufzeigte – und obwohl seine Philosophie so ungeeignet ist, die tatsächlichen Prozesse in der Arbeit an den Phänomenen und auf der Suche nach aussagekräftigen Ergebnissen abzubilden.

Die Stärke von Poppers Wissenschaftsphilosophie liegt also nicht in der empirischen oder normativen Rekonstruktion wissenschaftlicher Praxis, sondern in der argumentativen Überzeugungskraft einer philosophisch geschulten Rekonstruktion von Forschung. Diesen Aspekt zeigen Eccles' Arbeiten in besonders eindrucksvoller Weise: Unmittelbar nach der Begegnung mit ihm fing Eccles – unter Poppers gezielter Anleitung – an, seine Publikationen im Vokabular von Hypothese, Prüfung und Falsifikation zu strukturieren und seine eigenen Arbeiten auf diese Weise zu rhetorisch überzeugenden Argumenten zu organisieren. Bereits Ende 1945 publizierte er in der Zeitschrift *Nature* einen Artikel, mit dem er seine gesamte bisherige Forschungspraxis im Licht seiner neuen Wissenschaftsphilosophie als Arbeit an einer zu prüfenden elektrischen Theorie der Signalübertragung zusammenfasste – und im letzten Satz auf die entscheidende Hilfestellung hinwies: »I wish to thank Dr. K. R. Popper for his stimulating and helpful criticism.«²² Viel stärker als in Eccles' Forschungspraxis intervenierte Popper in dessen wissenschaftliche Arbeit an der Darstellung der Ergebnisse.

Empirische Forschung ist ein Projekt der systematischen Beobachtung, Beschreibung und Manipulation von Wirklichkeit, aber unabhängig davon, ob sie es dabei mit objektiven Gegenständen der Natur, mit sozialen Tatsachen, psychischen Phänomenen oder literarischen Texten zu tun hat, bleibt Wissenschaft immer auf die Kommunikation ihrer Ergebnisse im Diskurs und damit auf sprachliche Argumentationen, auf die Medien und rhetorischen Mittel der Darstellung angewiesen. Wissenschaft ist immer auch eine diskursive Praxis, in der mit überzeugend gebauten Argumenten um die stärkere Interpretation von Befunden gekämpft und gerungen wird. In dieser Hinsicht wird Eccles' Begegnung mit Popper zum Lehrbeispiel, das über den konkreten Einzelfall hinausweist. Für Popper war Eccles der lebende Beweis, dass seine Wissenschaftsphilosophie praxistauglich ist, und die Bundeszentrale für politische Bildung folgt ihm heute darin mit ihrer Begründung für die Unterscheidbarkeit von pseudowissenschaftlichen Verschwörungstheorien und echten wissenschaftlichen Hypothesen.

Die genauere Analyse des historischen Materials zeigt hingegen eine ganz andere, viel abgründigere Pointe: Popper hat der empirischen Forschung den Weg zum wissenschaftlichen Fortschritt gewiesen, aber auf eine Weise, dass fortan nicht mehr unterscheidbar ist, was hier der Rhetorik bzw. dem geteilten Erwartungs-

²² John C. Eccles: An Electrical Hypothesis of Synaptic and Neuromuscular Transmission, in: *Nature* 156 (1945), S. 680–682.

horizont der Forschungsgemeinschaft geschuldet ist und was den erzielten empirischen Befunden. Freilich lassen sich einzelne Experimente genauso wenig als unabhängige und neutrale Prüfsituationen aus dem Kontext von Experimentalsystemen herauslösen, wie eine rhetorisch geschickte Darstellung Ergebnisse in beliebige Richtungen interpretieren kann. Letztlich bleibt als Kriterium gelingender Forschung ihre Bewährung im Alltag und ihre Wirksamkeit entlang postulierter Effekte.²³ Aber »alternativlose Fakten« gibt es nur als banale wissenschaftliche Aussagen wie »Menschen benötigen Luft zum Atmen« und damit außerhalb der aktuellen wissenschaftlichen Diskussionen.

Wissenschaft jeglicher disziplinärer oder methodischer Ausrichtung bleibt auf Sprache, Kommunikation und Diskursivität angewiesen, und zwar nicht nur zur Vermittlung ihrer Ergebnisse in die Öffentlichkeit, sondern um sich überhaupt erst darüber zu verständigen, was sie weiß und herausgefunden hat. Das war schon eine wesentliche Einsicht von Flecks »Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv«, und der kulturwissenschaftliche Dekonstruktivismus ist ihm darin gefolgt. Aber daraus folgt gerade keine rhetorische Beliebigkeit wissenschaftlicher Aussagen, sondern ihre passgenaue Einfügung in die jeweiligen Felder der gesellschaftlich-wissenschaftlichen Auseinandersetzung, wie gerade der Streit um angemessene Modellierungen von Klimaprognosen belegt. Wissenschaft ist ein Teilsystem der Gesellschaft, in dem um die richtige Deutung von Versuchsergebnissen im Diskurs gerungen wird. Allenfalls in esoterischen Orchideenfächern, in denen nur wenige Spezialisten um exotische Spezialfragen streiten, können Wissenschaften sich vergleichsweise frei von einem solchen gesellschaftlichen Bewährungsdruck entwickeln.

Poppers Wissenschaftsphilosophie ist für Naturwissenschaftler so verführerisch, weil er ihnen das Mandat erteilt, im Namen der Natur überzeugende Argumente zu entwickeln, ohne Rechenschaft über die sprachliche Natur dieser Überzeugungskraft ablegen zu müssen. Die Bundeszentrale für politische Bildung sitzt dieser Rhetorik auf, wenn sie ihre aktuelle Kampagne gegen Verschwörungstheorien mit seinem Demarkationskriterium unterfüttert. »Eine der wichtigsten Fragen, um die Sinnhaftigkeit einer wissenschaftlichen Hypothese zu prüfen ist: Was müsste passieren, damit die Theorie sich für die Anhängerin und den Anhänger als falsch herausstellt?«²⁴ Im Licht des hier analysierten Fallbeispiels wird deutlich, dass eine solche Argumentation das Aufklärungsideal unterläuft, das angeblich ihre Mission ist. Im Begriff »Sinnhaftigkeit« scheint noch der Horizont der kom-

²³ Wie dies Ian Hacking als Realitätskriterium für Forschungsgegenstände in seiner Wissenschaftsphilosophie eingeführt hat, vgl. ders.: *Representing and Intervening: Introductory Topics in the Philosophy of Natural Science*, Cambridge 1983 (dt. Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaften, Stuttgart 1996).

²⁴ Bundeszentrale für politische Bildung: *Verschwörungstheorien* (wie Anm. 13).

plexen Forschungskontexte auf, in die alles Experimentieren immer eingebettet bleibt, aber die Aussage konterkariert nicht nur diese materielle Vielschichtigkeit, sondern suggeriert, dass Experimente für sich sprechen könnten. Dabei zielen die Clips der aktuellen Kampagne auf genau jene Ebene rhetorischer Überzeugung ab, die von der hier in Anspruch genommenen Wissenschaftsphilosophie befeuert und zugleich in ihrer Relevanz negiert wurde. Die Bundeszentrale agiert also offensichtlich raffinierter, als sie selbst weiß, sie setzt auf die Mittel der Neuen Medien und auf eine performative Rhetorik der Überzeugung, die zum Wesen von Wissenschaft gehören, auch wenn die dabei in Anschlag gebrachte Wissenschaftsphilosophie darüber schweigt.

Eine ähnliche Diskrepanz zwischen dem Argument und der damit mobilisierten Logik offenbart sich im Slogan der »alternativlosen Fakten« und im Pochen auf wissenschaftlich unabweisbare »Evidenz«, denn sie zielen auf eine rhetorische Schließung jener Debatten, aus denen Wissenschaft als Forschung ihre Produktivität bezieht. Aber hier wirkt der Befund deutlich beunruhigender, weil ihm – anders als bei der Kampagne der Bundeszentrale – keine performative Intervention in den Formaten der Neuen Medien korrespondiert, sondern die Demonstration im Namen von Wissenschaft nun ihrerseits auf die Summe der lautstarken Stimmen im politischen Machtkampf setzte, obwohl hier doch angeblich für wissenschaftliche Wahrheit gekämpft wurde. Peter Strohschneider, der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, scheint dies genau wahrgenommen zu haben, wenn er in seiner Rede *Über Wissenschaft in Zeiten des Populismus* hinter solchen Stimmen beim *March for Science* die Gefahr einer »Szientokratie« witterte, die »politische Macht durch Wahrheit anstatt durch Mehrheit und Verfassung legitimiert« sähe, und dagegen ausführte:

»Wer heute Wissenschaft betreibt, der tut dies in höchst komplexen, höchst dynamischen, höchst spannungsreichen Kontexten. [...] Dies erfordert eine Haltung offener Ehrlichkeit und der wachen Irritierbarkeit durch die Welt und das, was andere über sie wissen, sowie die Fähigkeit, von sich selbst auch Abstand nehmen zu können, also die eigene Expertise nicht schon für das Ganze von Wissenschaft zu halten, die methodische Verlässlichkeit wissenschaftlichen Wissens nicht mit so etwas wie absoluter Gewissheit zu verwechseln, und zu wissen, dass Forschung zwar über gesellschaftliche und politische Diskurse informieren muss, aber nicht an ihre Stelle treten kann.«²⁵

²⁵ Peter Strohschneider: *Über Wissenschaft in Zeiten des Populismus*. Rede anlässlich der Festveranstaltung im Rahmen der Jahresversammlung der DFG am 04.06.2017 in Halle (Saale), unter: http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/2017/170704_rede_strohschneider_festveranstaltung.pdf (24. 7. 2018). Mit seinem Einspruch gegen die Verwechslung von Wissenschaft mit Politik und für demokratische Ideale in der Wissenschaft kommt Strohschneider hier einem späten Aufsatz von Fleck

Was hier aufscheint, ist ein Ideal von Aufklärung als gesellschaftlichem und wissenschaftlichem Projekt, für deren Gelingen es auf beide Seiten ankommt, weil sie nicht ineinander aufgehen. Dass Wissenschaft trotz und in ihrer Ausrichtung auf Wirklichkeit immer auf Sprache angewiesen ist, relativiert alle ihre Aussagen allein schon aufgrund der Differenz von Sprache und Welt. Daraus folgt freilich kein beliebiger Relativismus, mit dem alles mit gleicher Gültigkeit behauptet oder bestritten werden könnte, sondern die relative Abhängigkeit der Wissenschaft von Sprache schafft überhaupt erst die Verbindungen von Wissenschaft zu den anderen Diskursen in der Gesellschaft. Hier hängt alles ab von der Unterscheidung dieser Relativität im Sinne eines Orientierungsrahmens, der jene Relationen konstituiert, aus denen Wissenschaft und Forschung ihre Sinnhaftigkeit beziehen, von einer Relativität als vollständiger Abhängigkeit von beliebigen Perspektiven, die gerade keine Relationen konstituieren und damit letztlich zu Perspektivlosigkeit führen.

Wenn zur politischen Verteidigung von Forschung heute auf die etablierten und bewährten Wissenschaftspraktiken verwiesen und so an die Evidenz der auf diesem Weg erzielten Ergebnisse appelliert wird, verschließt sich Wissenschaft gegen die Einsicht in ihre eigene diskursive Verfasstheit und sie stranguliert damit den politischen Diskurs. Gerade weil Wissenschaft in der gegenwärtigen Welt so wirkmächtig geworden ist, braucht es wissenschaftliche Informationen über die Welt und es braucht Aufklärung über wissenschaftliche Praxis, um mit ihrer Dynamik angemessen und politisch verantwortlich umzugehen. In der technologischen Transformation der Welt wie in der Verwissenschaftlichung des Sozialen oder in der kollektiven Individualisierung der Wirklichkeit in den sozialen Medien zeigt sich die Wirkmächtigkeit von Wissenschaft und Technik. Postfaktischer Populismus und *alternative facts* mögen von einem Wunsch nach politischem Einspruch dagegen getrieben sein, aber die Antwort darauf darf keine immunisierende Abschottung von Wissenschaft im Namen von Evidenz und Wahrheit sein, sondern sie muss ihrer eigenen diskursiven Praxis gerecht werden, um nicht von ihrer Wirkmächtigkeit überrollt zu werden.

nahe, vgl. Ludwik Fleck: Krise in der Wissenschaft. Zu einer freien und menschlichen Wissenschaft, in ders.: Denkstile und Tatsachen: Gesammelte Schriften und Zeugnisse, hrsg. v. Sylwia Werner und Claus Zittel, Berlin 2011, S. 466–474.

5. Die Medien der Wissenschaft

In der Landschaft der wissenschaftlichen Diskurse geschieht derzeit viel mehr und viel Verschiedeneres, als der Streit zwischen *alternative facts* und wissenschaftlicher Wahrheit suggeriert. Fleck hatte noch relativ klar zwischen wissenschaftlichen Einzelveröffentlichungen und einer Handbuchwissenschaft, die das gesamte Wissen einer Disziplin nach hinreichender Sedimentierung synthetisiert und dadurch weiter stabilisiert, sowie Lehrbüchern unterschieden, die oftmals aus der individuellen Perspektive eines einzelnen Autors ein Lehrgebiet gemäß einer gewissen Schulmeinung aufarbeiten. Solche Lehrbücher wurden oft auch noch nach dem Ableben ihres Autors unter dessen Namen fortgeschrieben und aktualisiert. In systematisch aufgestellten Bibliotheken stehen zu Beginn eines Faches bis heute neben den Fachlexika die jeweiligen Handbücher, die über viele Generationen publiziert wurden. Aktuell hingegen nutzen Studierende in vielen Fächern kaum noch Lehrbücher, sondern aufbereitete Modul-Materialien und auf Prüfungen maßgeschneiderte Lerntools. Generationenübergreifende Handbücher machen angesichts des beschleunigten Turnovers wissenschaftlicher Informationen keinen Sinn mehr, und das Format wurde inzwischen von angloamerikanischen Verlagen zur Vermarktung der dort bislang unüblichen Sammelbände entdeckt.²⁶ Eine ähnliche Diversifikationsstrategie lässt sich auf dem Zeitschriftenmarkt beobachten. Allein die Nature Publishing Group, die aus dem singulären Traditionsjournal *Nature* hervorgegangen ist, publizierte im Jahr 2016 über 140 Zeitschriften, davon mehr als 60 mit »Nature« im Titel. Viele wissenschaftliche Zeitschriften erscheinen gar nicht mehr in gedruckten Ausgaben, sondern ausschließlich online. Wissenschaft ist, wie könnte es anders sein, längst im Informationszeitalter der Neuen Medien angekommen.

Der Rede von den »alternativlosen Fakten« zum Trotz scheint wissenschaftliches Wissen immer kurzlebiger zu werden und die Zahl wissenschaftlicher Publikationen steigt weiter exponentiell. Täglich entstehen neue Zeitschriften, und um dieser Informationsflut Herr zu werden, sollen immer weitere Regime der Informationsverdichtung implementiert werden. Bereits seit ein paar Jahrzehnten benötigen Aufsätze eine knappe Zusammenfassung, inzwischen wurden vielfach Gliederungspunkte für die Abstracts vorgeschrieben und jetzt soll ein *visual summary* einen Artikel auf einen Blick erfassbar machen. Die rasant steigende Zahl von Publikationen ist nicht mehr Ausdruck wissenschaftlicher Produktivität, sondern spiegelt vor allem den globalen Konkurrenzdruck um knappe Ressourcen der

²⁶ Oxford University Press z.B. bietet aktuell über 2000 *handbooks* im Segment *academic research* an, vgl. unter: https://global.oup.com/academic/search?q=handbook&facet_narrowbytype_facet=Academic%20Research&lang=en&cc=de (27. 7. 2018).

Forschungsfinanzierung, weil am Maßstab der Publikationen Mittel und Positionen vergeben werden.

Unter diesem Optimierungsziel leidet nach übereinstimmender Einschätzung die Qualität der Publikationen. Allein schon die pure Masse legt einen Verdacht nahe. Ein *impact factor* auf der Basis von Zitationen soll die Qualität einer Zeitschrift verbürgen, analog der ›Hirsch-Koeffizient‹ (h-index) die Bedeutung eines Wissenschaftlers anhand seines Zitiertwerdens messen. Wissenschaft droht nicht nur unter der Fülle der von ihr hergestellten Informationen zu ersticken und ihre Einzelergebnisse damit zu entwerten, sondern die Masse an Publikationen untergräbt das Vertrauen in ihre Qualität. Eklatante Fälle wissenschaftlichen Fehlverhaltens mögen noch die Ausnahme sein, aber sie markieren ein gravierendes Problem, das mit den inzwischen erlassenen Vorschriften so lange nicht bewältigt werden kann, wie die Anreize falsch gesetzt bleiben. Ein alarmierendes Signal ist die Entstehung immer weiterer Zeitschriften mit wissenschaftlich klingenden Namen, die Veröffentlichungen gegen Geld und unter abgekürzten wissenschaftlichen Prüfverfahren anbieten.

Die OMICS Publishing Group zählt zu diesen sogenannten *predatory publishers*, die aus Open Access, also dem Programm für frei zugängliche wissenschaftliche Informationen, ein lukratives Geschäftsmodell entwickelt haben. Ihr Gründer will die ungerechten Zugangschancen zu Bildung und Wissenschaft am eigenen Leibe erfahren haben, als er es aus ärmlichen Verhältnissen zum Doktorand in der Diabetesforschung an einer kleinen, unterfinanzierten Universität an der Ostküste Indiens gebracht hatte und von dort immer weite Reisen zur nächsten besser ausgestatteten Bibliothek unternehmen musste, um sich den aktuellen Forschungsstand zu erarbeiten.²⁷ Von dort aus hat es Srinubaba Gedela inzwischen zu einem Zeitschriften-Imperium mit 700 online-Titeln gebracht. – Anfragen mit verführerischen Veröffentlichungsangeboten von Zeitschriften wie denen der OMICS Group oder analoge Einladungen zu zweifelhaften Konferenzen treffen heute mit hoher Regelmäßigkeit in jedem E-Mail-Account von Mitgliedern naturwissenschaftlicher, medizinischer oder technischer Forschungseinrichtungen ein. Das Modell ist immer dasselbe: Geworben wird mit einer zügigen Veröffentlichung in einem *peer-reviewed journal*, oftmals mit schamlos schnellen Publikationszusagen gegen Geld. Zur Geschäftsstrategie gehört, dass die inkriminierten Journale seriösen Zeitschriften zum Verwechseln ähnlich sehen und deshalb immer wieder auch haltbare Aufsätze dort erscheinen, weshalb ihre Rubrizierung als *predatory journal* umstritten bleibt.

²⁷ Esmé E. Deprez und Caroline Chen: Medical Journals Have a Fake News Problem, in: Bloomberg Businessweek (29.8.2017), unter: <https://www.bloomberg.com/news/features/2017-08-29/medical-journals-have-a-fake-news-problem>. (27.7.2018).

Zur Unübersichtlichkeit der Lage gehört dabei auch das Geschäftsgebaren einiger Wissenschaftsverlage wie Elsevier, die mit exorbitanten Preisen für Zeitschriftenabonnements die Universitätsbibliotheken regelrecht erpresst haben. Eine zusätzliche Crux ist dabei das Komplott renommierter Wissenschaftsverlage mit großen Forschungsförderungsinstitutionen vor einigen Jahren, Publikationen zukünftig doppelt bezahlen zu lassen, nämlich einmal über die Subskriptionsgebühren der Zeitschriften für die Bibliotheken und zusätzlich über Publikationsgebühren für einzelne Aufsätze, die daraufhin weltweit frei zugänglich geschaltet werden. Elsevier verlangt derzeit, je nach Journal, zwischen 1.000 und über 5.000 Dollar,²⁸ die von Institutionen wie dem Wellcome Trust, der Europäischen Forschungsförderung oder der Max-Planck-Gesellschaft klaglos übernommen werden. Obwohl die Subskriptionsgebühren zumeist bereits über den Bibliotheksetat im Grundhaushalt der Universitäten vom Steuerzahler finanziert werden, zahlt der nun noch ein zweites Mal über die aus Steuermitteln gespeisten Forschungsförderungsprogramme für die Freischaltung einzelner Aufsätze. Aber die Einführung dieser Doppelbezahlung geschah damals im Namen von Open Access, des neuen Zauberworts für frei verfügbares Wissen. Erst diese zweifelhafte Praxis lieferte das Geschäftsmodell für findige Unternehmer, zahllose neue Zeitschriften im Netz zu starten, die weniger der Verbreitung neuen wichtigen Wissens dienen als vor allem der Eintreibung der dabei anfallenden Publikationsgebühren.

Wer wollte es einem ehrgeizigen Wissenschaftler verdenken, wenn er auf dem Weg zur Habilitation diese Abzweigung wählt, nachdem er von der Universitätskommission erfahren hat, dass sein ansonsten überzeugendes Dossier leider noch zwei Originalveröffentlichungen vermissen lasse? In wenigen Wochen, statt vielen Monaten, kann er wieder vorstellig werden, sodass die dafür erforderlichen Kosten im Zweifelsfall gut angelegtes Geld sind, weil die Kommission kaum eine Möglichkeit hat, solche Veröffentlichungen auszuschließen. *Predatory journals* sind Parasiten des Publikationsdrucks im gegenwärtigen Wissenschaftssystem, die dabei doppelt profitieren, weil sie zusammen mit den eingestrichenen Publikationsgebühren auch einige solide Arbeiten bekommen, die sie zur Verteidigung ihrer zweifelhaften Stellung benötigen. Ein Recherche-Team des SZ-Magazins hat mit fingierten Nonsense-Artikeln nachgewiesen, dass in *predatory journals* Einreichungen »alternativlos« gedruckt statt auf »harte« Fakten geprüft werden.²⁹ Vor inzwischen zwanzig Jahren hatte ein *hoax*-Artikel die *science wars* losgetreten, als ein

²⁸ Vgl. Elsevier: Open Access Price List, unter: https://www.elsevier.com/___data/promis_misc/j.custom97.pdf (25. 7. 2018).

²⁹ Patrick Bauer, Till Krause, Katharina Kropshofer, Katrin Langhans und Lorenz Wagner: Die Ware Wahrheit: Wie dubiose Geschäftemacher die Wissenschaft unterwandern und dabei Millionen verdienen – und warum viele Forscher und Unternehmen mitmachen, in: SZ-Magazin 29 (20. 7. 2018).

Physiker einen postmodern-dekonstruktivistisch klingenden Artikel fabulierte und prompt in einer Zeitschrift der Duke University Press publizieren konnte.³⁰ Damals waren die Fronten klar, kulturwissenschaftliche Relativisten wurden von physikalistischen Realisten angegriffen. In den heutigen *science wars* stehen Wissenschaftler aller Richtungen unter Beschuss. Zur aktuellen Lage gehört, dass zweifelhafte Artikel aus allen Disziplinen kommen.

Gegenwärtig mag eine ›postfaktische‹ Wissenschaftsfeindlichkeit unerwartet hohe Wellen schlagen, aber Wissenschaft leidet mehr noch unter ihrem eigenen Betrieb. Die sogenannte Replikationskrise, dass viele und auch absolut einschlägige Versuchsergebnisse sich bei kritischer Prüfung nicht wiederholen lassen, ist ein weiteres Symptom dieser Lage. Die DFG hat dazu kürzlich in einer Stellungnahme erklärt, dass »Nicht-Replizierbarkeit eines Resultats dieses weder widerlegt noch schon in jedem Fall schlechte Wissenschaft beweist«.³¹ Eine solche Aussage macht Wissenschaftshistoriker schmunzeln, denn kaum eine Studie wird sich exakt reproduzieren lassen, wie aus den oben dargelegten komplexen Kontexten von Forschung und Wissenschaftspraxis hervorgeht, auch wenn Reproduzierbarkeit selbstverständlich weiterhin eine wichtige Verfahrensregel der Forschung bleibt.³² Aber die aktuelle Diskussion um Reproduzierbarkeit verweist auf ein Qualitätsproblem der Forschung, das ihre gesellschaftliche Anerkennung weit mehr gefährdet als populistische Wissenschaftsskepsis.

Längst sind es nicht mehr nur pharmazeutische Unternehmen oder andere klar identifizierbare Stakeholder, die Veröffentlichungen als strategischen Zweig ihres Unternehmens begreifen, sondern jedes größere Forschungsvorhaben beschäftigt Koordinatoren und Informationsmanager, um den erreichten Ergebnissen auch eine angemessene Öffentlichkeit zu verschaffen. Publikationen in hochrangigen Journalen werden flankierend begleitet von Nachrichten auf diversen Medienkanälen, wissenschaftliche Studien vorab zirkuliert, auf Blogs kommentiert und als Nachrichten an einschlägige Magazine lanciert.³³ Diese Geschäftigkeit belegt nicht nur die oben historisch-epistemologisch rekonstruierte Abhängigkeit der Wissenschaft von Sprache und den Medien ihrer Darstellung, sondern sie spiegelt schlicht die globale Durchsetzung neuer Medienformate. Zur Welt, in der wir leben, gehört nicht nur die Vielfalt ihrer wissenschaftlichen Beschreibungen und

³⁰ Alan Sokal: *Transgressing the Boundaries: Toward a Transformative Hermeneutics of Quantum Gravity*, in: *Social Text* 46/47 (1996), S. 217–252.

³¹ Zitiert nach Peter Strohschneider: *Über Wissenschaft in Zeiten des Populismus* (wie Anm. 25), S. 6.

³² Harald Atmanspacher und Sabine Maasen (Hg.): *Reproducibility: Principles, Problems, Practices, and Prospects*, Hoboken, NJ 2016.

³³ Cornelius Borck: *How to Do Voodoo with Functional Neuroimaging*, *EspacesTemps* 2014, unter: <https://www.espacestemp.net/articles/neuroimaging/>

deren Bestreitung im Namen verschiedenster Meinungen und Strategien, sondern eine rasant gestiegene Unübersichtlichkeit der Belastbarkeit wissenschaftlicher Beschreibungen.

6. »Wirklichkeiten in denen wir leben«

»Dass mehr als eine Welt sei, war eine Formel, die seit Fontenelle die Aufklärung erregte« – so hat Hans Blumenberg die einzige von ihm selbst herausgegebene Sammlung seiner Aufsätze eingeleitet, deren Titel ich für diesen Abschnitt übernehme, weil er die hier angestellten Überlegungen zusammenzuführen erlaubt.³⁴ Wissenschaft arbeitet an der Vervielfältigung der Welt und sie leidet aktuell an ihren technischen Erfolgen dabei. Wissenschaftsskepsis und das Pochen auf wissenschaftliche Wahrheit sind der doppelte Ausdruck einer Sehnsucht nach neuer Eindeutigkeit, die von Wissenschaft allenfalls angeleitet, aber nicht garantiert werden kann und die sie mit ihrer Ausdifferenzierung selbst unterläuft. Die Neuen Medien verschärfen als aktuelle Störung die Anerkennungskrise der Wissenschaft, aber ihr Kern liegt in der wissenschaftlichen Dynamik selbst.

Bislang hat noch jede Medienrevolution Sorgen wachgerufen, mit den neuen Formaten würden die etablierten Wissenspraktiken gefährdet, bis entsprechend angepasste Wissenspraktiken etabliert wurden – und die Klage über eine Inflation von Publikationen ist vermutlich so alt wie der Buchdruck. Die in den Neuen Medien angeheizte Wissenschaftsskepsis und das dagegengesetzte Pochen auf die Evidenz harter Fakten sind deshalb vor allem Symptome des gegenwärtigen Medienwechsels. Wenn Wissenschaft gegenwärtig eine Krise ihrer öffentlichen Anerkennung durchläuft, wird sich ihre Reputation kaum durch neue zentrale Institutionen der Kontrolle zirkulierenden Wissens wiederherstellen lassen,³⁵ sondern neue Ordnungen des Wissens müssen aus den dissipativen Strukturen der Informationssysteme entstehen. Staatliche und wissenschaftliche Institutionen dürfen Wissen nicht zensieren, aber sie müssen Rahmenbedingungen schaffen, dass Wissen hergestellt, verbreitet und unabhängig von finanziellen oder politischen Interessen geprüft werden kann.

Dabei sind die Neuen Medien freilich keine Bedrohung wie seinerzeit die neue Krankheit AIDS. Ihre Gefahren beruhen nicht auf einer unsichtbaren Ansteckung, sondern liegen eher in ihrer geschmeidigen, nur zu sichtbaren Ausbreitung in

³⁴ Hans Blumenberg: *Wirklichkeiten in denen wir leben*, Stuttgart 1981, S. 3.

³⁵ Vgl. das Interview mit Loraine Daston in der *Süddeutschen Zeitung* vom 17. 3. 2017, unter: <https://www.sueddeutsche.de/wissen/2.220/wissenschaftshistorikerin-die-gesetzlosigkeit-des-netzes-wird-kaltbluetig-ausgenuetzt-1.3406904> (25. 7. 2018).

verschiedenste Gesellschaftsbereiche. Wenn Forschung und Wissenschaft heute so aufgeregt auf die Anfeindungen aus den Kanälen der Neuen Medien reagieren, ohne sich dabei ihrer eigenen Transformation durch diese Medien gewahr zu werden, dann bleibt kritische Wissenschaftsreflexion unabdingbar, weil sie auf die Kontextabhängigkeit jedweder Forschung aufmerksam macht. Sie legt die sprachliche Verfasstheit von Wissenschaft als gemeinsamen Boden für eine Diskussion über wissenschaftliche Ergebnisse frei, sodass die Herausforderungen, vor denen die Wissenschaften und die Neuen Medien die Gesellschaft heute stellen, politisch verhandelbar werden. Wissenschaftskritik muss um medientheoretische Reflexionen erweitert werden – nicht um ›die Wissenschaft‹ vor den Neuen Medien zu schützen, sondern damit wissenschaftliches Forschen und Publizieren seine verlässliche Funktionsfähigkeit bewahrt.

Ob dazu in Zukunft noch Bibliotheken benötigt werden, darf vermutlich mit Recht bezweifelt werden, denn ihnen machen die Neuen Medien Konkurrenz. Aber der blinde Bibliothekar Jorge Borges liefert in einer seiner Kurzgeschichten ein aufschlussreiches Gedankenexperiment, das den passenden Titel *Von der Strenge der Wissenschaft* trägt. Die Kurzgeschichte steigert die Idee einer perfekten Karte bis ins Grotteske eines Maßstabs 1:1, sodass die Karte vollständig die Welt einnimmt.³⁶ Wissenschaft und Forschung haben dieses Phantasma Wirklichkeit werden lassen und die Welt durch ihre Repräsentationen nicht nur im ebenbildlichen Maßstab, sondern auch noch mit dem Vergrößerungsfaktor der Mikroskopie und Nanotechnologie bzw. den Raum- und Zeitdimensionen von Astronomie und Evolutionstheorie erschlossen. Die Welt dieser verschiedenen Karten sind die Wirklichkeiten, in denen wir leben, und die Neuen Medien sind ein Teil von ihr. Wissenschaftsfeindlichkeit ist ein hilfloser Reflex, sich dieser Wirklichkeit nicht stellen zu wollen. Wissenschaftsgläubigkeit verkennt die neuesten Tat-Sachen als endgültige Wahrheiten. Wissenschaftskritik und Medientheorie stellen Instrumente bereit, um die Karte bewohnbar zu halten, denn Leben vollzieht sich im Zwischenraum und entgeht seiner wissenschaftlichen Feststellung.

³⁶ Jorge Louis Borges: *Von der Strenge der Wissenschaft*, in: ders.: *Borges und ich*, München 1982, S. 121.

Abstracts

Christina Bartz: Der Computer in der Küche

Der Honeywell Kitchen Computer von 1969 ist einer der ersten Rechner, der für den Heimgebrauch hergestellt wurde. Schon allein aufgrund seines wenig benutzerfreundlichen Interfaces, das im Widerspruch zur nicht-professionellen Nutzung in der häuslichen Sphäre steht, stellt er eine Kuriosität dar. Zugleich weist er Aspekte auf, die die Idee eines Computers zu Hause plausibilisieren. Dazu gehört u.a. die Gestaltung des Interfaces, aber auch die Küche als Ort der heimischen Arbeit.

In 1969, the Honeywell Kitchen Computer was the first data processor that was built explicitly for home use. Resembling something of an oddity, most of all because of its non-user-friendly interface that conflicts with the conditions of non-professional domestic use, the Honeywell Kitchen Computer at the same time shows some aspects which make the use of a computer at home plausible, i. a. the design of the interface and the factor of a kitchen being the place of domestic work.

Rupert Gaderer: Shitstorm. Das eigentliche Übel der vernetzten Gesellschaft

Der »Shitstorm« bezeichnet das Phänomen, dass Personen, Unternehmen und Institutionen mittels digitaler Technologien beleidigt und herabgesetzt werden. Die Empörungswellen beginnen mit dem Zorn einzelner Personen und entwickeln sich aufgrund ihrer medientechnologischen Bedingungen zu einem Konflikt der vielen Adressen. Trotz der Tragweite des »Symptoms« sind medienkulturtwissenschaftliche Analysen äußerst selten. Angesprochen ist damit ein in diesem Artikel verfolgter Zugang, der *erstens* die Historizität

digitaler Phänomene, *zweitens* die technologischen Infrastrukturen und *drittens* die damit verbundenen Operationen als »Hetzschwarm« untersucht.

The term »shitstorm« describes the phenomenon of people, companies or institutions being abused and degraded via digital technologies. The waves of outrage start with the anger of a few individuals but then rapidly develop into a conflict of many participants due to their media-technological parameters. Despite the scope of the »symptoms«, media-cultural analyses of this phenomenon are few and far between. This in turn refers to an approach of the »shitstorm«-phenomenon taken in the present article: *first* it will discuss the historicity of digital phenomena, *second* the technological infrastructures, and *third* the operations linked with those infrastructures that can be considered a »Hetzschwarm«.

Christoph Menke: The Act of Negation: Logical and Ontological

Das Konzept der Negation ist der zentrale Operator bei der Unterscheidung zwischen historischem Wandel und natürlicher Evolution, welche grundlegend für das moderne Denken ist. Die Krise dieser Abgrenzung ist somit auch eine »Krise der Negation« (Alain Badiou). Der vorliegende Text untersucht die Krise, indem er zuerst Hegels Konzept der »bestimmten Negation« und deren Auswirkungen auf das moderne Verständnis von Revolution beleuchtet und erörtert im Anschluss zwei mögliche Alternativen, wie Negation noch verstanden werden kann: als abstrakte Negation (Luhmann) und als endlose Negation (Agamben).

The concept of negation is the central operator in distinguishing between historical change and natural evolution, which is constitutive of modern thinking. The crisis of this distinction is therefore the »crisis of negation« (Alain Badiou). The text examines this crisis by first considering Hegel's concept of »determinate negation« and its impact on the modern understanding of revolution and then discusses two possible alternative understandings of negation: abstract negation (Luhmann) and infinite negation (Agamben).

Jörg Paulus: Aktenunruhen

Von den Archivalien her gedacht, sind Aktenaushebungen Störungen einer historisch (in)formierten, oft auch kontingenten Ruhe. Als Operationsformen des Medialen ereignen sich Unruhen aber nicht nur in Folge von Interventionen. Sie sind in Akten immer schon vorgezeichnet (u.a. durch Leerstellen). Um sie beschreibbar zu machen, können Bündel aufgerufen werden, in denen sich (Un)Ruhe-Zustände historischer und aktenhistorischer Art überlagern. Unterschiedlich skalierte Eigenzeiten treten so in Erscheinung, Revolutionen und Idyllen.

When it comes to papers and documents from the archives, the re-evaluation or re-opening of such records is generally considered to be disturbances of a historically (in)formed and oftentimes contingent peace. As modi operandi of the media, however, upheavals do not only occur in the wake of interventions. Unrests have always been predetermined by records (i. a. via blank spaces). In order to transform those blank spaces into something describable, bundles of data can be drawn up about periods of time in which unrests or times of peace of historical and historically recorded scope overlap. Thus, differently scaled frames of time are brought to the forefront, describing revolutions and prosperous times.

Debatte: Jenseits von Reden

So heftig und kontrovers wie der von Patsy L'Amour LaLove, einer an der HU Berlin promovierten Geschlechterforscherin, herausgegebene Essayband (*Beißreflexe*, 2017) wurde seit langer Zeit kein (wissenschaftliches) Buch mehr diskutiert. Es drängt sich der Eindruck auf, dass die sich selbst als aktivistische »Politikante« verstehende Herausgeberin offensichtlich den Zeitgeist eines mit sich selbst strachelnden Queerfeminismus getroffen habe: Solch eine Vielzahl an mehr als nur leidenschaftlichen Reaktionen allerlei Couleur konnte eine in erster Linie akademische Anthologie mit Texten zur aktuellen Verfassung der LGBTIQ*-Kultur und -Szene sowie zum Stand der akademisch geführten und im Zweifelsfall auch gelebten Queer Studies seit geraumer Zeit nicht verzeichnen – was sich unter anderem in der mittlerweile nun vierten Auflage des Titels innerhalb eines Jahres seit Veröffentlichung niederschlägt.

Im Zuge der Debatte, welche in den letzten Wochen und Monaten in verschiedensten Medien (Zeit, Tagesspiegel, NZZ, FAZ, Süddeutsche) um die Publikation entbrannte, haben sich sowohl die darin versammelten AutorInnen als auch Judith Butler, Sabine Hark, Paula-Irene Billa, Alice Schwarzer und andere zu Wort gemeldet.

Der selbst als Autor in besagtem Band vertretene freie Journalist und Redakteur Dirk Ludigs beanstandet seinerseits, dass die queeren akademischen Diskurse unserer Tage einem toten Rennen gleichen. Der Stellungskrieg der Kulturtheorien verändere nicht nur nichts mehr in den Köpfen aller Teilnehmenden, seine Debatten gehen zudem noch praktisch spurlos an all jenen vorbei, zu deren Verbesserung der Verhältnisse sie angeblich geführt werden würden. Es sei, so die Position des selber seit den 80er Jahren in der queeraktivistischen Szene Berlins sozialisierten Autors, an der Zeit, die (zu) weitgehende Akademisierung queeren Denkens und

Handelns kritisch zu hinterfragen und nach fruchtbaren Quellen für einen anderen queer- Aktivismus zu suchen.

Eine entgegengesetzte Position vertritt Andrea Geier. Auch sie räumt ein, dass die Identitätspolitik in eine Krise geraten sei – der Vorwurf, dass mehr um die Anerkennung von Identitäten statt für deren Überwindung gekämpft werde, würde darüber hinaus von Neudeutungen postmoderner Theorien begleitet werden sowie von der Frage, ob sich aus akademischen Theoriediskursen überhaupt noch emanzipatorisches Potential gewinnen ließe. Ihr Beitrag erörtert aus akademisch geschulter und kritischer Perspektive diese Entwicklungen und plädiert mit Nachdruck für eine Debatte, welche sich mit intersektional geschärftem Blick notwendig komplexen Aushandlungsprozessen der uns heute in all ihren komplexen Facetten und Problematiken begegnenden Identitätskultur und -politik auseinandersetzt.

It has been a long time since a (scientific) anthology has been discussed so intensely and controversially as it has been the case with the volume of Patsy L'Amour LaLove (*Beißreflexe*, 2017), who achieved her PhD in Gender studies at the HU Berlin. It is not easy to shake off the impression that the editor, who thinks of herself as an activist »Polittunte« (political pansy) has captured the Zeitgeist of a queer-feminism that is at war with itself: a fact which is reflected in the multitude of rather passionate responses from all kinds of social backgrounds; no other first and foremost academic anthology composed of texts concerning the current constitution of the LGBTIQ*-culture and -scene as well as discussing the current status of academically argued and sometimes lived queer-studies has been able to garner so much attention. The huge success of this work is also reflected in this being the fourth edition within one year since its original publication.

Referring to the debate kindled by the anthology which has been present in different newspapers over the past weeks and months (Zeit, Tagesspiegel, NZZ, FAZ, Süddeutsche), some of the authors have made a public statement as well as other public figures such as Judith Butler, Sabine Hark, Paula-Irene Billa and Alice Schwarzer.

Free journalist and editor, Dirk Ludigs, who is an author of one of the articles from the anthology has since stated that today's academic discussion concerning queer subjects resembles a dead heat. The practice of positional warfare in culture theories not only fails to evoke a change in the minds of its participants but rather passes by the very people whose circumstances it originally helped to alleviate. Being an author of the Berlin queer-activist scene since the 1980s he states that it is time to challenge the (too) extensive academisation of queer thinking and action and to be on the outlook for other sources of queer activism.

Andrea Geier supports a contradicting position; she, too, acknowledges the crisis of identity politics – the accusation that the fight is mainly about recognition of identity and less about the triumph over it is backed up by new interpretations of postmodern theories as well as the question of whether it is possible to gain emancipatory potential out of academic theory-driven discussions. Her article discussed these developments from an academically educated and critical perspective and expressively supports the call for a culture of debate that, with a keen eye for intersektional themes, discusses the necessarily complex negotiation processes of identity culture and politics in all their facets and inherent problems.

Albrecht Koschorke: Linksruck der Fakten

Auf dem Feld der Theorie ist es zu einer Umpolung der politischen Vorzeichen gekommen. Was fünfzig Jahre lang Gegenstand einer linksemanzipatorischen Kritik war, ist zur Zielscheibe nationalistisch-autoritärer Bewegungen geworden: der Liberalismus, der Kapitalismus, die Globalisierung, das politische Prinzip der Repräsentation, der hegemoniale Charakter von Wahrheitsansprüchen. Lieblingsvokabeln der *French Theory* wie ›Dekonstruktion‹ und ›Simulation‹ sind in die Machtpraxis von Rechtspopulisten übergegangen. Kulturwissenschaftler dagegen finden sich in der ungewohnten Lage wieder, *fact checking* zu betreiben und gegen die Relativierung universell gültiger wissenschaftlicher Erkenntnisse zu demonstrieren. Der Beitrag fragt danach, wie angesichts dieser ›feindlichen Übernahme‹ das emanzipatorische Potenzial und die Erkenntnisleistungen des Poststrukturalismus verteidigt werden können.

There has been a reversion of political signs in the (academic) field of theory. What has been the subject of left-wing emancipatory critique during the 1950s has become the target of nationalist-authoritarian movements: liberalism, capitalism, globalization, the political principle of representation, the hegemonial character of truth claims. Favoured words of *French Theory* like ›deconstruction‹ and ›simulation‹ have assimilated with the exercise of power of right-wing populists. Cultural scientists on the other hand now find themselves in the completely foreign position of being tasked with *fact checking* and to rally against relativization of universally acknowledged scientific findings. This article asks how the emancipatory potential and the gaining of knowledge of poststructuralism can be defended against a hostile takeover.

Ethel Matala de Mazza: Politik und Lüge

Alternative Fakten sind in der Politik nicht neu. Verfechter der Staatsräson betrachteten die Lüge seit jeher als legitimes Mittel des Machterhalts. Für ›Tatsachen‹ begannen Wissenschaft und Presse sich erst später – und mit unterschiedlich ausgeprägter Neugier – zu interessieren. Inzwischen kehrt sich gegen beide ein gezielt gesätes Misstrauen. Der Beitrag geht dem Kalkül hinter den Lügen und Wahrheitszweifeln in der aktuellen Politik nach und versucht die Frage zu beantworten, wo darin die Staatsvernunft weiter regiert und wo nicht.

Alternative facts are by no means a new phenomenon in politics. Guardians of public policy have always considered lies an appropriate means by which to conserve power. It was only much later that science and the press became interested in ›facts‹ – and they did so with quite different concepts of inquisitiveness. In the meantime both have acquired a mistrust which has been purposefully planted and carefully cultivated. This article investigates the scheming behind the lies and doubts of truth in the current political landscape and tries to answer the question in which cases alternative facts can still be considered a means of reason of state and in which cases they cannot.

Christina Vagt: Auslagerung des Intellekts

Worum geht es in den aktuellen Vorwürfen, die Postmoderne hätte den aktuellen populistischen Diskurs um alternative Fakten vorbereitet? Ausgehend von Latours *Elend der Kritik* diskutiert der Artikel die Genealogie von Wahrheits- und Evidenzkritik vor und nach den Anfängen des Computers.

Dabei lässt sich zeigen, dass vor aller Wahrheits- und Evidenzkritik zunächst ein Misstrauen in den menschlichen Intellekt steht, welches in den frühen Entwürfen künstlicher Intelligenz und der Auslagerung des Intellekts

in lernende Maschinensysteme ein vermeintliches Ende findet.

Nicht zufällig ruft Herbert A. Simon 1969 in seinem Standardwerk *The Sciences of the Artificial* Arthur Schopenhauers *Welt als Wille und Vorstellung* auf, wenn er schreibt, dass die Welt viel mehr eine künstliche, vorgestellte als eine natürliche sei. Anders als im 19. Jahrhundert verspricht jedoch nun die Computersimulation Einsichten in bisher unzureichend verstandene Komplexitäten menschlichen Verhaltens.

Das Resultat dieser maschinellen Kritik ist ein ökonomisch-technologischer Komplex, in dem Rationalität nicht mehr als Funktion des Subjektes, sondern als Funktion der Maschine interpretiert und das Politische auf die Ebene des Affektiven reduziert wird.

What is really behind the recent accusations of postmodernism being responsible for preparing the current populist argument about alternative facts? Based on Bruno Latour's »Why has Critique Run out of Steak? From Matters of Fact to Matters of Concern«, this article discusses the genealogy of truth- and evidentness critique before and after the beginnings of the computer.

This will lead to the realization that before all critique concerning truth and evidentness there is already a distrust in the human intellect which comes to an alleged end in the early drafts of artificial intelligence as well as in the outsourcing of intellect into adaptive machine-systems.

It is not by accident that Herbert A. Simon refers to Arthur Schopenhauer's *Welt als Wille und Vorstellung* in his standard reference work *The Sciences of the Artificial* from 1969 when he states that the world resembles more of an artificial, imagined one than a natural. Different from the 19th century, the computer simulation these days promises insight into the complexities of human behaviour that have until now been understood only incompletely and insufficiently.

The result of machine-based critique is an economic-technological complex in which rationality is no longer interpreted as the function of the subject but as the function of the machine, while politics is reduced to the level of affect.

Oliver Fahle: Das Postfaktische und der Dokumentarfilm

Die Rede vom Postfaktischen bestimmt die aktuelle Diskussion zur vermeintlichen Objektivität der Berichterstattung audiovisueller Massenmedien. Eine Auseinandersetzung mit den Problemen, die durch das Postfaktische aufgeworfen werden, ist jedoch nicht neu, sondern bereits auf vielfältige Weise in klassischen und aktuellen Theorien des Dokumentarfilms diskutiert worden. Der Artikel plädiert dafür, den Begriff des Postfaktischen unter Hinzuziehung dieser Theorien (und auch filmischer Produktionen) von Vertov, Grierson, Balázs, Buñuel und Niney fruchtbar zu machen.

The talk of post-truth dominates the current discussion concerning the alleged objectivity of news-coverage via audio-visual mass media. An examination of the problems raised by post-truth, however, is nothing new but rather has been discussed in many ways by traditional and contemporary documentary film-theories. This article makes a case for revitalizing the term of post-truth with the help of those theories (as well as cinematic productions) by Vertov, Grierson, Balázs, Buñuel and Niney.

Cornelius Borch: Wahrheit, Wirklichkeit und die Medien der Aufklärung

Herausgefordert durch die Verbreitung von *alternative facts*, fordern Wissenschaftsinstitutionen die Anerkennung »alternativer Fakten«. Dabei wird die Wissenschaftskritik häufig als Mitschuldiger für die Krise ausgemacht. Die Debatte verkennt nicht nur die

historisch-epistemologische Kontingenz neuer zeitlicher Wissenschaft, sondern ist ignorant gegenüber der sprachlichen Verfasstheit und Medienabhängigkeit von Wissenschaft.

Um auf diese Herausforderungen zu antworten, braucht die Gesellschaft dagegen eine medientheoretisch erweiterte Wissenschaftskritik. Denn Wissenschaft und Medien gehören zu den Wirklichkeiten, in denen wir leben.

Challenged by the spread of *alternative facts* science institutions now call for 'facts without alternatives'. Time and again the critique of science is partly being held responsible for the current news crisis. The ongoing debate not only chooses to ignore the historic-epistemological contingency of modern science, it also remains ignorant of its linguistic constitution and media-dependency. Ideally, in order to answer this challenge society needs a critique of science that includes a media-theoretical approach. Because both science and media are part of the realities in which we live.

Autorenangaben

Theodor W. Adorno (1903–1969) war Professor für Philosophie und Soziologie und Direktor des Instituts für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Ästhetische Theorie, Dialektik, Kritische Theorie, Sozialphilosophie als Gesellschaftstheorie. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Minima Moralia – Reflexionen aus dem beschädigten Leben* (Berlin/Frankfurt am Main 1951); *Negative Dialektik* (Frankfurt am Main 1966); *Ästhetische Theorie* (Frankfurt am Main 1970).

Christina Bartz ist Professorin für Fernsehen und digitale Medien am Institut für Medienwissenschaften der Universität Paderborn. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte und Gegenwart des Fernsehens, Medien und Design. Ausgewählte Veröffentlichungen: zus. mit Timo Kaerlein, Monique Miggelbrink und Christoph Neubert (Hg.): *Gehäuse. Mediale Einkapselungen* (Paderborn 2017); zus. mit Monique Miggelbrink (Hg.): *Zeitschrift für Medienwissenschaft 9: Themenschwerpunkt Werbung* (2013); *MassenMedium Fernsehen: die Semantik der Masse in der Medienbeschreibung* (Bielefeld 2007).

Cornelius Borch ist Professor für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin und Naturwissenschaften der Universität zu Lübeck, Direktor der Instituts für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung (IMGWF) und Sprecher des Zentrums für Kulturwissenschaften Lübeck (ZKFL). Arbeitsschwerpunkte: Zeitgeschichte der Medizin; Hirnforschung zwischen Medientechnik und Neurophilosophie; Mensch-Maschine-Verhältnisse in Kunst und Wissenschaft; Ästhetik und Epistemologie des

Experiments. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Hans Blumenberg beobachtet. Wissenschaft, Technik, Philosophie* (Freiburg 2013); *Medizinphilosophie zur Einführung* (Hamburg 2016); zus. mit Beate Binder und Volker Hess (Hg.): *Wahnsinngefüge der urbanen Moderne: Räume, Routinen, Störungen 1870-1930* (Weimar 2018).

Oliver Fahle ist Professor für Filmwissenschaft mit dem Schwerpunkt Filmtheorie und Filmästhetik an der Ruhr-Universität Bochum und stellvertretender Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs *Das Dokumentarische. Exzess und Entzug*. Arbeitsschwerpunkte: Analyse, Theorie und Ästhetik von Film, Fernsehen und audiovisuellen Medien. Südamerikanischer Film und Dokumentarfilm. Ausgewählte Veröffentlichungen: zus. mit Silke von Berswordt (Hg.): *Abbas Kiarostami. Die Erzeugung von Sichtbarkeit* (Marburg 2014); *Bilder der Zweiten Moderne* (Weimar 2005); *Jenseits des Bildes. Poetik des französischen Films der zwanziger Jahre* (Mainz 2000).

Philipp Felsch ist Professor für Kulturgeschichte am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Eine Geschichte der Theorie von 1960–1990, das Zeitalter der Verteilungen von 1780–1850, die Wissenschaftsgeschichte der Kartografie und der Alpen. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Laborlandschaften. Physiologische Alpenreisen im 19. Jahrhundert* (Göttingen 2007); *Wie August Petermann den Nordpol erfand* (München 2010); *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990* (München 2015).

Rupert Gaderer ist Akademischer Oberrat a. Z. am Germanistischen Institut der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Medien, Literatur und Recht; Medien und Philologie; Kulturtechnikforschung. Ausgewählte Veröffentlichungen: Poetik der Technik. Elektrizität und Optik bei E. T. A. Hoffmann (Freiburg i. Br. 2009); zus. mit Timm Ebner, Lars Koch u. Elena Meilicke (Hg.): Paranoia. Lektüren und Ausschreitungen des Verdachts (Wien 2016); zus. mit Friedrich Balke (Hg.): Medienphilologie. Konturen eines Paradigmas (Göttingen 2017).

Andrea Geier ist Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Gender-Forschung an der Universität Trier und dort im Vorstand des Centrums für Postcolonial und Gender Studies (CePoG). Arbeitsschwerpunkte: Gegenwartsliteratur, kultur- und literaturwissenschaftliche Geschlechterforschung, Literatur im Medienwechsel, Antisemitismus, produktive Rezeption. Ausgewählte Veröffentlichungen: ›Gewalt‹ und ›Geschlecht. Diskurse in deutschsprachiger Prosa der 1980er und 1990er Jahre (Tübingen 2005); zus. mit Ursula Kocher (Hg.): Wider die Frau. Zu Geschichte und Funktion misogynen Rede (Köln/Weimar/Wien 2008); zus. mit Nina Birkner und Urte Helduser (Hg.): Spielräume des Anderen. Geschlecht und Alterität im postdramatischen Theater (Bielefeld 2014).

Albrecht Koschorke ist Professor für Deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz und seit 2006 Vorstandsmitglied im Exzellenzcluster *Kulturelle Grundlagen von Integration* sowie seit 2010 Sprecher des Graduiertenkollegs *Das Reale in der Kultur der Moderne*. Arbeitsschwerpunkte: Deutsche Literaturgeschichte des 17. bis 20. Jahrhunderts; Kultur- und Erzähltheorie. Ausgewählte Veröffentlichungen: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie (Frankfurt am Main 2012); Hegel und wir (Berlin 2015);

Hitlers ›Mein Kampf. Zur Poetik des Nationalsozialismus (Berlin 2016).

Dirk Ludigs arbeitet als freier Journalist und Übersetzer. Arbeitsschwerpunkte: Rechtsradikalismus, queerer Aktivismus u. a. Ausgewählte Veröffentlichungen: Wir – sind – allein!, in: Detlef Gumbach (Hg.): Demo. Für. Alle: Homophobie als Herausforderung (Hamburg 2017); Beliebigkeit mit Sektenanschluss. Anti-Pinkwashing, Antisemitismus oder warum Hannah Arendt keine Queer-Aktivistin hätte werden können, in: Patsy l'Amour laLove (Hg.): Beißreflexe – Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten (Berlin 2017).

Günter Maschke ist Privatgelehrter, Publizist und Mitherausgeber der Buchreihe Bibliothek der Reaktion im Karolinger Verlag. Arbeitsschwerpunkte: Gegenaufklärung, Restauration, Konservative Revolution, Carl Schmitt. Ausgewählte Veröffentlichungen: Kritik des Guerillero. Zur Theorie des Volkskriegs (Frankfurt am Main 1973); Der Tod des Carl Schmitt. Apologie und Polemik (Wien 1987); Das bewaffnete Wort. Aufsätze aus den Jahren 1973–1993 (Wien/Leipzig 1997).

Ethel Matala de Mazza ist Professorin für deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Literatur- und Theoriegeschichte des politischen Imaginären, Theorie und Ästhetik kleiner Formen, populäres Theater und Massenkultur. Ausgewählte Veröffentlichungen: Der verfasste Körper. Zum Konzept einer organischen Gemeinschaft in der Politischen Romantik (Freiburg 1999); zus. m. Thomas Frank, Albrecht Koschorke und Susanne Lüdemann: Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas (Frankfurt am Main 2007); Der populäre Pakt. Verhandlungen der Moderne zwischen Operette und Feuilleton (Frankfurt am Main 2018).

Jörg Paulus ist Professor für Archiv- und Literaturforschung an der Bauhaus-Universität Weimar. Arbeitsschwerpunkte: Archivforschung, Theoretische Philologie, Medialität der Literatur. Ausgewählte Publikationen: *Der Enthusiast und sein Schatten. Literarische Schwärmer- und Philisterkritik um 1800* (Berlin/New York 1998); *Philologie der Intimität. Liebeskorrespondenz im Jean-Paul-Kreis* (Berlin/Boston 2013); zus. mit Renate Stauf (Hg.): *SchreibLust. Der Liebesbrief im 18. und 19. Jahrhundert* (Berlin/New York 2013).

Christina Vagt ist Assistant Professor for European Media Studies an der University of California, Santa Barbara. Arbeitsschwerpunkte: Kulturtechniken, Technik- und Medienphilosophie, Medien- und Wissenschaftsgeschichte der Naturwissenschaften sowie der Design- und Ingenieurwissenschaften. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Geschichte der Sprünge. Physik und Medium* bei Martin Heidegger (Berlin 2012); zus. mit Jeannie Moser (Hg.): *Verhaltensdesign. Technologische und ästhetische Programme der 1960er und 1970er Jahre* (Bielefeld 2017).

Adressen Autoren ZMK 9|2|2018

Christina Bartz

Universität Paderborn
Institut für Medienwissenschaften
Warburger Str. 100
33098 Paderborn
christina.bartz@uni-paderborn.de

Cornelius Borck

Universität zu Lübeck
Institut für Medizingeschichte und
Wissenschaftsforschung
Königstraße 24
22335 Lübeck
borck@imgwf.uni-luebeck.de

Oliver Fahle

Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Philologie
Universitätsstraße 150
44780 Bochum
Oliver.Fahle@rub.de

Philipp Felsch

Institut für Kulturwissenschaft
Humboldt-Universität zu Berlin
Georgenstraße 47
10117 Berlin
philipp.felsch@hu-berlin.de

Rupert Gaderer

Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Philologie
Universitätsstraße 150
44780 Bochum
rupert.gaderer@ruhr-uni-bochum.de

Andrea Geier

Universität Trier
FB II/Germanistik
54286 Trier
geier@uni-trier.de

Albrecht Koschorke

Universität Konstanz
Fachbereich Literaturwissenschaft
Fach D 160
78457 Konstanz
albrecht.koschorke@uni-konstanz.de

Dirk Ludigs

dirkludigs@t-online.de

Ethel Matala de Mazza

Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für deutsche Literatur
Dorotheenstraße 24
10117 Berlin
ethel.matala@hu-berlin.de

Christoph Menke

Goethe-Universität Frankfurt am Main
Institut für Philosophie
ExNO (HPF EXC 01)
60629 Frankfurt am Main
christoph.menke@normativeorders.net

Jörg Paulus

Bauhaus-Universität Weimar
Fakultät Medien
Bauhausstraße 11
99423 Weimar
joerg.paulus@uni-weimar.de

Christina Vagt

University of California, Santa Barbara
Department of Germanic & Slavic Studies
4206 Phelps Hall
University of California, Santa Barbara
Santa Barbara CA 93106-4130
vagt@gss.ucsb.edu

Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung

Herausgegeben von
Lorenz Engell und Bernhard Siegert

Bisherige Schwerpunkte:

- 0 (2009) Angst
- 1|1 (2010) Kulturtechnik
- 1|2 (2010) Medienphilosophie
- 2|1 (2011) Offene Objekte
- 2|2 (2011) Medien des Rechts
- 3|1 (2012) Entwerfen
- 3|2 (2012) Kollektiv
- 4|1 (2013) Medienanthropologie
- 4|2 (2013) ANT und die Medien
- 5|1 (2014) Producing Places
- 5|2 (2014) Synchronisation
- 6|1 (2015) Textil
- 6|2 (2015) Sendung
- 7|1 (2016) Verschwinden
- 7|2 (2016) Medien der Natur
- 8|1 (2017) Inkarnieren
- 8|2 (2017) Operative Ontologien

9|1 (2018) Mediocene

9|2 (2018) Alternative Fakten

Vorschau:

10|1 (2019) Ontographie

Informationen zur *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* finden Sie unter
www.ikkm-weimar.de/zmk bzw. www.meiner.de/zmk.